MASTER NEGATIVE
NO. 93-81207-3

MICROFILMED 1993

COLUMBIA UNIVERSITY LIBRARIES/NEW YORK

as part of the
"Foundations of Western Civilization Preservation Project"

Funded by the
NATIONAL ENDOWMENT FOR THE HUMANITIES

Reproductions may not be made without permission from
Columbia University Library

COPYRIGHT STATEMENT

The copyright law of the United States - Title 17, United States Code - concerns the making of photocopies or other reproductions of copyrighted material.

Under certain conditions specified in the law, libraries and archives are authorized to furnish a photocopy or other reproduction. One of these specified conditions is that the photocopy or other reproduction is not to be "used for any purpose other than private study, scholarship, or research." If a user makes a request for, or later uses, a photocopy or reproduction for purposes in excess of "fair use," that user may be liable for copyright infringement.

This institution reserves the right to refuse to accept a copy order if, in its judgement, fulfillment of the order would involve violation of the copyright law.

AUTHOR:

WYSS, FR.

TITLE:

TUGEND-UND PFLICHTENLEHRE ...

PLACE:

BERN

DATE:

1874

Master Negative #

93-81207-3

COLUMBIA UNIVERSITY LIBRARIES
PRESERVATION DEPARTMENT

BIBLIOGRAPHIC MICROFORM TARGET

Original Material as Filmed - Existing Bibliographic Record

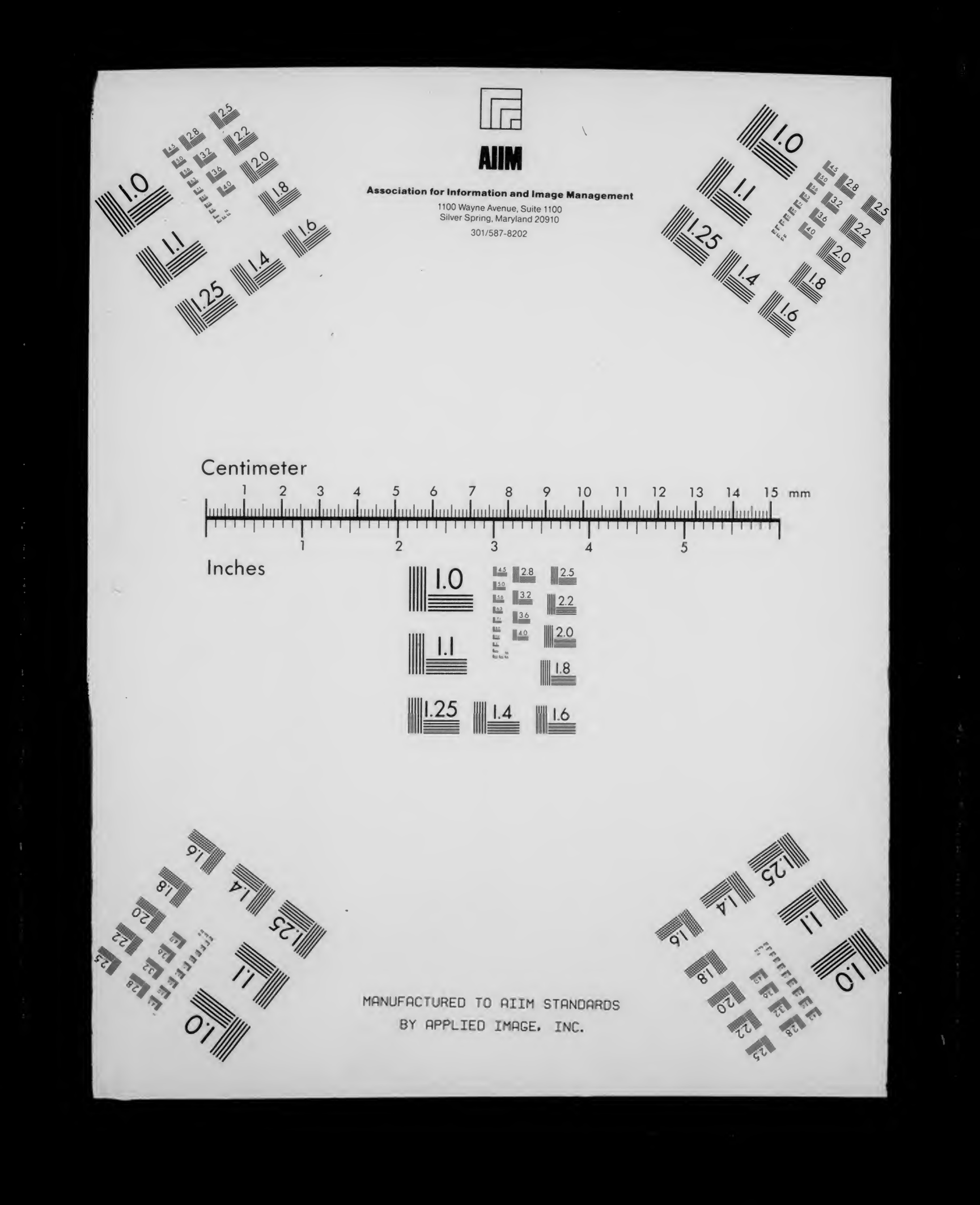
170
W99 -Wyss, Fr[iedrich]. 1832-
Tugend- und pflichtenlehre (ethik); ein hülfsmittel für die sittliche erziehung der tugend insbesondere für nicht-konfessionelle volksschulen.
Bern 1874. D. 16 + 415 p.

420723

Restrictions on Use:

TECHNICAL MICROFORM DATA

FILM SIZE: 35 REDUCTION RATIO: 11x
IMAGE PLACEMENT: IA (IIA) IB IIB
DATE FILMED: 3-24-93 INITIALS Susan
FILMED BY: RESEARCH PUBLICATIONS, INC WOODBRIDGE, CT


AIIM
Association for Information and Image Management
1100 Wayne Avenue, Suite 1100
Silver Spring, Maryland 20910
301/587-8202
Centimeter
Inches
MANUFACTURED TO AIIM STANDARDS
BY APPLIED IMAGE, INC.

1·20

170 W99

Columbia University
in the City of New York
Library

Special Fund
1900
Given anonymously

Tugend- und Pflichtenlehre.

(Ethik.)

Ein Hülfsmittel

für die sittliche Erziehung der Jugend,

insbesondere

für nicht-konfessionelle Volksschulen.

Von

Fr. Wyß,

Schulinspektor.

Bern.

Verlag der J. Dalp'schen Buch- und Kunsthandlung (K. Schmid).

1874.

Stämpfliche Buchdruckerei in Bern.

Nov. 4, 1901. J. K. L.

JUN 13 1907 Sechet. 37

Den Manen

meines unvergeßlichen Lehrers,

des

Herrn Seminardirektor Heinrich Grunholzer,

in wahrster Verehrung

gewidmet

vom

Verfasser.

309250

Vorwort.

Motti: 1. Welche Religion (Konfession) ich bekenne? Keine von allen, die du mir nennst. Und warum keine? — Aus Religion! (Schiller.)

2. Das wahre Christenthum ist diejenige Religion, welche nur die sittliche That als ihr einziges Bekenntniß kennt. —

3. Wahrheit muß die Grundlage aller Erziehung sein; denn sie ist die einzige Quelle der Sittlichkeit. —

4. Das Maß der Sittlichkeit eines Jeden ist das Maß seines wahren Glücks. (Pestalozzi.)

5. Die Ideen des Guten sind der Kompaß, der auf dem Ocean des Lebens sicher führt. (Dittes.)

6. Die sittlichen Ideen sind durchaus souverain und von jeder Konfession unabhängig. —

„Ja, ja, mein lieber Herr," sagte mir unlängst ein erfahrener Geschäftsmann, „in Beziehung auf das Wissen macht die Neuzeit Fortschritte; aber in Beziehung auf Arbeitsamkeit, Wahrhaftigkeit und Ehrlichkeit, kurz, in moralischer Beziehung geht es rückwärts!" — „Das sollte mich nur verwundern, wenn es nicht so wäre," sagte ich. Der Mann war ganz verdutzt. Ich mußte mich erklären. Ich that es folgendermaßen:

„Die heutigen Fortschritte der Wissenschaft, namentlich der Naturwissenschaft, haben das, was früher als Grundlage der moralischen Erziehung gelten konnte, zersetzt und zerfressen. Die Kirchenlehre (wohl zu unterscheiden von der Lehre Jesu und von Religion überhaupt) mit ihrem Wunderbegriff und mit

ihren Dogmen von der Verderbtheit der Menschennatur, von der Höllenstrafe, von dem sinnlichen Himmel, der Auferstehung des Fleisches, dem Sühntod eines Gottes, der Abwaschung der Sünden ꝛc. ꝛc. konnte früher allerdings als Grundlage der moralischen Erziehung (wenn auch nur einer niederen Stufe einer solchen) gelten, weil man früher daran wirklich *geglaubt* hat. Aber bei dem heutigen Fortschritt der Wissenschaft kann man eben nicht mehr daran glauben; folglich hat heut zu Tage die moralische Erziehung eine Grundlage *weniger*, als früher, und das so lange, bis man an die Stelle der Kirchenlehre eine andere und solidere Grundlage der Tugend gesetzt hat. Nach dem Stand der frühern Volksbildung war die Kirchenlehre relative Wahrheit; heute ist sie Unwahrheit. Und glauben Sie wirklich, mein Herr, daß man auf die Unwahrheit die Tugend aufbauen könne?" Mein Mann gab mir vollkommen Recht. Und so ist es.

Die obengenannten Dogmen, die man früher in Schule und Kirche mit aller Glaubenswärme vorgetragen hat, sind heute theilweise zum Gespött geworden, und es hat schon mancher würdige Lehrer mir selber das Geständniß abgelegt, daß er an der Hand der jetzigen Lehrmittel nicht mehr mit Freuden den Religionsunterricht ertheilen könne. Also von zweien Eins! Entweder man zerstöre an der Hand des Syllabus die gesammte moderne Wissenschaft, oder aber man reformire die Kirchenlehre und den Religionsunterricht der Schule gründlich. Das erste wäre ein Verbrechen an der Menschheit. Folglich bleibt nur das zweite übrig.

Drei Dinge müssen im Interesse einer bessern moralischen Erziehung aus dem Religionsunterricht der Volksschule hinaus:

1. Die Spezialgeschichte des Judenthums;
2. Der Wunderbegriff, der Wunderglaube;
3. Alles bloß Konfessionelle, die Menschensatzung, das Dogmatische.

1. Glaubt man wirklich, daß ein Christenkind durch die zweitausendjährige Geschichte des Judenthums hindurchgeführt werden müsse, damit es zum *Christenthum* gelangen könne?

Kein vernünftiger Mensch glaubt es. Aber die Schule war vor 300 Jahren eben nur eine Kirchenschule, d. h. eine Anstalt zur Vorbereitung auf die kirchliche Unterweisung, folglich hatte die Kirche das Recht, ihrer Magd, der Schule, den Lehrstoff vorzuschreiben. Dieses Dienstverhältniß ist geblieben bis auf den heutigen Tag. Und glaubt man wirklich, daß durch eine solche Skandalgeschichte, wie die jüdische vielfach ist, das Christenkind zur Tugend geführt werden könne? Gleich von Anfang, nachdem die Arbeit als eine Strafe — welch' ein Unsinn — erklärt worden ist, tritt der Brudermord auf, sodann wird die Menschheit als ein Heer von unverbesserlichen Sündern ersäuft; zwei Städte werden vom Rachegott im Zorn verbrannt; ein Sohn betrügt seinen blinden Vater; Brüder machen einen Mordanschlag gegen ihren Bruder und verkaufen ihn; der Hofbäcker wird erhängt; hunderte von Kindern werden im Nil ersäuft, Moses läßt dreitausend Israeliten erwürgen; Saul will den David ermorden; David begeht eine Schlechtigkeit gegen Urias u. s. w. Und solche Gräuel des Judenvolkes werden Jahrhunderte lang in der christlichen Volksschule als ein Mittel der moralischen Erziehung gebraucht!?

Nur zwei Männer des Judenthums haben ein Recht, im Religionsunterricht der christlichen Volksschule speziell behandelt zu werden: *Moses* und *Jesus*. Alles übrige ist in gedrängter Kürze dem Geschichtsunterricht zuzuweisen!

Noch aus andern Gründen muß die biblische Spezialgeschichte aus der Volksschule entfernt werden.

Das Judenvolk hat zwar als Träger des Monotheismus allerdings ein großes Verdienst um die Kultur der Menschheit; allein Moses selber hat ja seinen Gottbegriff der egyptischen Priesterschaft zu verdanken, und es ist eine Unwahrheit und ein

Wahn, das Volk der Juden als das „auserwählte" Volk Gottes zu bezeichnen, dem sich Gott allein geoffenbaret habe, und es liegt darin eine Art Gotteslästerung, ein roher und gemeiner Gottbegriff. Denn ihm sind alle Menschen und alle Völker der Erde gleich berufen und von ihm gleich auserwählt, und er trägt sie alle in gleicher Liebe, und seine Liebe kennt keine Vorliebe und Parteilichkeit. Für das verkommene Volk der Juden in Egypten war freilich dieser Wahn angemessen; aber uns ist er eine Schande. Die biblische Geschichte trägt überhaupt den Stempel einer rohen Vermenschlichung der Gottheit: Gott riecht das Opfer, Gott redet, Gott zürnt, Gott rächt sich, Gott macht einen Vertrag zu Schutz und Trutz, Gott bevorzugt seine Bundesgenossen und rechnet ihnen ihre schlechten Streiche nicht zu, Gott gebietet bei der Eroberung des Landes furchtbare Metzeleien und Ausrottung anderer Völker u. s. w. Welche Gotteslästerung! Welche Götzendienerei! Welche Roheit! Und wie schlecht stimmt das mit der Lehre Jesu: „Gott ist Geist, und Gott ist die Liebe und die Gerechtigkeit!"

Noch aus einem dritten Grunde muß die jüdische Geschichte aus dem Religionsunterricht entfernt werden: Die Weltanschauung des Judenthums ist mit der heutigen Naturwissenschaft und Weltanschauung im totalen Gegensatz und ist diejenige der Menschheit auf der Stufe der Kindheit. Das Judenthum hat keinen Begriff von der Naturordnung und der Naturgesetzmäßigkeit, in der sich der Wille Gottes kund gibt; es kennt nur die Willkür eines Gottes über der Natur; es ist wundersüchtig und abergläubisch. Das führt mich zum zweiten Punkt.

2. Der Wunderglaube muß aus der Schule entfernt werden.

Von allergrößtem Schaden für die Menschheit ist der Glaube an Wunder. Der Wunderglaube ist die Erbschaft aus der Zeit des Heidenthums, die sich durch das Judenthum auf die christliche „Kirchenlehre" verpflanzt hat. Um ein so elendes, mißhandeltes, zertretenes Sklavenvolk, wie die Juden

in Egypten waren, zu einer muthigen Aufraffung und dadurch zu der Befreiung aus der Sklaverei zu ermuthigen, war freilich der Wunderglaube nothwendig. Ebenso nothwendig war er in den ersten Jahrhunderten christlicher Zeitrechnung, um den heidnischen Pöbel für das Christenthum zu gewinnen. Aber diese heidnisch rohe Form des Wunderglaubens auch jetzt noch nach der siegreichen Ausbreitung des Christenthums beibehalten wollen, ist eine Versündigung an der erhabenen Idee des Christenthums selber, eine Entweihung der großartigen religiösen Persönlichkeit Jesu. So lange der Wunderglaube beibehalten wird, so wird auch die Masse des Volkes auf einem heidnischen, rohen sittlichen Standpunkt bleiben.

„Vor allem aus ist es der Wunderglaube, welcher die christliche Kirche, protestantische wie katholische, in den Mißkredit gebracht hat, in dem sie bei der gebildeten Welt mit Recht steht." (Lang.) „Eine Religion mit Wundern ist in einer Zeit unmöglich, in der in jeder Volksschule die Wissenschaft von den Naturgesetzen gelehrt wird, und in der sich alle denkenden Genossen längst daran gewöhnt haben, alle Erscheinungen der Natur und des menschlichen Geisteslebens aus natürlichen Ursachen und aus den in ihnen wirkenden Gesetzen abzuleiten." (Lang.) Eine Wunderreligion schließt heutzutage einfach alle naturwissenschaftlich gebildeten und ehrlichen Leute aus der Gemeinschaft mit der Kirche aus.

Der Wunderglaube schwächt die den Menschen innewohnende sittliche Kraft. Denn der Wundergläubige erwartet in aller Noth und Drangsal und im Elend des Lebens stets nur Hülfe von Außen, Hülfe durch ein Wunder. Daß allein die ihm innewohnende sittliche Kraft des Liebens, der Verleugnung seiner selbst, der Aufopferung ihm helfen kann, ist ihm völlig verborgen. Die sittlichen Kräfte der Menschenbrust bleiben gebunden, gefesselt durch den Wahn. Die Folge ist die Indolenz, die Gleichgültigkeit, der Stumpfsinn. — Der soziale Nothstand der heutigen

Zeit, wie er sich in Revolutionen, im Petroleum-Brand der Städte äußert, ist zum großen Theil eine Folge des Wunderwahnes und die rothe Internationale ist ganz naturnothwendig die Tochter der schwarzen. Jeder Wahn und jede Lüge bringt der Menschheit einen Fluch mit-sich. Nur in der Wahrheit ist das Heil der Menschheit.

Zerstört den Wunderglauben, so gebt ihr der Menschheit wieder das ursprüngliche, reine Christenthum, so strahlt die reine Lehre Jesu wieder in ihrer ganzen Herrlichkeit über die Welt; denn sie ist nicht Wahn, sondern die Wahrheit, sie ist nicht Glauben an Wunder, sondern That der Aufopferung, sie ist nicht Bekennen, sondern Helfen, Heilen, Tragen und Erretten!

Und muß man nicht mehr helfen, heilen, tragen und erretten, wenn man die großartige Gesetzmäßigkeit der Naturordnung erkannt hat, die kein Wunder duldet?

Der Wunderglaube schwächt nicht nur die sittliche Kraft, sondern auch den Verstand. Der Wundergläubige kann nicht nach Wissen, Erkennen und Begreifen streben, weil es für ihn gar keine Naturordnung gibt. Der Wunderglaube legt die Ehre der Menschheit, die Vernunft in einen ewigen Bann; denn er erschüttert das Fundament des vernünftigen Denkens: Das Gesetz des Kausalzusammenhangs. Unwissenheit ist daher die unzertrennliche Begleiterin des Wunderglaubens. Die Unwissenheit gebiert die Armuth, diese das Elend, dieses das Laster und dieses das Verbrechen, den Krieg und den Tod. Der Wunderglaube, über den sich schon Christus so sehr geärgert, ist zudem eine Gotteslästerung, da Gott ein Gott des ewigen Gesetzes und nicht der Willkür, ein Gott ewiger Ordnung und nicht der Unordnung

ist. Gott kann sich nicht selbst entgegenhandeln; denn das wäre nicht ein Zeichen von Macht, sondern von Ohnmacht. (Zwingli.)

Die Wahrheit allein, nicht der Trug, ist das Evangelium der Armen. Die Wahrheit macht, daß die Blinden sehen, die Tauben hören und die Lahmen gehen; die Wahrheit bringt:

Ehre dem Gott in der Höhe;
Friede auf Erden, und
Allen Menschen ein Wohlgefallen.

3. Alles bloß Konfessionelle, die Menschensatzung muß aus der Volksschule entfernt werden.

Wie unter dem Schutt der Städte Perlen und Diamanten verborgen liegen, so liegt die Lehre Jesu unter dem Schutt der Kirchenlehre verborgen. Der Schutt der Kirchenlehre, protestantischen wie katholischen, heißt: Teufel- und Wunderspuck; Verderbtheit der Menschennatur, Höllenstrafe, sinnlicher Himmel, Auferstehung des Fleisches, Abwaschung der Sünden durch das Blut eines Gottes, Ablaß, Intoleranz, Unfehlbarkeit ꝛc. Alles dieses ist das Gegentheil der Lehre Jesu. All' dieses ist bloße Menschensatzung, Abstimmungsresultat der allgemeinen Konzilien, von dem zu Nyzäa im Jahr 325 bis zu dem in Rom im Jahr 1870. Fort mit diesem Schutt!

Wo sind denn aber die Diamanten und Perlen? Die Lehre Jesu hat drei große Ideen: Gott, die Unsterblichkeit und die Tugend, und sein Leben war: Liebe, Gotteskindschaft und Freiheit.

Zu diesem Jesus und der Spruchweisheit und der Psalmenpoesie des alten Testamentes müssen wir zurückkehren. Es soll dem Volke gesagt werden, daß das Christenthum nicht ein Glauben an Lehrsätze ist, sondern die ungetheilte Hingabe an die Zwecke Gottes mit der Menschheit, an den Sieg des Wahren und Guten und Schönen; es soll ihm gesagt werden, daß das

Kennzeichen eines guten Christen nur ganz allein die sittliche That ist, daß das wahre Christenthum Sittlichkeit ist und daß „der beste Mensch auch immer die beste Religion hat." Im Thun des Guten, und nicht im Bekennen und Glauben, liegt die Religion Jesu. Diese Religion Jesu, die Religion der That, hat einen allgemein menschlichen Charakter. Es ist die allgemein menschliche und einzig vernünftige Religion, und diese müssen wir an die Stelle des konfessionellen Religionsunterrichtes setzen, der nur Maulchristen und Heuchler zu bilden im Stande ist.

Mit dem Fallen der Menschensatzungen wird der konfessionelle Hader weichen, Jesus wird erst dann seine wahre Auferstehung feiern und in seiner ganzen sittlichen Größe erkannt werden; die gebildete Welt wird der Religion wieder zugeführt werden, und die Tugend wird statt auf Hölle und Teufel auf die Idee der Pflicht und der selbstlosen Liebe aufgebaut und in der ganzen Reinheit ihres Begriffs gefaßt werden. (Denn der Begriff Tugend verlangt, daß der Mensch das Gute rein aus Liebe zum Guten thue.) Hiedurch wird die Tugend statt auf Dogmen auf die unerschütterliche Grundlage der Vernunft gestellt; denn es ist die Vernunft und das Gewissen, die es dem Menschen als eine untrügliche Wahrheit bestätigen, daß er nur dann glücklich und in Gott ist, wenn er gut ist, und daß eine sittliche Weltordnung nur dann bestehen kann, wenn jeder Mensch den Zwecken des Ganzen dient. Der allgemein menschliche Religionsunterricht wird also zur Ethik, d. h. zur Lehre von dem Guten.

Nun frage ich, welcher Stoff in einer solchen Ethik oder Tugendlehre zu bieten sei.

Vor allem sind geschichtliche Beispiele des Guten zu bieten; denn „Beispiele reißen hin!" Diese Beispiele sind aus der ganzen Weltgeschichte auszuwählen, da sich Gott auch in der ganzen Weltgeschichte offenbart; doch darf das alltägliche Familienleben

nicht ausgeschlossen sein. Die ausgewählten Personen sind den Kindern als Vorbilder des Guten hinzustellen. Die Beispiele sind nach den Pflichten zu ordnen, und mit Sprüchen der Weisheit aus dem alten und neuen Testament, wie aus den Klassikern und mit Liedern zu begleiten. Auch in den Klassikern offenbart sich Gott so gut, wie in den Psalmen und Sprüchen der Weisheit des alten und neuen Testamentes. Die Sprüche sind nicht Memorirstoff, sondern Lesestoff und dienen als Anhaltspunkte bei der mündlichen Behandlung der Beispiele. Einzelne Stellen aus dem neuen Testament, wie die Bergpredigt, die Gleichnisse und einzelne Briefe des Paulus werden aufgenommen; denn diese enthalten eben die Ethik Jesu. Dies ist der Inhalt meines Buches. Die Weltgeschichte, die Bibel und die Klassiker, das sind meine drei Quellen; und die Moralphilosophen Kant („Grundlegung zur Metaphysik der Sitten," Riga 1792), Dittes, Schopenhauer, Bentham, Smiles ꝛc. waren meine Führer, weil das Studium ihrer Werke meine Vorarbeit war.

Unter den theologischen Schriften habe ich namentlich die von Lang studirt; auch die Ethik von Rothe habe ich benutzt.

In der Schweiz gibt es schon einzelne Kantone (z. B. Glarus), in denen der „konfessionslose" Religionsunterricht gesetzlich eingeführt ist. In Deutschland und Oesterreich wird dieses Thema sehr lebhaft diskutirt. Auch enthält § 27 des Entwurfes der neuen Bundesverfassung die Bestimmung: „Die öffentlichen Schulen sollen von den Angehörigen aller Bekenntnisse ohne Beeinträchtigung ihrer Glaubens- und Gewissensfreiheit besucht werden können."

Diese Bestimmung verlangt einen interkonfessionellen Religionsunterricht. Das ist eben die Ethik.

Es gibt zwar heutzutage noch genug Leute, welche sagen, daß die Moral ohne Religion nicht bestehen könne, und daß Moral und Religion unzertrennliche Begriffe seien. Diese Be-

hauptung hat aber nur den Schein für sich. Die sittlichen Prinzipien sind als die höchsten der Menschheit ganz souverain, und unabhängig von jeder Konfession und Religion. Sie haben eine viel solidere Grundlage als diese sind; sie sind im Wesen der menschlichen Gesellschaft und in der Weltordnung selber begründet, sie sind einfach eine gesellschaftliche Nothwendigkeit und darum so unerschütterlich, wie ein Naturgesetz. Den Beweis dafür kann ich nicht in einer Vorrede leisten.

„Bisher zwar," sagt Pfarrer Michel, „waren die sittlichen Ideen nur zugleich in und mit der Konfession getragen gewesen. Daß sie aber in dieser ihren Grund haben und nicht ohne sie bestehen können, ist eine Verwechslung ihrer bisherigen Erscheinungsform mit ihrem Wesen und darum nur eine Täuschung." (Moralphilosophischer Exkurs von Pfarrer Michel, pag. 29.)

Die Männer von Fach habe ich noch speziell auf einen zweiten pädagogischen Gedanken aufmerksam zu machen, der in meiner Schrift ist. Alle Welt schreit über Ueberladung der Schüler mit Wissensstoff und ruft nach Konzentration. In meinem Buch ist eine solche Konzentration; denn ich habe Bilder der Weltgeschichte mit der Pflichtenlehre und Religion in Ein Ganzes verbunden.

Schließlich noch ein Wort über die Widmung. Dieses Buch ist den Manen Grunholzers gewidmet, weil ich die Anregung zu diesem Buche seiner Zeit im Unterricht Grunholzers gefunden habe. Grunholzer war als Lehrer der Pädagogik vom heiligen Geist des Wahren, Guten und Schönen getragen. Dieses Dreigestirn der Idealwelt hatte seine Seele glänzend erleuchtet, und es stimmen in seinem Leben Wort und That völlig zusammen. Die Begeisterung für die Wahrheit war in seiner Schillerseele ebenso groß, wie seine Jesusliebe für die Menschheit. Aber je mehr er darum in seinem Unterricht mit dem Geiste des wahren

Christenthums übereinstimmte, desto mehr war er im Gegensatz zu vielen verdummenden Dogmen der Kirchenlehre. Gerade darum gab er uns Seminaristen einen eigenen, ganz selbständigen, philosophischen Kurs in der Ethik, in welchem er zeigte, daß die Idee des Guten auf die Idee des Wahren und auf die Vernunft aufgebaut werden muß. Dadurch hat er uns speziell auch befähigt, später die Literatur der Ethik zu studiren. Und aus diesem Studium ist dieses Buch hervorgegangen. Mit Recht glaube ich also, es als Zeichen der Dankbarkeit und Liebe seiner Schüler den Manen Grunholzers widmen zu sollen.

Ich bin so frei, es hier offen auszusprechen, daß ich es als einen großen Fehler der Seminarien der Schweiz und Deutschlands ansehe, daß sie, mit geringen Ausnahmen, nicht einen selbständigen Kurs wissenschaftlicher Ethik in den Unterrichtsplan aufgenommen haben und meist die Sittenlehre nur als Anhängsel der Glaubenslehre mitlaufen lassen. Dieser selbe Tadel wird übrigens auch in Deutschland namentlich von der philosophischen Schule von Krause laut ausgesprochen. Was Grunholzer als Seminardirektor vor 25 Jahren schon in dieser Hinsicht gethan hat, sollte jetzt in keinem Seminar mehr fehlen Denn Bogumil Goltz hat ganz Recht, wenn er sagt: „Wenn man nur auch so eifrig am Gottestempel aufbaute, als man am Tempel des Aberglaubens einreißt!" Der Schwachheit und Unvollkommenheit meiner Arbeit ist sich niemand mehr bewußt, als ich. Doch tröste ich mich mit dem Bewußtsein, mich wenigstens nach meinen schwachen Kräften und beschränkter Zeit bemüht zu haben, das Gute zu fördern.

Zum Schluß bemerke ich, daß ich diese Schrift nicht als Schulinspektor geschrieben habe, sondern als Privatperson, und daß ich in meiner amtlichen Stellung die abweichende religiöse Ueberzeugung jedes Lehrers achten werde; denn die erste Bedingung jeder Tugend ist die starke Ueberzeugung. Ebendarum auch kann man auf die Unwahrheit die Tugend nicht aufbauen.

Den Sinn des ganzen Buches kann ich in die Wort fassen:

Höchster Beweggrund — die Liebe,
Höchster Führer — die Erkenntniß,
Höchster Lohn — das Gut-Sein, und
Höchste Devise — „Ich diene." —

Oder auch in die Worte von Linggs „Dodona":

„Von Egyptens Pyramiden
„Bis zu Delphis Priesterin,
„Bis zu Ganges' Tempelfrieden
„Herrsche Einer Lehre Sinn:
„Trost zu spenden, Schmerz zu lindern,
„Licht zu wecken weit und breit,
„Freiheit allen Erdenkindern.
„Freiheit, Liebe, Menschlichkeit."

„So bestehet nun in der Freiheit, womit Christus uns befreiet hat, und lasset euch nicht wieder in das knechtische Joch fangen!" (Gal. 5, 1.)

Burgdorf, September 1873.

Der Verfasser.

I. Pflichten der Kinder.

A. Pflichten des Kindes gegen sich selbst.

1. Lernbegierde.

a. Beispiele: 1. Jesu. — 2. Seneka. — 3. Leibnitz. — 4. Franklin. — 5. Moses Mendelssohn. — 6. Angelika Kaufmann.

1. Jesus.

Jesus ist der Stifter der christlichen Religion. Seine Eltern, Joseph und Maria, waren arme, unbekannte Leute. Nach seinen Verhältnissen genoß Jesus keinen gelehrten Unterricht. Haus und Schule boten ihm die gewöhnliche Bildung seiner Volksgenossen. Im Hause erzählte der Familienvater, wie das Gesetz ausdrücklich gebot, ihm und seinen Brüdern und Schwestern an den Festtagen die alten Erinnerungen der Vorzeit und pflanzte sie auf die Kinder fort. Er unterrichtete sie im väterlichen Glauben. Die Festreisen, die die Vermöglicheren jährlich familienweise nach Jerusalem unternahmen, erfüllten frühe schon die Phantasie der Kinder mit Bildern der heiligen Stadt. Im 12. Jahr hat auch Jesus eine solche Reise mit seinen Eltern gemacht. Bei diesem Anlaß zeigte sich seine große Lernbegierde. Auf der Heimreise entdeckten nämlich die Eltern, daß Jesus nicht mehr bei ihnen war. Sie kehrten nach Jerusalem zurück und suchten ihn. Dort fanden sie ihn im Tempel mitten unter den Lehrern, denen er so aufmerksam zugehört, daß er darob die Eltern und

alles Andere vergessen hat. Der Anblick der Lernbegierde ihres Sohnes ließ die Eltern bald die ausgestandene Angst vergessen.

2. Seneca. † 65 n. Chr.

Man schämt sich zuweilen solcher Dinge, die gar nichts Schimpfliches haben, und läßt sich die falsche Scham oft zum Bösen verleiten. Nicht so handelte der römische Philosoph und Lehrer des Kaisers Nero, Seneka. Dieser besuchte noch in seinem Alter die Lehrstunden anderer Philosophen, ungeachtet er zu den weisesten Männern seines Zeitalters gerechnet wurde. Als ihm Jemand sagte, daß er sich dadurch zu den Jünglingen herunterseßte, antwortete er: „Glücklich bin ich, wenn dieß das Einzige ist, wodurch ich mein Alter beschimpfe. Es ist ja für einen Greis keine Schande, der Aufführung moralischer dramatischer Scenen beizuwohnen; warum sollte er sich schämen, in die Hörsäle der Weltweisen zu gehen? Man muß so lange lernen, als man Etwas noch nicht weiß; und so lange das Leben dauert, muß man lernen, wie man gut und glücklich leben soll."

3. Leibnitz.

Gottfried Wilhelm v. Leibnitz, geheimer Justizrath in Hannover (geb. 1646, gest. 1716), einer der größten deutschen Gelehrten, war noch nicht sieben Jahre alt, als er seinen Vater verlor. Dieser Verlust wurde ihm aber durch die Sorge seiner Mutter für seine weitere Ausbildung und Erziehung ersetzt. Sie übergab ihn der besondern Aufsicht zweier einsichtsvollen Männer, die ihm die Anfangsgründe der lateinischen und griechischen Sprache beibrachten. Noch ehe er völlig 14 Jahre alt war, machte er einst in Einem Tage ein Gedicht auf das Pfingstfest in 300 lateinischen Versen. Im 15. Jahre seines Alters verfertigte er schon gelehrte Aufsätze, und im 17. gab er bereits Bücher in Druck, suchte aber, nach seinem eigenen Geständnisse, bei dem Allem eine größere Ehre darin, unter die Greise, die noch Schüler sind, als unter die Kinder, die Gelehrte waren,

gerechnet zu werden, wie er denn, gleich dem Sokrates, immer geneigt war, zu lernen. Er zeigte als Knabe keinen ausschließenden Hang für irgend eine Art von Studien, sondern versuchte alle mit gleicher Lebhaftigkeit. Denn da sein Vater eine große Bibliothek von seltenen Büchern aus allen Fächern zurückgelassen hatte, so nahm er sich vor, alle diese Bücher der Reihe nach zu durchlesen, und brachte es auch in Kurzem so weit, daß er auch die tiefsinnigsten philosophischen Werke und alle klassischen Schriftsteller verstand; jedoch fühlte er bald, daß es nicht gut sei, so viele verschiedenartige Bücher durcheinander zu lesen, und wählte sich nur einzelne vorzügliche Schriften aus, worunter hauptsächlich der Livius und Virgil waren, mit denen er sich so bekannt machte, daß er noch in seinem Alter ganze Seiten daraus hersagen konnte. — Da er für jede Gattung menschlicher Kenntnisse Sinn und Empfänglichkeit hatte, so ging sein rastloses Streben dahin, das Gebiet der Wissenschaften überhaupt weiter anzubauen und in seinem Innern zu vervollkommnen. Gelehrte aller Art fanden in ihm einen Gönner und Beförderer ihrer Untersuchungen, der keine Arbeit scheute, durch die er glaubte, ihnen nützlich werden, und zur Aufklärung der Gegenstände, denen sie etwa ihren Fleiß widmeten, beitragen zu können. Geschickter Jünglinge nahm er sich wie ein Vater an, und kannte kein größeres Vergnügen, als talentvolle junge Leute in Umstände zu versetzen, wo sie ihre Bestimmung erfüllen, und die Annehmlichkeiten der Wissenschaften genießen konnten. Weit entfernt, diejenigen, die einerlei Laufbahn mit ihm betraten, als seine Nebenbuhler anzusehen, betrachtete er sie vielmehr als Werkzeuge der Vorsehung, mit ihm zu einerlei Absicht bestimmt, das menschliche Geschlecht zu unterrichten. — Sein Wahlspruch war: ‹Paris vitae, quoties perditur hora, perit› (Mit jeder verlornen Stunde geht ein Theil des Lebens verloren). — Er blieb auch diesem Grundsatze vollkommen getreu, und war so ängstlich geizig mit der Zeit, daß er sich unaufhörlich mit etwas Nützlichem beschäftigte, und sogar auf Reisen und bis in sein hohes Alter entweder die Lehrbücher las, nach welchen er in der Jugend studirt hatte, oder Plane zu Büchern entwarf. Jeden

neuen Gedanken, der ihm während der Arbeit auffiel, schrieb er auf, und man hat in der Hannöver'schen Bibliothek noch einige Millionen solcher Zettel von seiner Handschrift, von denen viele kaum eines Fingers lang und breit sind.

4. Franklin.

Der Nordamerikaner Benjamin Franklin (geb. 1706, gest. 1790) wurde von seinem Vater, der ein Seifensieder war, anfänglich zur Theologie bestimmt; er schickte ihn daher in seinem achten Jahre auf die Stadtschule zu Boston, wo er sich durch seine Lernbegierde vor allen seinen Mitschülern auszeichnete. Schon sollte er in die dritte Klasse versetzt werden, als sein Vater, aus Besorgniß der zu großen Kosten, sein Vorhaben, ihn studiren zu lassen, änderte. Er wurde in eine Privatschule gegeben, wo er gut schreiben lernte, aber keinen Geschmack am Rechnen fand. Als er zehn Jahre alt war, nahm ihn der Vater aus der Schule, damit er ihm in seinen eigenen Geschäften an die Hand gehen sollte. Allein der Knabe hatte durchaus keine Lust zu diesem Gewerbe, hingegen eine desto größere Begierde zum Lesen und Lernen. Alles Geld, das er aufbringen konnte, wurde auf Bücher verwendet, und diese Neigung zur Gelehrsamkeit brachte den Vater zu dem Entschlusse, ihn einen Buchdrucker werden zu lassen. Die Umstände waren dazu günstig. Der ältere Bruder unsers Jünglings hatte sich als Buchdrucker zu Boston niedergelassen. Bei diesem kam er in seinem zwölftem Jahre in die Lehre. Hier fand er mehrere Gelegenheit zum Lesen, und alle Zeit, die er übrig hatte, wurde dazu angewendet. Er hatte einen Arbeitsgehilfen, Namens Collins, der ebenfalls das Lesen liebte. Mit diesem besprach er sich über allerlei Gegenstände. Sie theilten einander ihre schriftlichen Aufsätze mit. Diese Aufsätze geriethen zufälligerweise in die Hände des alten Franklin, der das Urtheil darüber fällte, daß die des Collins nicht so gründlich seien, aber eine bessere Schreibart hätten. Dieß reizte den jungen Franklin, sich noch mehr im Style zu üben. Kurz darauf sah er den dritten Theil des

von Richard Steele herausgegebenen «Spectator» (Zuschauer); und da ihm die Schreibart in demselben gefiel, so kaufte er dieß Buch, und suchte dieselbe nachzuahmen. Zu dem Ende las er einen Aufsatz durch, merkte sich den Inhalt, schrieb ihn dann nach einiger Zeit in eigenen Ausdrücken nieder, und verglich dann seinen Aufsatz mit dem im „Zuschauer." Durch diese Uebung, die so ganz seine eigene Erfindung war, erwarb er sich den schönen, ungekünstelten Styl, der nachher seine Schriften auszeichnete. Eine medicinische Schrift, die er gelesen hatte, brachte ihn auf den Gedanken, daß es für die Gesundheit zuträglicher sei, bloß von Pflanzen-Nahrung zu leben. Da er nun dies bei seinem Bruder nicht haben konnte, so bat er denselben, ihm statt seiner Kost die Hälfte seines Wochenlohnes an Geld zu geben. Dieß geschah: und jetzt lebte er bloß von Früchten, Brod und Wasser, kaufte für sein übriges Tischgeld Bücher, und studirte, wenn seine Kameraden aßen und sich vergnügten. Er las aber nicht sowohl Bücher der Art, die nur zum Vergnügen dienen, als vielmehr solche, die Nachdenken erfordern; nur diese gaben ihm Befriedigung, und unterhielten seinen Thätigkeit liebenden Geist. Als Knabe hatte er einen Widerwillen gegen das Rechnen gehabt, als Jüngling aber fand er Geschmack daran, und erlangte darin, so wie in der Geometrie, mit Hilfe einiger Bücher, bald gute Kenntnisse. Locke's, eines berühmten Engländers, Versuch über den menschlichen Verstand, und Xenophons Denkwürdigkeiten des Sokrates, die er in einer englischen Uebersetzung besaß, waren noch vor dem sechszehnten Jahre seine Lieblingsbücher. Und wie er als Buchdruckergehilfe angefangen, so fuhr Franklin als Herr einer Druckerei, und in den wichtigen Staatsbedienungen, die ihm seine Landsleute nachher anvertrauten, fort, sich durch Lesen guter Schriften nützliche Kenntnisse zu erwerben. Bei diesen seinen vorzüglichen Einsichten suchte er auch seine Landsleute durch Schriften zu belehren, indem er unter andern jährlich einen Kalender, „Almanach des armen Richard", herausgab, der allerlei nützliche ökonomische, moralische und andere Aufsätze enthielt, und sehr stark gelesen wurde. Er traf auch viele wohlthätige Anstalten in seinem

Vaterlande, und half demselben sowohl durch seinen Rath als durch seine Klugheit. Als er Gesandter der amerikanischen Staaten in Paris war, wußte er den König Ludwig XVI. für die Sache seines Vaterlandes gegen die Engländer zu gewinnen, und ihn zu bewegen, diesem in seinem Kampfe für Freiheit und Unabhängigkeit beizustehen.

5. Mos. Mendelsson.

Der Vater des berühmten jüdischen Philosophen Moses Mendelssohn (geb. 1729, gest. 1786) war Zehngebotschreiber und Schulmeister in Dessau; er hatte ein armseliges Aemtchen, und der Geist seines Sohnes mußte sich also ohne fremde Beihülfe, ohne irgend eine Aufmunterung, durch alle die drückenden Lasten, die auf ihm lagen, zu dem hohen Grade der Bildung, des Scharfsinnes, der Einsichten, der Weisheit und des Edelmuths, den er erreichte, hindurcharbeiten. Sein unersättlicher Durst nach Kenntnissen verleitete ihn in früheren Jahren, oft ganze Nächte zu durchwachen, weil der Tag für ihn verloren war. Dieß war insbesondere der Fall bei ihm, als er zuerst die philosophischen Werke eines Wolf und Leibnitz studirte, und mit einem vorher nie empfundenen Vergnügen einen immer helleren Tag in seiner Seele aufdämmern sah. Oft war es ihm damals unmöglich, seine Lampe eher auszulöschen, als bis der Morgen schon wieder in sein Fenster schimmerte; er zog sich aber durch diese häufigen Nachtwachen seine nachherige langwierige Nervenschwäche zu, so daß er schon im 56. Jahre seines Lebens starb. — Es ist daher studirenden Jünglingen, die für ihre Gesundheit sorgen wollen, sehr zu rathen, daß sie nicht durch öfteres Fortarbeiten bis nach Mitternacht sich Schaden thun, sondern zeitig zu Bette gehen, und dafür nach einem Genusse von 6 bis 7 Stunden ruhigen Schlafes lieber Morgens bei Zeiten wieder aufstehen.

6. Angelika Kaufmann.

Maria Angelika Kaufmann, die erste und größte Malerin unter den Frauenzimmern des 18. Jahrhunderts, geboren zu Chur in Graubünden am 30. Oktober 1741, war eine Tochter von Johann Joseph Kaufmann, fürstlich bischöflichem Hofmaler. Schon früh äußerte sie eine Neigung zu allem Schönen; sie liebte die Tonkunst, vorzüglich aber das Zeichnen und Malen, in welch' letzterer Kunst sie ihr Vater — den Anfangsgründen nach — unterrichtete. Und ihre Talente entwickelten sich so schnell, daß sie schon in ihrem neunten Jahre einige Portraits in Pastell vollendete, die wegen des zarten Alters der Künstlerin Erstaunen erregten. Ja sie übertraf schon damals (so sehr erhöhete ihr Fleiß ihre natürlichen Kunstgaben) ihren Vater, der, indem sie zu Klären mit ihm gemeinschaftlich arbeitete und das Malen der Gesichter besorgte, bescheiden sich mit der Draperie begnügte. In ihrem 12. Jahre begleitete sie ihren Vater nach Como in Italien, wo nicht nur ihr Talent zur Malerei, sondern auch ihre Anlage für Gesang und Musik Aufsehen erregte. Diese ihre frühe Reise in's Land der Kunst, zeigte, wie hoch ihr Verlangen auf noch höhere Vervollkommnung gespannt war. In den folgenden Jahren bis 1766 hielt sie sich abwechselnd in Mailand, Florenz, Neapel und Rom auf, kam mit den ausgezeichnetsten Künstlern in Verbindung, und bildete, nach den daselbst befindlichen hohen Kunstwerken, sich mit so gutem Erfolg, daß ihre Kunstfertigkeit bald die Stufe der Meisterschaft erreichte. Ihre Bildnisse wurden besonders ihrer Grazie wegen allgemein bewundert, und bald eiferte sie auch als Historienmalerin mit den ersten Künstlern um den Preis. Einige Zeit hernach begab sie sich nach London, wo sie den ehrenvollen Auftrag erhielt, die königliche Familie zu malen, wodurch sowohl ihr Ruf, als ihre Glücksumstände sich noch fester begründeten. Sie fand sehr viele Freunde, worunter der berühmte Reynhold, der ihre Gemälde sehr bewunderte; auch ward sie bei der Errichtung der königlichen Malerakademie in London unter die Zahl der Professoren oder zum Mitgliede aufgenommen.

Die Kupferstiche, welche zum Theil von berühmten englischen Künstlern nach ihren Erfindungen und Portraiten verfertigt wurden, belaufen sich auf 600, und wurden so stark gesucht, daß sie bald selten wurden und zu hohen Preisen weggingen. Viele ihrer Stoffe entlehnte sie aus den mythischen Erzählungen und aus englischen Dichtern, und ihre Erfindungen begleitete immer eine lebhafte und anmuthige Composition.

Nachdem sie 1781 mit dem geschätzten venetianischen Maler Zucchi in die Ehe getreten war, besuchte sie ihr Vaterland, und begab sich sodann mit ihrem Manne nach Rom. Derselbe starb aber bald hernach, und nun lebte sie daselbst einzig der Kunst und ihren Freunden bis zu ihrem Tode im Jahr 1807.

Ihr Leichenbegängniß war von dem berühmten Canova angeordnet und ihre Büste ward 1808 im Pantheon aufgestellt. Sie hinterließ außer einem ansehnlichen Vermögen (sie vermachte es durch ein Testament und Codicill mehreren Personen und Stiftungen), auch eine ausgesuchte Bibliothek, viele Originalgemälde von alten berühmten Meistern, schöne Gypsabgüsse und andere Kunst-Kostbarkeiten.

b. Lehren.

1. Glücklich die Kinder, welche die Jugendzeit wohl anwenden! Die Jugendzeit ist die Zeit des Säens, wie das Alter die Zeit des Erntens; jene ist die Zeit des Lernens, diese die Zeit des Handelns und Wirkens. In der Jugend ist der Geist des Menschen empfänglich; er ist wie ein frisch gepflügter Acker; er nimmt alles leicht auf, den Samen des Guten und des Bösen. Glücklich das Kind, das vor dem Bösen bewahrt bleibt, das Gute liebt und thut und mit allem Eifer strebt, den Acker seines Geistes mit nützlichen Kenntnissen zu bereichern.

2. Unendlich viel ist zu lernen! Ungeheuer groß ist jetzt schon das Gebiet des menschlichen Wissens. Tausende von Menschengeschlechtern haben es, wie die Bienen den Honig, zusammengetragen. Die Zukunft wird diesen geistigen Schatz der Menschheit noch vermehren; denn hier ist kein Stillstand, sondern

ewige Entwickelung. Jedes spätere Geschlecht wird mehr im Lichte und in der Sonne der Erkenntniß wandeln und wird daher glücklicher sein. Schon jedes einzelne Unterrichtsfach enthält so viel Wissensstoff, daß das Leben eines einzelnen Menschen nicht hinreicht, denselben sich ganz anzueignen. Dieser Schatz des Wissens steht jedem offen, dem Armen, wie dem Reichen. Darum beeile dich, o Jugend, laß den Leichtsinn und die Flüchtigkeit! Sammle, wie eine Biene, den Honig der Wissenschaft und speichere ihn auf zu deinem und Anderer Nutzen! Aber ein ernstes Wollen ist nothwendig; denn das Lernen ist nicht so angenehm, wie das Spielen; aber nützlicher ist es. Doch brauchst du nur zu wollen, so geht es; der Mensch kann alles, was er recht will. Wollen ist Können, hat Napoleon I. gesagt und mit diesen Worten die halbe Welt erorbert.

Laß dich auch warnen durch die Reue vieler alten Leute, die ihre Jugendzeit nicht gut angewendet haben! „O, könnte ich noch einmal jung werden!" so rufen diese aus, „wie wollte ich fleißig lernen und keine Minute versäumen!" Auch andere gibt es; die klagen später ihre Eltern laut an, daß diese nicht die Einsicht und Liebe gehabt haben, sie fleißig in die Schule zu schicken und tüchtig zum Lernen anzuhalten. — Solche Leute büßen später ihren Unverstand oder den ihrer Eltern mit Armuth, Abhängigkeit, Krankheit, Unwissenheit, Noth und Schande.

3. O, wenn die Kinder wüßten, was alles im Alter auf sie wartet, wie schwer das Leben ist und wie viele Pflichten zu erfüllen sind, da würden sie fleißig lernen und sich im Lernen solche Männer wie Jesus, Seneka, Karl der Große, Galiläi, Leibnitz, Franklin und viele andere fleißige Menschen zu Vorbildern nehmen. — Wer etwas Rechtes gelernt hat, wer sich viele Kenntnisse und Tugenden erworben hat, der ist geachtet, geliebt und glücklich. Auch ist er reich, denn er kann sich durch seine Leistungen sein Brod leicht erwerben. Seinen Eltern macht er große Freude und seinen Lehrern Ehre. Beiden stattet er den schuldigen Dank ab durch seine ehrenvollen Leistungen und Thaten. Doch wird er auch noch ein nützliches Mitglied der ganzen menschlichen Gesellschaft. Alle Mitmenschen haben sich

Die Kupferstiche, welche zum Theil von berühmten englischen Künstlern nach ihren Erfindungen und Portraiten verfertigt wurden, belaufen sich auf 600, und wurden so stark gesucht, daß sie bald selten wurden und zu hohen Preisen weggingen. Viele ihrer Stoffe entlehnte sie aus den mythischen Erzählungen und aus englischen Dichtern, und ihre Erfindungen begleitete immer eine lebhafte und anmuthige Composition.

Nachdem sie 1781 mit dem geschätzten venetianischen Maler Zucchi in die Ehe getreten war, besuchte sie ihr Vaterland, und begab sich sodann mit ihrem Manne nach Rom. Derselbe starb aber bald hernach, und nun lebte sie daselbst einzig der Kunst und ihren Freunden bis zu ihrem Tode im Jahr 1807.

Ihr Leichenbegängniß war von dem berühmten Canova angeordnet und ihre Büste ward 1808 im Pantheon aufgestellt. Sie hinterließ außer einem ansehnlichen Vermögen (sie vermachte es durch ein Testament und Codicill mehreren Personen und Stiftungen), auch eine ausgesuchte Bibliothek, viele Originalgemälde von alten berühmten Meistern, schöne Gypsabgüsse und andere Kunst-Kostbarkeiten.

b. Lehren.

1. Glücklich die Kinder, welche die Jugendzeit wohl anwenden! Die Jugendzeit ist die Zeit des Säens, wie das Alter die Zeit des Erntens; jene ist die Zeit des Lernens, diese die Zeit des Handelns und Wirkens. In der Jugend ist der Geist des Menschen empfänglich; er ist wie ein frisch gepflügter Acker; er nimmt alles leicht auf, den Samen des Guten und des Bösen. Glücklich das Kind, das vor dem Bösen bewahrt bleibt, das Gute liebt und thut und mit allem Eifer strebt, den Acker seines Geistes mit nützlichen Kenntnissen zu bereichern.

2. Unendlich viel ist zu lernen! Ungeheuer groß ist jetzt schon das Gebiet des menschlichen Wissens. Tausende von Menschengeschlechtern haben es, wie die Bienen den Honig, zusammengetragen. Die Zukunft wird diesen geistigen Schatz der Menschheit noch vermehren; denn hier ist kein Stillstand, sondern

ewige Entwickelung. Jedes spätere Geschlecht wird mehr im Lichte und in der Sonne der Erkenntniß wandeln und wird daher glücklicher sein. Schon jedes einzelne Unterrichtsfach enthält so viel Wissensstoff, daß das Leben eines einzelnen Menschen nicht hinreicht, denselben sich ganz anzueignen. Dieser Schatz des Wissens steht jedem offen, dem Armen, wie dem Reichen. Darum beeile dich, o Jugend, laß den Leichtsinn und die Flüchtigkeit! Sammle, wie eine Biene, den Honig der Wissenschaft und speichere ihn auf zu deinem und Anderer Nutzen! Aber ein ernstes Wollen ist nothwendig; denn das Lernen ist nicht so angenehm, wie das Spielen; aber nützlicher ist es. Doch brauchst du nur zu wollen, so geht es; der Mensch kann alles, was er recht will. Wollen ist Können, hat Napoleon I. gesagt und mit diesen Worten die halbe Welt erorbert.

Laß dich auch warnen durch die Reue vieler alten Leute, die ihre Jugendzeit nicht gut angewendet haben! „O, könnte ich noch einmal jung werden!" so rufen diese aus, „wie wollte ich fleißig lernen und keine Minute versäumen!" Auch andere gibt es; die klagen später ihre Eltern laut an, daß diese nicht die Einsicht und Liebe gehabt haben, sie fleißig in die Schule zu schicken und tüchtig zum Lernen anzuhalten. — Solche Leute büßen später ihren Unverstand oder den ihrer Eltern mit Armuth, Abhängigkeit, Krankheit, Unwissenheit, Noth und Schande.

3. O, wenn die Kinder wüßten, was alles im Alter auf sie wartet, wie schwer das Leben ist und wie viele Pflichten zu erfüllen sind, da würden sie fleißig lernen und sich im Lernen solche Männer wie Jesus, Seneka, Karl der Große, Galiläi, Leibnitz, Franklin und viele andere fleißige Menschen zu Vorbildern nehmen. — Wer etwas Rechtes gelernt hat, wer sich viele Kenntnisse und Tugenden erworben hat, der ist geachtet, geliebt und glücklich. Auch ist er reich, denn er kann sich durch seine Leistungen sein Brod leicht erwerben. Seinen Eltern macht er große Freude und seinen Lehrern Ehre. Beiden stattet er den schuldigen Dank ab durch seine ehrenvollen Leistungen und Thaten. Doch wird er auch noch ein nützliches Mitglied der ganzen menschlichen Gesellschaft. Alle Mitmenschen haben sich

seiner zu erfreuen und zu getrösten. Gemeinde und Staat sehen mit Stolz auf ihn und die allgemeine Achtung und Liebe ist es, die ihn beglückt. Indem er das Glück Aller befördert hat, hat er schließlich sein eigenes begründet. So ist das Schicksal des lernbegierigen und braven Schülers.

c. Sprüche.

1. Noth lehrt beten; Arbeit lehrt,
   Wie man gegen Noth sich wehrt. (Gleim.)
2. Schaffen und Streben ist Gottes Gebot;
   Arbeit ist Leben, Nichtsthun der Tod. (J. Venedey.)
3. Aufschub ist der Dieb der Zeit. (Young.)
4. Fleiß und Mühe sind der rechte Mosesstab,
   Der aus dem Felsen die Labequelle schlägt. (Kotzebue.)
5. Wie manche Zeit hast du versäumt!
   Und, ach, wie oft ertönt die Klage,
   Daß man die besten Tage
   Oft hat verträumt! (W.)
6. Nur was du gewirkt, hast du gelebt. (Göthe.)
7. Zwischen heut und morgen
   Liegt eine lange Frist,
   Lerne schnell besorgen,
   Da du noch munter bist. (Göthe.)
8. Du hast zwei Hände und Einen Mund;
   Lern' es ermessen!
   Zwei sind da zur Arbeit und
   Einer zum Essen. (Rückert.)
9. Arbeit ist des Blutes Balsam;
   Arbeit ist der Tugend Quell. (Herder.)
10. Laß dein Herz auf Weisheit Acht haben,
    Und neige dein Herz mit Fleiß dazu. (Sprüchw.)
11. Die größte Lebensweisheit liegt in der
    Liebe für das Wahre, Gute und Schöne. (Schiller.)

---

2. Die Mäßigkeit, Mäßigung und Ordnungsliebe.

a. Beispiele: 1. Der Frohsinn des Mäßigen. — 2. Der beste Koch. — 3. Segen der Mäßigkeit. — 4. Melanchthon. — 5. Ordnung erleichtert die Wohlthätigkeit.

1. Der Frohsinn des Mäßigen.

Als Sokrates einst über den Markt ging, wo eine Menge von allerlei Waaren war, rief er aus: „Wie viele Dinge, die ich nicht brauche!" — Der edle Epiktet war zufrieden, wenn er nur das hatte, was die Nothdurft erforderte. Kam es dazu, daß er wirklich Unbequemlichkeiten von seiner Armuth erfahren mußte, so wußte er nicht nur Geduld zu üben, sondern sah es für einen göttlichen Wink an, jetzt zu zeigen, daß dürftige Umstände durch Geduld erträglich werden, und daß die wahre Glückseligkeit und Ruhe des Gemüthes unabhängig von äußerlichen Dingen sei. Er kränkte sich niemals darüber, daß er seine Schüler nur in einem schlechten Zimmer empfangen konnte. Er schlief auf seinem Strohsacke vergnügter als Mancher auf dem weichen Federbette. Weil sein Hausrath keine Diebe reizte, so bekümmerte er sich auch nicht darüber, daß seine Thüre nicht wohl schloß; und da ihm doch einmal seine eiserne Lampe gestohlen ward, so schaffte er sich eine irdene an, damit sie Niemand wegzunehmen der Mühe werth achte. Man hat folgende Verszeilen von ihm, worin er sich ganz schildert:

„Ich, Epiktet, ein Knecht, an einem Fuße gelähmet,
Und wie Irus so arm, bin ich den Göttern doch lieb."

2. Der beste Koch.

Ada, die Schwester des Königs Mausolus in Carien, wurde von Alexander mit dem Königreiche ihres Vaters beschenkt. Um nun ihre Dankbarkeit einigermaßen zu erkennen zu geben, ließ sie die ausgesuchtesten Speisen und Leckereien aller Art zubereiten, und sandte solche nebst den geschicktesten Köchen und Konditoren dem Alexander zum Geschenk, damit er sich nach den ausgestandenen Beschwerlichkeiten des Krieges an den-

selben erquicken möchte. Er aber urtheilte sehr weislich, daß die Leckerhaftigkeit des Gaumens einem Mann nicht anstehe, welcher ernsthafte und wichtige Dinge vorhabe; darum bedankte er sich zwar sehr höflich für die Vorsorge der Königin, setzte jedoch hinzu, es sei solche nicht nöthig gewesen, denn er habe bessere Köche als die ihrigen, und das wären die, mit welchen ihn vormals sein Hofmeister Leonidas versehen, nämlich für das Mittagsmahl einen wackeren Spaziergang am frühen Morgen, und für das Abendessen ein mäßiges Mittagsmahl. Ferner erzählte er bei dieser Gelegenheit, Leonidas habe zum öftern seine Kleider, sein Bette und seine Schränke durchsucht und nachgesehen, ob ihm nicht etwa seine Mutter Olympias heimlich etwas Leckerhaftes zugesteckt.

3. Segen der Mäßigkeit.

Der edle Venetianer Ludwig Cornaro (geb. 1462, gest. 1566), der ein Alter von 104 Jahren erreichte, konnte bis gegen sein Ende hin thätig sein, und das hatte er nichts anderem, als der geordneten und mäßigen Lebensweise zu danken, die er sich in seinem 40. Jahre angewöhnt hatte. Bis dahin hatte er immer an Fieber, Magenbeschwerden, Entzündungen und am Podagra gelitten, und sein Zustand war bereits so schlimm geworden, daß die Aerzte erklärten, keine Arznei könne mehr helfen, er werde nicht mehr über zwei Monate leben, das einzige, was er noch versuchen könne, sei eine sparsame, sehr streng abgemessene Diät. Er versuchte es mit dieser und bewies dabei eine bewunderungswürdige Ausdauer, die mit dem glücklichsten Erfolge gekrönt war.

Schon nach Verfluß eines Jahres sah er sich von allen seinen Beschwerden befreit. In seinem 70. Jahre wurde er einst im Reisewagen umgeworfen und von den Pferden so geschleift, daß er Arm und Fuß verrenkte; er ließ sie wieder einrichten und ward, seines hohen Alters ungeachtet, ohne alle Arzneimittel in Kurzem wieder hergestellt. Als er 80 Jahre alt war, drangen seine Freunde in ihn, er solle seiner spärlichen

Nahrung etwas zusetzen; er gab endlich so weit nach, daß er ein paar Loth weiter an Speise und Trank genoß, als er bis dahin gewohnt gewesen; allein als er schon nach 10 Tagen seine vorige Munterkeit verlor und von einem Fieber befallen wurde, so kehrte er wieder zu der gewohnten Lebensweise zurück und setzte sie bis an sein Ende fort. Auch seine Frau folgte seinem Beispiele, wurde ebenfalls sehr alt und überlebte ihn sogar noch; außerdem erwarb er sich durch seine Abhandlung von dem mäßigen Leben, das in eine Menge Sprachen übersetzt wurde, große Verdienste um seine Mitmenschen, indem er noch viele Andere von dem Segen der Mäßigkeit überzeugte.

4. Melanchthon.

Der treue Gehilfe Luthers bei dem Reformationswerke, Philipp Melanchthon, war so sehr ein Freund der Ordnung und Pünktlichkeit, daß er seine Zeit und seine Geschäfte immer zum Voraus auf's Sorgfältigste eintheile, und so genau bei dieser Eintheilung blieb, als nur immer möglich war. Er konnte es daher nicht wohl leiden, wenn ihm Jemand, mit dem er ein Geschäft zu verabreden hatte, sagte: Innerhalb der und der Stunde oder Tage wolle er es thun, sondern verlangte eine genauere Bestimmung. Hatte er etwas zu befehlen und anzuordnen, so sorgte er dafür, daß die Hauptsachen genau erklärt und immer auf's Deutlichste bestimmt wurden; daher er auch in wichtigen Dingen so wenig wie möglich etwas durch Andere befehlen und anordnen ließ, sondern am öftesten und liebsten es selbst that. Bei seinen Arbeiten überlegte er Alles ganz genau, und beobachtete bei seinen Entschließungen die größte Vorsicht. Immer dachte er zuvor darüber nach, ob nicht noch etwas daran zu verbessern wäre; insbesondere that er dieses bei seinen Schriften, und suchte ihnen durch Verbesserungen und Zusätze die größtmögliche Vollkommenheit zu geben. Leichtsinn und unbehutsames Wesen stritt daher ganz wider seinen Charakter. Man sah ihn immer sehr bedenklich und oft äußerst besorgt wegen des Ausganges solcher Unternehmungen,

woran er Theil hatte, und besonders alsdann, wenn er Urheber und Rathgeber davon gewesen war. Denn er hatte den Grundsatz: ein rechtschaffener Mann müsse mit äußerster Sorgfalt darauf sehen, daß nicht durch seine Schuld irgend etwas Böses gestiftet würde. Camerarius erzählt unter Anderem davon folgendes Beispiel: „Als er sich mit Ausarbeitung der Religionsartikel, die dem Kaiser Karl V. als ein Glaubensbekenntniß der Protestanten übergeben werden sollten, beschäftigte: o welchen Fleiß, Sorgfalt und Mühe wandte er dabei an, damit er nicht etwa ein Versehen beginge, wodurch sein Gewissen beunruhigt, sein guter Name befleckt und die Wohlfahrt der christlichen Kirche gestört würde!" — „Unter seinen Arbeiten" — sagt Camerarius — „habe ich ihn oft nicht nur laut seufzen hören, sondern auch Thränen vergießen sehen; ich habe gehört, wie er sowohl gerechte Klagen über den herrschenden Mangel an christlicher Klugheit und Frömmigkeit, als auch sehr wichtige und weise Reden, denselben abzuhelfen, geführt hat."

5. Ordnung erleichtert die Wohlthätigkeit.

Die verwittwete Herzogin von Kingston (Kingst'n), aus einem der ersten englischen Häuser, war eine sehr reiche Dame, und ihre jährlichen Einkünfte beliefen sich auf mehr denn 40,000 Pfund Sterling (gegen eine halbe Million Gulden). Dessenungeachtet hielt sie auch in den kleinsten Dingen auf Ordnung und Pünktlichkeit, und gab sich die Mühe, selbst die Rechnungen über tägliche Gemüse- und ähnliche Ausgaben genau durchzugehen. Da fanden sich nun viele Leute, welche meinten, es schicke sich nicht, daß sie so sehr auf Kleinigkeiten sehe, da sie so viel Geld habe; ja Viele hielten sie auch wohl für geizig. Selbst ihr Haushofmeister meinte, es sei für eine so vornehme und reiche Dame unanständig, sich mit so unbedeutenden Dingen abzugeben. Nach einigen Jahren wurde ihm sein Dienst zu mühsam, indem er nun alt und kränklich geworden war. Er trat daher aus den Diensten seiner Herrschaft, und lebte mit seiner Familie von seinem erworbenen Vermögen. Der arme

Mann hatte aber mancherlei Unglück, und wurde in einer kurzen Zeit um all' sein Geld betrogen. In der Noth, in welcher er sich befand, erinnerte er sich seiner alten Herrschaft, und nahm zu ihr seine Zuflucht. Sogleich schickte ihm die Herzogin 2000 Pfund Sterling (22,000 Gulden) mit einem Briefe, worin sie sein Unglück theilnehmend bedauerte, aber ihn auch erinnerte, wie nöthig es gewesen sei, selbst in Kleinigkeiten Ordnung zu halten. „Sehet hier," — schrieb sie ihm — „wenn ich nicht von jeher, bis auf die paar Groschen für Gemüse, auf Alles gesehen hätte, so würde ich heute vielleicht nicht das Vergnügen haben können, Euch, mein redlicher Alter, einen solchen Dienst leisten zu können."

b. Lehren.

Es ist sehr schwer, in allem das rechte Maß zu finden. Besonders schwer ist dies aber für die Jugend. Diese hat einen lebhaften Geist, der sie leicht zur Uebertreibung hinreißt. Mit der Uebertreibung stellen sich aber auch sogleich die Leiden ein. Die Jugend soll daher die Mahnung nie vergessen: „Mäßige dich!" — Mäßige dich im Genuß von Speise und Trank; denn wie leicht schadet hier das Uebermaß deiner Gesundheit, dem Köstlichsten, was du hast. Blicke hierbei auf die Weisen aller Zeiten und siehe, wie sie die Mäßigkeit üben. Mäßige dich aber auch in der Freude, in der Trauer, im Spiel, im Schmuck der Kleider, namentlich aber im Zorn. Der Zorn ist ein Tyrann; laß ihn nicht über dich herrschen; sonst bist du nur ein Sklave. — Auch liebe die Ordnung und die Pünktlichkeit. Ordnung in Büchern und Kleidern, Ordnung in allen Dingen, namentlich aber auch in der Anwendung der Zeit, ist von großer Wichtigkeit. — An weisen Menschen siehe die Folgen der Mäßigung und Ordnung. Ein froher, heiterer Sinn, eine kräftige Gesundheit und eine unermüdliche Arbeitslust, das sind die ersten Folgen der Mäßigkeit. Aber zu diesen gesellen sich auch gar bald der Wohlstand und das Glück. Ja, das Glück sucht den Arbeitsamen. Und bist du einmal im Besitz jener Güter, so erwacht

in dir auch bald die Lust, nothleidenden Mitmenschen wohlzuthun, und du genießest damit das höchste und reinste Glück des Lebens.

c. Sprüche.

1. Gebraucht der Zeit, sie geht so schnell von hinnen;
   Doch Ordnung lehrt auch Zeit gewinnen. (Göthe.)
2. Der allein ist weise, der im Sparen zu genießen, im Genuß zu sparen weiß. (Wieland.)
3. Viele Tugenden haben die Götter
   In des Sterblichen Seele gepflanzt;
   Alle werden sie wachsen und blühn,
   Wenn der Mensch ihr Gedeihen nicht stört.
   Aber das Eine, Höchste des Lebens
   Muß er sich eigenkräftig erringen,
   Jenes schwerste, das rechte Maß. (Raupach.)
4. Die Mäßigung trifft überall das Rechte. (L. Schefer.)
5. An jedem Ort, wohin du gehst,
   Nimm deinen Maßstab mit: zum Schmaus, zum Tanz, zum Spiel;
   Und wenn du ruhend stille stehst,
   Dann frage: War's zu viel? (Gleim.)
6. Und willst du nicht die Lebensmäßigkeit,
   Und jene auch, die Seelenmäßigkeit,
   O dann fängst du gewißlich frühe schon
   Das Lebensende an: Verdrossenheit,
   Lustlosigkeit und jahrelanges Sterben. (L. Schefer.)

---

3. Wahrheitsliebe und Offenherzigkeit.

a. Beispiele: 1. Auch dem Feinde muß man Wort halten. — 2. Der Feldprediger. — 3. Plato. — 4. Joh. Kant.

1. Auch dem Feinde muß man Wort halten.

Der Kaufmann Haudaudine aus Nantes (Hohdohdin aus Nant') ward in dem unglücklichen Gefechte bei Legé (Lescheh) in der Vendée (Wahndeh) gefangen, und mit zwei andern ebenfalls in Gefangenschaft gerathenen Bürgern auf ihr feierliches Versprechen, daß sie, wenn sie in ihrer Sendung nicht glücklich wären, sich wieder in ihren Kerker stellen wollten, nach Nantes zurückgeschickt. Es war die Rede von einer Auswechslung: Das Leben von 600 gefangenen Franzosen sollte für die auf drei Tage bestimmte Rückkehr der Abgesandten bürgen. Die Vorschläge der Königlich-Gesinnten wurden allgemein verworfen; man bedrohte die Deputirten, sie als Ausgewanderte zu behandeln, wenn sie in's feindliche Lager zurückkehrten. Zwei von ihnen ließen sich verführen oder schrecken, und blieben in Nantes. Haudaudine aber, nur die Pflicht, sein gegebenes Wort zu erfüllen, vor Augen habend, rief feurig: „Ueber mein Leben und meine Güter könnt ihr gebieten, doch über meine Ehre nicht! Ich habe mein Wort gegeben, zu den Empörern zurückzukehren; das Leben von 600 meiner Mitbürger hängt an meinem Versprechen; nichts vermag mich zurückzuhalten, lebt wohl!" Er entfernt sich, taub gegen das Dringen, das Flehen der Seinigen; sein Herz der Stimme der Natur, den Thränen verschließend, die bei dem Gedanken an seine Gefahr floßen. Die Verwaltungsbehörden von Nantes berichteten den Vorfall dem Nationalconvente. Gerechte Belobungen des Mannes erfolgten, der sich, seiner Mitbürger Blut zu schonen, freiwillig dem Opfertode weihte. Doch auch die Königlich-Gesinnten empfingen Haudaudine mit Achtung; sie behielten ihn zwar gefangen, behandelten ihn aber mit vieler Schonung. Die beiden in Nantes gebliebenen Gefangenen wurden allgemein verhöhnt, und selbst von ihren Freunden und Verwandten verachtet.

2. Der Feldprediger.

Der portugiesische Feldprediger de Laurieras war nebst einigen Offizieren von den Truppen des Königs von Camboya in Ostindien gefangen worden. Er bat, man möchte ihn, um über die Auswechslung der Gefangenen Rücksprache treffen zu können, zum portugiesischen Heere reisen lassen. Da der König von Camboya sein Ausbleiben zu befürchten schien, so band der Mönch seinen Strick ab, und überreichte ihn dem König als das sicherste Unterpfand der Treue. Nun ließ man ihn reisen. Ungeachtet seine Unterhandlung fruchtlos ausfiel, so kehrte er doch zu seinen Fesseln zurück. Diese gewissenhafte Treue in Erfüllung seines gegebenen Worts rührte den König so sehr, und flößte ihm eine so gute Meinung von seinem Volke ein, welches so wahrheitsliebende Menschen unter sich hatte, daß er alle Gefangenen ohne Lösegeld zurückschickte.

5. Plato. † 348 v. Chr.

Der berühmte griechische Philosoph Plato ward von dem König Dionys an seinen Hof nach Syrakus gezogen. Aber die Denkungsart dieses Fürsten und die tyrannische Art, wie er regierte, standen dem Philosophen so wenig an, daß er Syrakus bald verließ. Dionys war darüber so aufgebracht, daß er ihm in der Ferne nachstellte und verschiedene Versuche machte, sich seiner Person zu bemächtigen. Da er endlich doch zu überlegen anfing, wie viel ihm die Klagen eines so großen Mannes und berühmten Schriftstellers in den Augen der Welt schaden könnten, so suchte er sein Unrecht wieder bei ihm gut zu machen, und schrieb ihm einen Brief voll Hochachtungs-Bezeigungen und Entschuldigungen wegen des Vergangenen. Plato antwortete ihm hierauf mit edler Freimüthigkeit: „Nur Sklaven dürfen die Tyrannei fürchten, welche sie in Fesseln hält. Ich bin frei, fürchte sie also auch nicht; glaube übrigens, daß der wahrhaft weise Mann die Rache verabscheut, und daß schon der Reiz des Nachdenkens und der Wissenschaften allein hinreichend sein würde,

um ihn von so niedrigen Empfindungen, die nur schwache und gemeine Seelen einnehmen können, rein zu erhalten."

4. Joh. Kant.

Herr Kant ein Gottesgelehrter war,
In schwarzem Kleid, mit langem Bart und Haar,
So saß er in Krakau auf dem Lehrersitz,
So ging er einher, gegürtet, in Kält' und Hitz',
Ein rein Gemüth, ein immer gleicher Sinn,
Dem Unrecht dulden stets däuchte Gewinn.
Im grauen Alter zog ein Sehnen den Kant
Nach Schlesien, in sein altes Vaterland.
Er schloß die Bücher in den Schrein, bestellte sein Haus,
Nahm mit sein Geld und zog in die Fern' hinaus.
Gemächlich ritt in der schweren schwarzen Tracht
Der Dokter durch der polnischen Wälder Nacht,
Da wimmeln plötzlich um ihn zu Fuß, zu Roß,
Die Räuber mit todbringendem Geschoß;
Rasch stürmen auf den Biedermann sie ein,
Es blinken Messer und Schwert im Mondenschein.
Doch ruhig steigt Johannes von dem Roß,
Und eh' sie's fordern, gibt er sein Gut dem Troß.
Den vollen Reisebeutel reicht' er dar,
Darin bei Groschen manch' blanker Thaler war,
Vom Halse löst er ab die goldne Kett',
Er reißt die schmucken Borten vom Barett,
Den Ring vom Finger, und alles Schmuckes bar
Fleht um sein Leben er zu der Räuber Schar.
Der bärtige Hauptmann faßt ihn an der Brust
Und schüttelt ihn mit derber Räuberlust:
„Gabst du auch alles?" rief er, „Hast du weiter nichts?"
„Nein!" sprach in Todesangst der Arme, „weiter nichts!"
Da stoßen sie ihn hinein in den schwarzen Wald,
Und in der Angst stürmt fort er ohne Halt,
Doch fährt die Hand im Gehen ihm wie im Traum

Hinab an des langen Kleides vorderem Saum,
Wo eingenäht, verborgen und unentdeckt
Sein goldener Sparpfennig sich versteckt.
Nun ward es um's Herz dem Manne wieder leicht,
Denn mit all dem Gelde er die Heimath erreicht.
Doch plötzlich rief er: Hast du nicht gelogen, Kant?
Dies einz'ge Wort ihm auf der Seele brannt',
Vergessen war der Heimath fröhliche Lust,
Denn einer schmählichen Lüge war er sich bewußt.
Und hastig eilt er zurück auf denselben Platz,
Wo die Räuber noch immer theilen seinen Schatz.
Und wie sie lagern im Kreise und tauschen, tritt
In ihre Mitte der Kant mit eiligem Schritt.
Er stellt demüthig sich vor die Räuber hin
Und sprach: „O wisset, daß ich ein Lügner bin!
Doch log der Schrecken aus mir, darum verzeiht!"
Mit diesen Worten riß er den Saum vom Kleid,
Reicht ihnen das Gold und bittet ganz beschämt:
„Das hab' ich böslich vor euch verleugnet! Nehmt!"
Den Räubern aber wird's wunderlich im Kopf,
Sie möchten lachen und spotten über den Tropf,
Und ihre Lippe findet doch keinen Laut,
Und ihr vertrocknetes starres Auge thaut.
Auf springen sie, dann werfen sich all' auf's Knie,
Ein tiefes Schweigen waltet, denn Gott ist hie.
Bald aber regt sich emsig die ganze Schar,
Der reicht den Beutel, der die Kette dar,
Dann helfen sie ihm zu Roß mit willigem Dienst,
Nichts bleibt zurück von ihrem Räubergewinnst,
Johannes mußte nur sein auf seiner Hut,
Daß sie ihm nicht auch schenkten gestohlen Gut.
Er scheidet, er theilt den Segen aus vom Pferd
Und wünscht ihnen gründliche Reu', die sie bekehrt.

G. Schwab.

b. Lehren.

1. Rousseau sagt: „Niemals taugen schlechte Charaktere zu etwas Gutem, es sei, was es wolle." Welches ist nun der Weg zur Begründung eines guten Charakters? Darauf antwortet Kant: „Ein Hauptzug der Gründung des Charakters der Kinder ist Wahrhaftigkeit. Ein Mensch, der lügt, hat gar keinen Charakter. Manche Kinder haben einen Hang zum Lügen, der gar oft von einer lebhaften Einbildungskraft hergeleitet werden muß."

Ja, Wahrhaftigkeit ist das hervorragendste Zeichen der Rechtschaffenheit und eines guten Charakters. Der ist kein großer Mann, der nicht durchaus wahr ist, d. h. der das nicht wirklich ist, was er zu sein scheint. Ein berühmter Amerikaner, Granville Sharp, verdankt seinen Ruhm seinem Lieblingsgrundsatz: „Versuche, immer das wirklich zu sein, was du zu scheinen wünschest!" Jedermann, der sich selbst achtet und auf die Achtung Anderer Werth legt, wird obigen Grundsatz bethätigen. Cromwell sagte einmal zu Bernard, einem nicht allzu gewissenhaften Advokaten: „Verlassen Sie sich nicht zu sehr auf Ihre Schlauheit; diese Eigenschaft kann Sie irre leiten, die Redlichkeit nie." Menschen, deren Worte ihren Handlungen widersprechen, genießen bei Andern keine Achtung und was sie sagen, hat kein Gewicht.

Ein Knabe war einst allein in einem Zimmer, in dem einige Körbe voll schöner Birnen waren. Er nahm keine davon. Jemand fragte ihn nachher, warum er keine eingesteckt habe, da es doch Niemand gesehen hätte. Er antwortete: „Allerdings war Jemand da, nämlich Ich selbst, und ich will nicht eine unehrliche Handlung von mir selbst ansehen." Der Knabe war gut erzogen.

Es ist gleichgültig, ob eine Unwahrheit oder Unehrlichkeit entdeckt werde, oder nicht. Immerhin fühlt der betreffende Mensch, der sie verübt hat, sich selbst erniedrigt; er fühlt sich als ein Schuldiger; dieses Schuldbewußtsein verfolgt ihn und die eigenen Vorwürfe und Gewissensbisse sind sein unvermeidliches Loos.

2. Umgekehrt aber besitzt der Wahrhaftige und Rechtschaffene in Folge seines guten Gewissens eine Heiterkeit und Seelenruhe, die ihn wahrhaft beglücken; er hat, bildlich ausgedrückt, den Himmel in sich. Und so wie er sich selbst achtet, wird er auch von der ganzen Welt geachtet und geliebt. Was er sagt, das gilt, als wären seine Worte von Gold. Dem Uebel kann er wehren, das Gute befördern und das Wohl seiner Mitmenschen und des ganzen Vaterlandes begründen. Noch über sein Grab hinaus wird sein Name mit Ehrfurcht und Liebe genannt, und er wird der Nachwelt als Vorbild gepriesen. „Ehrlich währt am längsten."

3. Darum, o Jugend, sei wahrheitsliebend, aufrichtig und ehrlich; hasse die Lüge als eine Schlange, die dich vergiftet. Wer lügt, der stiehlt auch. Darum meide auch die kleinste Lüge. Es ist aber schon eine Lüge und Unehrlichkeit, wenn ein Schüler in der Schule oder zu Hause die Lösung seiner Aufgaben nicht selber besorgt, sondern abschreibt oder abguckt. Mit solchen und ähnlichen kleineren Lügen wird der Anfang zu größeren gemacht. Der Lehrer soll darum auch beid en kleinsten Anfängen der Lüge die größte Strenge beobachten.

c. Sprüche.

1. Leget ab die Lügen und redet die Wahrheit, ein Jeglicher mit seinem Nächsten. (Eph. 4, 25.)
2. Wer gegen sich selbst und Andere wahr ist und bleibt,
   Besitzt die schönste Eigenschaft der größte Talente. (Göthe.)
3. Gerader Sinn geht über alle Sitte
   Und wächst auch wild auf, wie der Baum im Wald. (Halm.)
4. Rein sei dein Herz! Das Heil'ge wohnt nicht
   Im Haus der Lüge. Wen möchtest du betrügen
   Durch Heuchelei? Die Welt? Die dir doch endlich
   Die Larve vom Gesicht wird ziehn? Dich selbst?
   Kann auch ein Menschenkind sich selbst entfliehn? (Jakobs.)
5. Halt aufrecht, lieber Sohn, den Wuchs und deinen Geist,
   Daß du von gradem Sinn und graden Gliedern seist.

   Die falsche Demuth senkt, die Tücke senkt ihr Haupt;
   Dem freien Muth hat Gott emporzuschauen erlaubt.
   (Rückert.)
6. Magst du die Lüge noch so klug
   In das Gewand der Wahrheit kleiden,
   Der Dümmste ist nicht dumm genug,
   Um beide nicht zu unterscheiden. (Bodenstedt.)
7. Wer einmal lügt, muß oft zu lügen sich gewöhnen;
   Denn sieben Lügen braucht's, um eine zu beschönen. (Rückert.)
8. Wahrhaftigkeit ist die Blüthe der sittlichen Stärke. Schwächlinge müssen lügen, sie mögen es hassen, wie sie wollen.
   Ein Drohblick treibt sie mitten in's Sündengarn.
   (Jean Paul.)
9. Dies über alles: „Sei dir selber treu,
   Und daraus folgt, so wie die Nacht dem Tage:
   Du kannst nicht falsch sein gegen irgend wen.
   (Shakespeare.)

B. Pflichten des Kindes gegen seine Eltern und Lehrer.

1. Die Liebe.

a. Beispiele: 1. Ein Schweizermädchen. — 2. Die Tochter des Dichters. — 3. Honorie. — 4. Kiefun. — 5. Kindespflichten.

1. Ein Schweizermädchen.

Unweit dem Busen des Vierwaldstätter See's in der Schweiz, welcher sich zwischen Ramstadt und dem Lopperberge hin erstreckt, lebte im „äußern Feld" in stiller Verborgenheit ein redlicher Greis, Kaspar Engelberger, beigenannt „der alte Trommler", weil er in früheren Jahren diese Stelle bei der Landmiliz gehabt hatte. Er hatte zwei Söhne und eine Tochter. Der jüngere Sohn war mit der Gicht behaftet. Diesen und den alten Vater verpflegten die beiden ältern Kinder. Da brachen 1798 die französischen Horden in die Schweiz ein, um auch dieses glück-

liche Land zu unterjochen und zu verderben. Der redliche Greis vernahm mit Entsetzen diese schreckliche Kunde, und da ihm die Ehre und Freiheit seines Vaterlandes viel lieber waren, als das Leben, so raffte er, als die Sturmglocke alle wehrhaften Männer und Jünglinge unter die Waffen rief, sich auf, ergriff seine alte Trommel und wirbelte den Sturmmarsch mit solcher Kraft, daß Berg und Thal wiederhallten. Der ältere Sohn zog aus mit den Scharfschützen; nur Anna blieb zurück, um des kranken Bruders zu warten. — Der Morgen des furchtbaren 9. Sept. erschien. Der weit überlegene und zudem kriegskundigere Feind überwältigte auch den heftigen Widerstand des heldenmüthigen Häufleins der Unterwaldner; diejenigen, welche den Kampf überlebt hatten, retteten sich in die Hochgebirge; der alte Kasper schleppte sich nach seiner Hütte zurück; aber sogleich war auch der nachdringende, wüthende Feind da. Geld sollte nun der Greis schaffen. Das hatte er nicht. Während er Schränke und Thüren öffnete, um den gierigen Franzosen das vergebliche Nachsuchen zu erleichtern, hörte er hinter sich einen Schuß fallen und erblickte seinen kranken Sohn, neben der Schwester sich im Blute wälzend, wurde aber sogleich auch selbst durch Bajonnetstiche und Kolbenstöße zu Boden geworfen und blieb ohnmächtig liegen. Die Tochter hatte noch so eben Zeit gewonnen, den Unmenschen zu entfliehen und sich zu verstecken. Als sie aber das Knistern und Prasseln der Hütte hörte, die von den Feinden unterdessen in Brand gesteckt worden war, eilte sie wieder hervor, half dem Greise, dem die Besinnung zurückgekehrt war, auf die Füße und führte ihn in's Freie. Aber kaum hatten sie die flammende Hütte verlassen, so stürmte auch schon ein neuer Franzosenhaufe daher. Einer dieser Wütheriche zuckte schon den Säbel, um den Greis niederzuhauen, als die Tochter den schwankenden Vater mit beiden Armen umschlang und rief: „Mich bringe um, du Unmensch! das steht dir frei; aber so lange ich lebe, meinen Vater nicht!" Ueber diesen Heldenmuth in weiblicher Seele erstaunt, sprang einer der edleren Franzosen hervor, schlug dem Mörder den Säbel aus der Hand, und rettete die fromme Anna und ihren Vater in ein Schiff, das sie nach Luzern in Sicherheit brachte. — So fand sich der gute Alte mit Einem Male alles seines Eigenthums beraubt, hinausgeworfen aus dem heimathlichen Thal, und dem ungewissen Schicksal preisgegeben. Aber die Noth sollte jetzt ein Ende haben. Der Greis und seine Tochter fanden gastfreundliche Aufnahme bei guten Menschen. Der Kriegssturm brauste vorüber. Mit dem Beginn des neuen Jahrhunderts ging wieder ein freundlicher, trostreicher Morgen über den Bergen und Thälern der Schweiz auf. Was die französischen Vandalen in Schutt und Graus gestürzt hatten, das baute die christliche Großmuth und vaterländischer Treusinn wieder auf. Der alte Engelberger erlebte noch das Aufblühen seines verwüsteten Vaterlandes, und genoß in seinem neu aufgezimmerten Häuschen bei Ramstadt noch Tage der harmlosen Ruhe, bis er, von der treuen Tochter gepflegt, sie im Frieden beschloß.

2. Die Tochter des Dichters.

In jener unglücklichen Zeit der französischen Revolution, wo Blutmenschen in Frankreich die Oberhand gewonnen hatten, warb einer dieser Bösewichte, der in einem der damaligen Blut-Gerichte den Vorsitz führte, um des liebenswürdigen Dichters Cazotte schöne, tugendhafte, neunzehnjährige Tochter Elise. Voll Schauder wies sie den Nichtswürdigen zurück. Dieser aber, von Rache glühend, schmiedete sogleich eine falsche Anklage gegen die Tochter und den Vater, ließ Beide auf einen Karren werfen, und in die größte Mördergrube nach Paris schleppen. Zwei Tage und zwei Nächte hatten sie hier auf den kalten Steinen in den feuchten Gewölben jämmerlich zugebracht, als sie nun vor das Blut-Gericht geführt wurden. Elisens Schönheit und Unschuld machten aber doch einen so unwiderstehlichen Eindruck auf die grausamen Richter, daß sie am 26. August 1792 sie von aller Schuld freisprachen und aus dem Kerker entließen. Da man jedoch dem Vater nicht dieselbe Gerechtigkeit wollte widerfahren lassen, flehte Elise so lange, bis man ihr gestattete, in das Gefängniß zurückzukehren, um den Vater zu trösten und zu pflegen. Da dunkelten die gräßlichen Septembertage (2. u. 3.)

hinein. Mit Picken, Keulen, Dolchen, Schwertern, Aexten Beilen und Kartätschen wurden Tausende von Gefangenen niedergemacht. Auch Cazotte ward unter diese unglücklichen Menschen hinausgestoßen. Schon waren die Schwerter gezückt, den Greis zu durchbohren, als die Tochter herbeiflog, sich um den Hals des Vaters warf, ihn mit ihrem Körper bedeckte und ausrief: „Mir erst müßt ihr das Herz durchbohren, ehe Ihr meinen unschuldigen Vater tödtet!“ — Wie von einer überirdischen Erscheinung geblendet, wichen die Mörder zurück. Das umstehende Volk schrie: „Gnade! Gnade!“ der Greis war für dies Mal gerettet. „Nenne uns“, rief die Rotte wie verwandelt und begeistert, „deine Feinde! Wir wollen Euch stracks an diesen Schurken rächen!“ — Aber Cazotte antwortete: „Ich weiß nicht, wer mein Feind sein könnte, da ich Niemanden mit Willen beleidigt habe.“

Dieser Sturm war vorübergegangen. Aber schon drohte ein noch schrecklicherer. — Danton, jenes nur zu bekannte Ungeheuer, wüthete, daß ihm und seinen Spießgesellen das dem Tode bestimmte Opfer nun dennoch entgangen sein sollte. Er schmiedete also unverweilt eine neue Anklage, und ließ den Greis auf's Neue verhaften. Elise ward mit Gewalt aus des Vaters Armen gerissen, und von der Thüre des Kerkers zurückgestoßen. Aber sie eilte auf das Rathhaus und zum Minister, und erwarb sich endlich durch ihre Thränen die Erlaubniß, ferner des Vaters Gesellschaft und Pflegerin sein zu dürfen. Dieser wurde jedoch von Neuem vor das Blutgericht gestellt, seine Vertheidigung nicht berücksichtigt, und er sogleich zum Tode verurtheilt. Um zu dem letzten Gange Kräfte zu sammeln, da er gänzlich erschöpft war, erlaubte man ihm noch, sich auf das Pflaster des Richthauses in einem Winkel hinzustrecken, wo er drei Stunden lang im tiefsten Schlafe liegen blieb. Elisen aber, deren siegreiche Schönheit und Unschuld auch dies Mal wohl den Vater noch würde haben retten können, hielten die vorsichtigen Bösewichter so lange im Kerker verschlossen, bis (12. Sept. 1792) das Haupt des Greisen unter der Guillotine gefallen war. Dann öffneten sie die Pforte und überließen sie ihrem Schmerze.

3. Honorie.

Am 4. Juli 1811 brannten in dem französischen Dorfe Pontoise (Pontoahs) bei Noyon vier Wohnhäuser ab. In einem derselben befand sich während des Brandes ein schwacher, blinder, 73jähriger Greis, Namens Gohard, den man in der Eile der Flucht herauszuführen vergessen hatte. Als seiner 20jährigen Tochter, Honorie, beifiel, daß sie ihn nicht habe aus dem Hause herausgehen sehen, kehrte sie zu demselben zurück. Obschon es bereits in lichten Flammen stand, steigt sie doch durch ein inwendig verriegeltes Fenster, dessen Scheiben sie mit ihren Händen einschlägt, wodurch sie sich ganz blutig macht, hinein. Sie eilt nun auf ihren Vater zu, bei dem die Flamme schon ganz nahe war, umschlingt ihn mitten um den Leib, schleppt ihn mit sich fort, und trägt ihn durch die Flammen zum nämlichen Fenster hinaus, durch welches sie hineingestiegen war, und so gelingt es ihr, ihn völlig unbeschädigt in der Straße niederzusetzen. Erschöpft durch diese übernatürlichen Anstrengungen — denn ihr Vater war groß von Wuchs, sie aber jung, zartgliedrig und klein — und vor Freude, ihren Vater glücklich gerettet zu sehen, fällt sie in Ohnmacht; jedoch kommt sie auf die angewandten Mittel wieder zu sich. Jetzt wirft sie sich zu den Füßen ihres Vaters nieder mit den Worten: „Wie bin ich doch so glücklich! Immerhin mag das Haus jetzt die Flamme verzehren! Du bist gerettet; der Verlust alles Uebrigen macht mir keinen Kummer.“ Sie dachte hiebei so wenig an sich selbst, daß sie weder darauf achtete, wie das Blut aus den Wunden floß, die sie sich durch das Einschlagen der Glasscheiben verursacht hatte, noch daß ihr der Verlust ihrer Kleidungsstücke und alles dessen, was sie besessen, den geringsten Kummer machte.

4. Kiefun.

Ein Mandarin[1]) ward wegen Räubereien
Zum Schwert verdammt. Kiefun, sein Sohn,
Warf sich vor des Beherrschers Thron
Und bat um seines Vaters Leben.

„Ich weiß, er ist des Todes werth!
Doch, mußt du dem Gesetz ein Opfer geben,
Hier ist es. Weihe mich dem Schwert,
Und laß ihn los.“ Mit scheinbar strenger Miene
Sprach der Monarch: „Dein Wunsch ist dir gewährt.
Man führ' ihn auf die Todesbühne!“ [2])
Der Jüngling küss't entzückt des Kaisers Hand
Und springet auf. „Halt!“ rief der Fürst voll Freude,
„Den Vater schenk ich dir, und dich dem Vaterland.“
Er küsset ihn und hängt sein eignes Halsgeschmeide
Dem Helden um. Beschämt ergreift er den Talar [3])
Des Kaisers. „Herr, erlaß mir diese goldne Bürde,“
Sprach er, „die täglich mit erinnern würde,
Daß einst mein Vater schuldig war!“ (Pfeffel.)

5. Kindespflichten.

Zum Propheten kam ein junger Mann und sprach:
Gottgesandter, meine Mutter, alt und schwach,
Lebt bei mir, ich geb' ihr Wohnung und Gewand,
Trank und Speise geb' ich ihr mit meiner Hand,
Hebe sie auf meinem Arm und pflege sie
Sommers kühl und Winters warm und lege sie.
Hab' ich vergolten? Der Prophet sprach: Nein,
Nicht vergolten, aber wohlgethan und fein,
Nicht den zehnten Theil vergaltest du, mein Sohn,
Gott gebe dir für's Kleine großen Lohn. (Rückert.)

b. Lehren.

1. Die schönste Tugend und die größte Pflicht eines Kindes ist die Liebe zu seinen Eltern.

1) Ein von den Portugiesen aus dem lateinischen mandare (beauftragen) gebildetes Wort, um einen Beamten in China zu bezeichnen. Den Chinesen selbst ist das Wort fremd, da sie die Buchstaben D und R gar nicht aussprechen können. — 2) Schaffot. — 3) Ein langes, bis auf die Knöchel (talos) herabwallendes Kleid, wie es auch die Dichter in alten Zeiten trugen.

Worin besteht sie? Sie besteht in dem, was du thust, um deine Eltern zu beglücken, zu erfreuen, ihr Schicksal zu verschönern, ihr Wohl zu befördern und ihr Leiden zu mildern. Ein Kind zeigt erst dann wahrhafte Liebe, wenn es das Wohl der Eltern höher hält, als das eigene. Um den Eltern eine Freude zu bereiten, wird ein gutes Kind gern und willig seine eigenen Freuden, Wünsche und Vergnügungen opfern. Ja, es wird sogar durch dieses Opfern beglückt. Ein gutes Kind liebt seine Eltern sogar auch dann noch, wenn sie ungerecht gegen dasselbe sind. Die Liebe hilft über Alles hinweg und kann Alles. Kinder, die ihre Eltern mißhandeln, thun das Entsetzlichste, das es gibt.

2. Und wie viele ungerathene Kinder gibt es noch, die durch ein schlechtes Leben ihre Eltern betrüben und vorzeitig in's Grab bringen! Wer sich so an seinen Eltern versündigt, wird nie wieder ruhig werden; das Andenken daran lastet wie ein Fluch auf seiner Seele und kann durch keine Reue, ja selbst nicht durch Besserung hinweggebannt werden. — Kindliche Liebe zu deinen Eltern beschützt dich in deinem Leben; sie ist dir ein Schild gegen das Böse, ein Panzer gegen die Versuchung, ein Licht in der Nacht, ein Leuchtthurm im stürmischen Meer deines Lebens.

Verehre deine Eltern und gehorche ihnen in deiner Jugend. Sie gaben dir das Leben, sie gaben dir Nahrung und Freuden, da du ihnen noch nichts geben konntest als Sorge und Angst.

Sie wachten für die Güte deines Herzens und bildeten schon dich für die Ewigkeit, da du noch kaum das irdische Leben kanntest.

Gehorche ihnen; ihr Wille sei der deinige; in der Liebe zu deinen Eltern entwickelt sich auch deine Liebe zu Gott.

Wer seinen Vater von Herzen ehrt, wer seine Mutter von Herzen liebt, der ist zu allem Gutem und Großen fähig. Seine Ehrfurcht ist der starke Schutzengel der kindlichen Unschuld und der eiserne Stab, an welchem sich auch der Gefallene wieder aufrichtet.

Gehorche Vater und Mutter mit freudiger Seele und ohne Murren, denn was dir zum Besten dient, wissen sie am besten. Sie mögen dich belohnen oder strafen, immer ist es ihre Liebe, die dich belohnt, ihre Liebe, die dich bestraft.

Ehre deine Eltern, auch wenn du nicht mehr ihrer Leitung unterworfen bist, und vergiß nie, was sie dir Gutes thaten; Ach! sie haben so lange und nur für dich gelebt, lebe nun dankbar auch für sie.

Ehre den Vater, der Deinetwillen schon manche sorgenvolle Nacht durchwachte, wenn du kummerlos schliefst; der für dich betete, wenn du freudig deinen Spielen nachjagtest; der sich manche Freude versagte, um sie dir aufzusparen, der manchen Tropfen Schweißes vergoß, um dir in der Welt ein gemächliches Loos zu verschaffen.

Ehre die Mutter, welche dich mit Schmerzen gebar und schon über deiner Wiege Thränen der Liebe und des Kummers weinte. Womit willst du diese Liebe, diesen Kummer, diese Thränen vergelten, wenn nicht mit der zärtlichsten Aufmerksamkeit für ihre spätern Tage?

Denke, wenn du einen frohen Säugling an seiner Mutter Busen erblickst: so lagst auch du einst hülflos an der Brust der deinigen und von Niemandem so heiß geliebt, als von ihr.

Denke, wenn du eine Mutter voll Entzückens mit ihrem Kinde tändeln, oder sie mit bleich gehärmter Wange am Krankenlager ihres Lieblings siehst: so empfand auch deine Mutter für dich das gleiche Entzücken, den gleichen Schmerz!

Ach! wie könntest du ihr die zärtliche Ehrerbietung verweigern, welcher unter allen Menschen auf Erden du das Höchste schuldig bist!

Ehre Vater und Mutter, und sei im Alter ihre Pflege, ihr Versorger, ihr Freund und Beschützer. Gib ihnen in ihrem hohen Alter die frohen Stunden zurück, die sie dir als Kind gaben; ernähre sie und verbanne die Sorgen von ihrem Herzen, so wie sie auch deiner ehemals pflegten und schonten; opfere dich für sie auf, wie sie einst für dich sich geopfert haben.

Ehre deine Eltern; mögen sie auch ihre Fehler haben, verdecke sie liebevoll, beurtheile sie schonend; sie haben ja des Guten so viel für dich gethan, sie haben ihr Alter mit Ehren erreicht; könntest du jetzt ihr strenger Sittenrichter werden?

Verhülle ihre Unvollkommenheiten und Schwächen, denn die Ehre deiner Eltern ist deine Ehre! Erinnere dich, wie auch sie ehemals so lange Geduld mit deinen Unarten und Schwächen getragen haben und dich nicht verachteten, sondern mit treuer Zärtlichkeit dir zugethan blieben.

Ehre deine Eltern! Ehre sie mit frommem Andenken, auch wenn sie nicht mehr sind. Ehre sie noch durch ein rühmliches Leben nach ihrem Tode. Ach! du warst vielleicht ihre letzte Sorge, ihr letzter Kummer, ihre letzte Freude, ihr letztes Gebet! So sei ihr Grab noch ein Heiligthum; so sei ihr Name und die Erinnerung ihres liebevollen Lebens noch dein Stolz, noch deine Freude! (Sprüche der Dichter.)

b. **Sprüche.**

1. In der Liebe zu deinen Eltern entwickelt sich deine Liebe zu allem Guten.
2. Ein weiser Sohn erfreuet den Vater;
   Aber ein thörichter ist der Kummer seiner Mutter.
   (Spr. der Weisheit.)
3. Wer seinem Vater und seiner Mutter flucht,
   Deß Leuchte verlöscht in schwarzer Finsterniß.
   (Spr. der Weisheit.)
4. Du sollst Vater und Mutter ehren, damit du auf Erden lange lebest. (2. Mos. 20, 12.)
5. Das Auge, das den Vater verspottet und die Mutter verhöhnt, das müssen die Raben des Thales aushacken und die jungen Adler fressen. (Spr. Sal. 30, 17.)

2. Die Dankbarkeit.

a. Beispiele: 1. Markus Aurelius. — 2. Die königliche Schülerin. — 3. Er war einst mein Lehrer. — 4. Kurzhagen. — 5. Der blinde König.

1. Markus Aurelius. † 201 v. Chr.

Der römische Kaiser Markus Aurelius hegte stets die größte Hochachtung und Dankbarkeit gegen seine Lehrer, und was sein Herz für sie empfand, davon zeugten auch seine Handlungen. So bat er sich für Fronto und den Rusticus Ehrensäulen von dem Senate aus, und erhob den Julius Proculus zu der Würde eines Consuls. Als die Dürftigkeit des Letztern mit dieser Würde, welche zu den ersten im römischen Staate gehörte, sich nicht zu vertragen schien, gab er die zu dessen standesmäßiger Lebensart erforderlichen Kosten aus seinen eigenen Mitteln her. Diesen seinen Lehrer hielt er auch so werth, daß er ihm, so oft er ihn sah, mit einem Kusse seine Ehrfurcht bezeigte, und ihn vor allen übrigen Vornehmen immer zuerst zu grüßen pflegte. Einen andern schönen Beweis seiner dankbaren Gesinnungen gegen seine Lehrer legte er dadurch ab, daß er ihre Namen mit großen Lobsprüchen seinem unter dem Titel: „Betrachtungen über sich selbst" geführten Tagebuche vorsetzte und öffentlich bekannte, wie vortreffliche Männer sie in ihren Gesinnungen gewesen, wie rechtschaffen sie an ihm in seiner Jugend gehandelt, und wie viele Verdienste sie um sein sittliches Wohlsein hätten. Nachdem er sie, so lange sie lebten, mit Ehre und Gütern überhäuft hatte, ließ er nach ihrem Tode ihre Bildnisse aus Gold verfertigen, stellte dieselben unter die Hausgötter seiner Kapelle, besuchte ihre Gräber, beehrte dieselben mit Opfer, und bestreute sie mit Blumen.

2. Die königliche Schülerin.

Ein schon ziemlich bejahrter Schreibmeister, welcher der vor mehreren Jahren verstorbenen, allgemein verehrten Königin Louise von Preußen in ihrer Jugend zu Darmstadt im Schönschreiben Unterricht ertheilt hatte, faßte den Entschluß,

nach Berlin zu reisen, um die Freude zu haben, seine Schülerin vor seinem Ende noch einmal zu sehen. Er kam in Berlin an, und ließ sich bei der Königin als ein alter Bekannter aus Darmstadt melden. Die Königin ließ ihn sogleich vor sich kommen, und freute sich sehr, ihn wieder zu sehen. Sie unterhielt sich einige Stunden mit ihm, und auch der König, der dazu kam, nahm Antheil an ihrem Gespräche. Die Königin fragte ihn endlich, ob er denn kein Anliegen habe, indem sie sich nicht vorstellen könne, daß er so ohne alles Interesse diese weite Reise unternommen habe. Allein er versicherte, daß er nichts brauche, sondern sein gutes Auskommen habe, und daß der einzige Beweggrund seiner Reise gewesen sei, seine ehemalige Schülerin nun als Mutter zu sehen. Der König machte ihm hierauf den Vorschlag, daß er die Merkwürdigkeiten Berlins sehen, und um Ein Uhr sich wieder einfinden, und zu Mittag mit ihnen essen sollte. Der alte Mann nahm aber Anstand, das Letztere anzunehmen, und entschuldigte sich. Allein der König wiederholte es ihm in vollem Ernst, und sagte ihm noch, sie wären ganz allein; er solle nur kommen. Der Schreibmeister fand sich also wirklich zur bestimmten Zeit ein, und aß mit an des Königs Tafel. Als sie aufstanden, übergab ihm die Königin ein kostbares goldenes Etui, auf welchem ihr mit Edelsteinen eingefaßtes Bildniß befindlich war, und sagte zu ihm: „Nehmen Sie, mein lieber alter Lehrer! diese Kleinigkeit zum Andenken von Ihrer ehemaligen Schülerin, die sich recht herzlich freut, ihrem Lehrer noch einmal danken zu können." Der alte Mann, im höchsten Grade überrascht und gerührt, konnte keine Silbe hervorbringen; einige Thränen, die ihm über die Wangen herabrollten, zeigten zur Genüge seine dankbaren Gefühle. Der König sagte ihm hierauf noch, daß dafür gesorgt sei, daß er, sobald es ihm beliebe, von Berlin nach Darmstadt mit Extrapost frei zurückreisen könne.

3. Er war einst mein Lehrer.

Der Erzherzog Karl von Oestreich erfuhr einst, daß sein ehemaliger Lehrer, der kaiserliche General Spanochi, in

französische Gefangenschaft gerathen sei. Sogleich schrieb er an den Obergeneral Moreau: „Ich weiß es, es ist nicht Kriegsgebrauch, die Befreiung eines tapfern Generals, der in Kriegsgefangenschaft gerathen, zu begehren; allein meine Pflicht fordert mich auf, mich für den General Spanochi zu verwenden. Er war einst mein Lehrer, als solcher hat er meine ganze Hochachtung!" — Gerührt durch diesen Zug edler Dankbarkeit antwortet Moreau: „Meine unbegrenzte Hochachtung Ihro Königlichen Hoheit zu bezeugen, gebe ich sogleich Befehl, daß der wackere General Spanochi in 48 Stunden in Wien eintreffen muß."

4. Kurzhagen.

Der Rittmeister Kurzhagen im Ziethen'schen Leibhusarenregiment war eines märkischen Landmannes Sohn, der an der mecklenburgischen Grenze wohnte, und hatte sein Emporkommen weder seinem Geld, noch seinen vornehmen Gönnern, sondern einzig seinen schönen Verdiensten zu verdanken. Als ihn nun eines Tages König Friedrich fragte: „Von was für einem Hause stammt Er ab?" — antwortete Kurzhagen: „Von gar keinem, Eure Majestät; meine Eltern sind gemeine Landleute, aber ich möchte sie um keine andern Eltern in der Welt vertauschen." — „Das heißt edel gedacht," sprach der Monarch, und eine Freudenthräne floß über seine Wangen herab. Bei seiner Rückkunft aus dem siebenjährigen Krieg ritt Kurzhagen mit seiner Schwadron in Parchim ein, wo er ehemals als gemeiner Husar gestanden. Seine alten Eltern erwarteten ihn auf dem Marktplatz. Sie sehen, vom Pferd steigen, seinem Lieutenant die Schwadron übergeben und die Eltern öffentlich umarmen, war eins. Er behielt sie nachher lebenslang bei sich, und ließ sie stets an seiner Tafel sitzen, auch wenn der vornehmste Besuch da war. Hieran stießen sich einige adeliche Junker und murrten so laut darüber, daß es vor die Ohren des Generals Ziethen kam. Dieser begab sich darauf zu Kurzhagen, sagte ihm, er wolle sich bei ihm zu Gaste laden, und werde sich freuen, wenn er auch die anderen Offiziere der Garnison bei ihm treffe. Das Mahl wurde bereitet, Ziethe:: traf bei Zeiten ein, und als vor der Tafel die geladenen Offiziere im Kreise herum standen, sagte er zu Kurzhagen: „Wo sind denn Ihre würdigen Eltern? Ich weiß, daß sie gewöhnlich mit Ihnen speisen; Sie werden mich hoffentlich nicht unter diejenigen rechnen, um derenwillen Sie eine Ausnahme machen müßten." Darauf ging er selbst in's Nebenzimmer, holte die alten Leute herbei, und führte sie an einen Ehrenplatz. Während der Mahlzeit drückte er dem alten Vater mehrmals traulich die Hand und stand endlich, das Glas in der Hand, auf, mit den Worten: „Meine Herren! auf das Wohl dieser würdigen Alten, der braven Eltern eines braven und verdienstvollen Sohnes!" So ehrte Ziethen, selbst ein liebender Sohn, die kindliche Liebe seines wackeren Rittmeisters!

5. Der blinde König.

Was steht der nord'schen Fechter Schar
Hoch auf des Meeres Bord?
Was will in seinem grauen Haar
Der blinde König dort?
Er ruft in bittrem Harme
Auf seinen Stab gelehnt,
Daß über'm Meeresarme
Das Eiland widertönt:

„Gib, Räuber, aus dem Felsverlies
Die Tochter mir zurück!
Ihr Harfenspiel, ihr Lied, so süß,
War meines Alters Glück.
Vom Tanz auf grünem Strande
Hast du sie weggeraubt,
Dir ist es ewig Schande,
Mir beugt's das graue Haupt."

Da tritt aus seiner Kluft hervor
Der Räuber, groß und wild,
Er schwingt sein Hünenschwert [1]) empor

1) Hiune hieß im Mittelalter: Riese, wahrscheinlich in Bezug auf die ungeschlachten Hunnen, welche Deutschland im 5. Jahrhundert heimsuchten.

Und schlägt an seinen Schild:
„Du hast ja viele Wächter,
Warum denn litten's die?
Dir dient so mancher Fechter,
Und keiner kämpft um sie?"

Noch stehn die Fechter alle stumm:
Tritt keiner aus den Reihn,
Der blinde König kehrt sich um:
„Bin ich denn ganz allein?" —
Da faßt des Vaters Rechte
Sein junger Sohn so warm:
„Vergönn mir's, daß ich fechte!
Wol fühl' ich Kraft im Arm." —

„O Sohn! der Feind ist riesenstark,
Ihm hielt noch keiner Stand;
Und doch in dir ist edles Mark,
Ich fühl's am Druck der Hand.
Nimm hier die alte Klinge!
Sie ist der Skalden [1]) Preis.
Und fällst du, so verschlinge
Die Fluth mich armen Greis!"

Und horch! es schäumet und es rauscht
Der Nachen über's Meer.
Der blinde König steht und lauscht,
Und alles schweigt umher;
Bis drüben sich erhoben
Der Schild' und Schwerter Schall
Und Kampfgeschrei und Toben
Und dumpfer Widerhall.

Da ruft der Greis so freudig bang:
„Sagt an, was ihr erschaut!
Mein Schwert, ich kenn's am guten Klang,
Es gab so scharfen Laut." —

1) Dichter oder Sänger der alten nordischen Deutschen.

„Der Räuber ist gefallen,
Er hat den blut'gen Lohn,
Heil dir, du Held vor allen,
Du starker Königssohn!"

Und wieder wird es still umher,
Der König steht und lauscht:
„Was hör' ich kommen über's Meer?
Es rudert und es rauscht."
„Sie kommen angefahren,
Dein Sohn mit Schwert und Schild,
Mit sonnenhellen Haaren
Dein Töchterlein Gunild."

„Willkommen!" ruft vom hohen Stein
Der blinde Greis hinab.
„Nun wird mein Alter wonnig sein
Und ehrenvoll mein Grab.
Du legst mir, Sohn, zur Seite
Das Schwert von gutem Klang,
Gunilde, du befreite,
Singst mir den Grabgesang." Uhland.

b. Lehren.

1. Man ist dankbar gegen Jemand, wenn man das von ihm empfangene Gute mit Worten und Thaten vergilt. Wenn der Edle schon Böses mit Gutem vergilt, wie viel mehr sollen wir Gutes mit Gutem vergelten!

2. Das meiste Gute haben wir von unsern Eltern empfangen; viel Gutes auch von den Lehrern; also schulden wir ihnen auch die größte Dankbarkeit. Die Wohlthaten der Eltern, ihre Sorge, ihre Liebe, sind unaussprechlich. Wenn die Kinder hülflos und schwach sind, so sind es die Eltern, die mit unermüdlicher Sorgfalt und Liebe sie beschützen und pflegen. Und mit welcher Angst und Sorge wachen die Eltern am Krankenlager der Kinder; sie opfern ihre Ruhe, ihre Bequemlichkeit, ihr Vergnügen, ihre Gesundheit für das Wohl ihrer Kinder. Mutter-

liebe ist die stärkste Liebe; sie kennt keine Grenzen. Groß sind auch die Wohlthaten, die wir von unsern Lehrern erhalten. Unsere Lehrer gewöhnen uns an Zucht und Ordnung und Fleiß; sie bilden unsere Tugenden; sie geben uns nützliche Kenntnisse, sind uns Führer und Leiter auf dem Lebensweg. Gute Kinder werden daher gegen Eltern und Lehrer dankbar sein.

3. Wie werden sie dieses äußern? Sie zeigen es durch Wohlverhalten, Fleiß und Dienstleistungen. Durch Wohlverhalten und Fleiß werden die jüngeren Kinder ihren Dank darbringen; durch Dienstleistungen aber werden die erwachsenen Kinder ihren betagten Eltern danken. Wenn die Eltern alt und hinfällig werden, da sollen die Kinder ihnen Trost und Hülfe spenden. Kein guter Sohn und keine gute Tochter wird Vater und Mutter darben oder einsam und verlassen ihre letzten Lebensjahre dahintrauern lassen. Es gibt keinen schönern Anblick, als Söhne und Töchter um das Wohl ihrer bejahrten Eltern wetteifern zu sehen.

c. Sprüche.

1. Alles, was ich bin und habe
   Ist der theuern Eltern Gabe:
   Schutz und Schirm in zarter Jugend,
   Leben, Bildung, Sitte, Tugend.
   Fordert solche Liebe nicht
   Dankbarkeit als höchste Pflicht? (F.)
2. Es gibt nichts so Heiliges für den Menschen, als seine Mutter. (Goltz.)
3. O ihr Glückseligen, die ihr noch eine Mutter habt, sie zu lieben, ihr zu danken. Die Mutter ist eures Lebens wahrhaftige Erlöserin, sie ist's, die eure hülflose Kindheit mit ihren Augen behütete und mit ihrem Herzen bewachte.
4. Wenn sich die Menschenbrust darf Gottes Tempel nennen,
   Das Allerheiligste ist dann das Mutterherz. (K. Richter.)
5. Drei Sterne weiß ich, welche Licht
   Den letzten Nächten spenden;

   Sie leuchten still, sie prahlen nicht,
   Es ist kein eitel Blenden.

   Das Dunkel lastet tief und schwer,
   Was lindert deine Scheue?
   Die Sonn' erlosch, doch nimmermehr
   Der Stern der Muttertreue.

   Am Abgrund irrst du, siehst ihn nicht
   In Finsterniß verborgen;
   Wer zeigt ihn dir? Aus Wolken bricht —
   Der Stern der Mutterſorgen.

   Wenn alle Welt den Armen läßt
   Und wenn kein Wort ihm bliebe,
   Am ewigen Himmel stehst du fest —
   Stern heil'ger Mutterliebe.

   O Mutterliebe, Sorg' und Treu'!
   Nie ausgeschöpfte Güte!
   Und immer alt und immer neu,
   Daß dich die Allmacht hüte! (Immermann.)
6. Hast du die Mutter gesehn, wenn sie süßen Schlummer dem Liebling
   Kauft mit dem eigenen Schlaf und für das Träumende sorgt,
   Mit dem eigenen Leben ernährt die zitternde Flamme,
   Und mit der Sorge selbst sich für die Sorge belohnt? (Schiller.)
7. Meiner Eltern Willen
   Immer froh erfüllen —
   Das sei meine Lust.
8. Gehorsam ist die Haupttugend des Kindes, aus welcher die übrigen Tugenden leicht hervorgehen. (Diesterweg.)
9. Verehre deine Eltern und gehorche ihnen in deiner Jugend.
10. Gehorche Vater und Mutter mit freudiger Seele, denn was dir zum Besten dient, das wissen sie am besten. Sie mögen dich belohnen oder bestrafen, immer ist es ihre Liebe, die dich belohnt oder bestraft.

C. Pflichten des Kindes gegen Geschwister, Mitschüler und Mitmenschen.

1. Liebe zu den Geschwistern und Mitschülern.

a. Beispiele: 1. Der aus der Sklaverei befreite Bruder. — 2. Seid eben so gute Söhne als Brüder. — 3. Die kleine Heldin. — 4. Eine Schwester stirbt für die andere. — 5. Das abgetretene Stipendium. — 6. Die Theilung.

1. Der aus der Sklaverei befreite Bruder.

Der berühmte englische General Elliot hatte im Jahr 1786 durch eine Gesandtschaft und durch die Ehrfurcht, welche sein Name einflößte, den Dey von Algier bewogen, vierzehn Engländer, welche ein Jahr vorher auf einem portugiesischen Schiffe von einem Seeräuber waren weggenommen und in Algier als Sklaven verkauft worden, wieder loszugeben. Einer von ihnen — er hieß John Williams (Dschon Willjähms) — bediente sich der erhaltenen Freiheit, ehe sie von Algier abreisten, die verschiedenen Sklavenbehältnisse zu besehen, und fand in einem derselben ganz unvermuthet seinen älteren Bruder, den er lange für todt gehalten hatte. Die Freude des Wiedersehens, welche die beiden Brüder genossen, läßt sich nur empfinden, nicht beschreiben. Aber der ältere hatte die Kette schon zehn Jahre lang getragen, und unter der anstrengenden Arbeit, die ihm sein Herr auflegte, seine Kräfte und Gesundheit völlig zugesetzt. Der jüngere Bruder konnte es nicht über's Herz bringen, ihn in einem so betrübten Zustande zurückzulassen. Das süße Geschenk der Freiheit, und die Hoffnung, sein Vaterland wiederzusehen, verlor allen Reiz für ihn, weil sein geliebter Bruder so elend war. „Weißt du was, Bruder!" — sagte er zu ihm — „ich bin jung und stark. Ich kann eine solche Lebensart noch länger ausdauern. Kehre du statt meiner nach England zurück; ich bleibe hier als Sklave. Gibt dir Gott Vermögen oder Freunde, so weiß ich gewiß, daß du für meine Loslassung sorgen wirst."

Der Kranke weigerte sich lange; aber endlich gab er den Bitten seines jüngern Bruders nach, den er auch bald darauf aus der Sklaverei loskaufte.

2. Seid eben so gute Söhne als Brüder.

Während der Revolutionszeit wurde im Jahr 1793 die Stadt Lyon in Süd-Frankreich von den Republikanern belagert. Hier lebte ein glücklicher Vater zweier Söhne, von denen der eine nicht gar 15, der andere 12 Jahre alt war. Der ältere mußte das Gewehr tragen, und hatte sich bei den Ausfällen gegen die Republikaner sehr ausgezeichnet. Der Vater verlor schon während der Belagerung sein Leben, und nur die Mutter blieb erhalten. Als Lyon einige Monate darauf eingenommen wurde, setzte man den Jüngling, weil er das Gewehr getragen hatte, in das unter dem Namen „der schwarze Keller" bekannt gewordene schreckliche Gefängniß, und verurtheilte ihn zum Tode. Sein jüngerer Bruder, der ihn überall gesucht und nirgends gefunden hatte, kam endlich auch an das Kellerloch, das auf die Straße Lafond hinaus geht, und rief ihm bei seinem Namen. Als der kleine Gefangene seines Bruders Stimme hörte, streckte er, freilich vergebens, seine Hände durch das Gitter, um ihn zu umarmen, und dieser richtete sich auf den Zehen in die Höhe, um wenigstens des gefangenen Bruders Hand berühren und küssen zu können. — „O mein Bruder," — rief der jüngere — „dich wollen sie umbringen, und ich soll dich nicht wiedersehen? Hast du denn nicht gesagt, daß du noch nicht 15 Jahre alt bist?" — „Ja, Bruder!" — antwortete jener — „ich habe Alles gesagt, aber sie wollen nichts hören. Geh, und tröste unsere gute Mutter! O, nichts macht mir mehr Kummer, als daß ich sie krank hinterlasse. Sage ihr aber noch nicht, daß ich sterben muß!" — Der Kleine zerfloß in Thränen. Er legte sich auf die Erde nieder, winselte und rief unaufhörlich: „Ach, er soll sterben und ist noch nicht 15 Jahre alt!" — Man drohete ihm, daß er schweigen und sich entfernen solle; aber er blieb unbeweglich auf seiner Stelle, bis er durch eine Wache

mit Gewalt hinweggerissen, und vor einen der Kommissäre gebracht wurde. Zum Glück war dieser nicht ganz taub gegen die Stimme der Menschlichkeit. Er redete dem Knaben zu, sich zu beruhigen, und sich in sein Geschick zu fügen. — Aber wie konnte er das? — Er warf sich nun, da alle seine Bitten zurückgewiesen wurden, nieder vor dem bisher Unerbittlichen, blickte zu ihm hinauf, und flehte so herzlich und so dringend: er möchte ihn doch für seinen Bruder sterben lassen, — daß dieser gerührt wurde, ihn freundlich aufhob und einige Zeilen schrieb, die er sogleich absendete, indem er ihn warten hieß. Nach einer Viertelstunde erschien der Gefangene, begleitet von einer Wache, aber ohne Fesseln. — „Gott im Himmel," — riefen beide — „mein Bruder!" — Sie umarmten sich einige Minuten, und dann waren die ersten Worte des Kleinen: „Nun verlasse ich dich nicht wieder!" — „Das sollst du auch nicht!" — sagte der Kommissär — „geht zu eurer Mutter, und seid eben so gute Söhne, als ihr gute Brüder seid!"

3. Die kleine Heldin.

Friederike Wiskin, ein zehnjähriges Mädchen zu Berlin, wurde von ihren Eltern ausgeschickt, eine Semmel zu holen, bei welcher Gelegenheit sie ihren kleinen Bruder mitnahm. Als sie mitten in einer großen Straße waren, kam eine Miethkutsche in vollem Jagen auf sie zugefahren. Man rief dem Kutscher zu, daß er halten solle, er hörte aber nicht. Das Mädchen wendete Alles an, ihren Bruder zu retten, sie vermochte es aber nicht, da er unglücklicher Weise umgefallen war. Nun hätte man erwarten sollen, sie werde wenigstens sich zu retten gesucht, und ihren Bruder Preis gegeben haben; aber nein, das Mädchen dachte edler und für ihr Alter heroischer. Sie warf sich auf ihren Bruder, um ihn mit ihrem Körper gegen die Pferde und Räder zu schützen. Dem Bruder streifte das Rad dicht am Ohre vorbei und er blieb unbeschädigt — unsere Heldin aber traf der Huf des einen Pferdes und versetzte ihr eine tiefe, etwa zwei Zoll weite Wunde, von der sie jedoch nachher glücklich wieder geheilt wurde.

4. Eine Schwester stirbt für die andere.

Iphigenia Desille lebte mit ihrer Schwester, welche verheirathet war und vier Kinder hatte, sehr eingezogen und unbekannt in der ehemaligen Bretagne (Bretanj'), einer Provinz im nordwestlichen Frankreich, deren Einwohner sich zum Theil einige Jahre hindurch der republikanischen Regierung widersetzten und dann schrecklichen Krieg mit ihr führten, welcher unter dem Namen des Vendée- (Wandeh-) Krieges bekannt ist. Voll Trauer über den Verlust ihres geliebten Bruders, der in dem ersten Jahre der Revolution als ein Opfer seines Patriotismus starb, und voll Schmerzgefühl über das unter Robespierre's schrecklicher Regierung täglich sich mehrende Elend des Vaterlandes, lebten die beiden Schwestern nur für ihr kleines Hauswesen und für die vier unerzogenen Kinder. Ihr einziger Genuß war die Liebe der hülflosen Kleinen und die Freundschaft, welche sie beide unzertrennlich verband. Aber nicht lange genossen sie dieses stille Familienglück. Es kam ein Befehl von Paris, worin dreißig Personen benannt wurden, welche als verdächtig arretirt und nach Paris vor das schreckliche Revolutionsgericht gebracht werden sollten. Unter diesen dreißig war auch das unschuldige Mädchen Iphigenie. Ohne Erbarmen wurde sie der weinenden und flehenden Schwester, den jammernden Kindern entrissen und gefangen nach Paris geschleppt. — Das Revolutionsgericht legte ihr einen Brief vor, welcher Desille unterschrieben war, und aus dessen Inhalt man auf die Bekanntschaft mit einem Königlichgesinnten schloß. „Ist es Verrath, ist es ein todeswürdiges Verbrechen, einen Königlichgesinnten zu kennen?" — fragte sie. — „Nur ob du den Brief anerkennst, wollen wir wissen" — war die Antwort der schrecklichen Blutrichter. „Wohl kenn' ich ihn," — sprach Iphigenie entschlossen — „aber ehe ihr mich verurtheilt, gebt mir einen Vertheidiger!" Des folgenden Tages wurde der Rechtsgelehrte Gauveau (Gowoh), ein edler, rechtschaffener Mann, zu ihr in den Kerker geschickt, um sich mit ihr zu besprechen und ihre Vertheidigung zu übernehmen. „Ich traue Ihnen zu," — sagte

Iphigenie — „daß Sie Alles zu meiner Rettung anwenden werden; was glauben Sie, daß ich zu befürchten habe?“ — „Es ist durchaus nichts wider Sie, als der fatale Brief, dessen Unterschrift Sie anerkannten,“ — sagte Gauveau — „und dieser unschuldige Brief wird von dem Revolutionsgericht als ein Beweis des Verbrechens gelten.“ Iphigenie: „Vertheidigen Sie mich mit Muth und Kraft; ich bin unschuldig, es wird Ihnen nicht an Gründen fehlen, den Schein des Verdachts, welcher aus dem Briefe entsteht, zu entfernen. Aber wenn Sie mir schwören, daß Sie von dem Geheimnisse, welches ich Ihnen entdecken werde, keinen Gebrauch machen wollen, so sollen Sie sehen, daß auch nicht einmal das mir zugerechnet werden kann, was diese Tyrannen ein Verbrechen nennen.“ Gauveau versprach zu schweigen. „So wissen Sie denn, nicht ich, sondern meine Schwester schrieb jenen Brief. Kein gerechter Richter kann uns verdammen; geschieht es aber, so will ich für meine Schwester sterben. Ich bin unverheirathet. Meine Schwester hat vier unerzogene Kinder, welche ihrer mütterlichen Sorge und Pflege bedürfen, die ihnen in den jetzigen unglücklichen Zeiten doppelt nöthig ist. Ich sterbe für meine Schwester.“ — Gauveau bewunderte das edle Mädchen, sah ihre Entschlossenheit, und wagte es nicht, weder sie zur Aenderung ihres Entschlusses zu bewegen, noch vor Gericht seinen Schwur zu brechen. Aber mit großer Wärme und äußerster Beredtsamkeit führte er ihre Vertheidigung, doch vergeblich! Sie wurde zum Tode verurtheilt und starb unter der Guillotine. Heldenmüthig und entschlossen litt sie den Tod, welchem sie sich aus Schwesterliebe geweiht hatte, und ewig wäre es verborgen geblieben, was Iphigenie gethan, wäre nicht Gauveau nach einigen Monaten auch zur Guillotine verurtheilt worden. Er hatte in seinem Eifer zu stark gegen jene Blutrichter gesprochen, und war dadurch selbst verdächtig geworden. Aber das ihm anvertraute Geheimniß nahm er nicht mit in's Grab. Er entdeckte es einem Freunde, um es einst in besseren Zeiten der Welt bekannt zu machen.

5. Das abgetretene Stipendium.

Ein armer junger Mensch, der sich der Theologie widmete, und in einem der Berliner Gymnasien sich auf die Universität vorbereitete, hatte sich während der ganzen Zeit seiner Schulstudien so vorzüglich gut gehalten, daß ihm bei seinem Abgang auf die Universität zwei Stipendien auf drei Jahre, eines von 100 und das andere von 75 Reichsthalern zu Theil wurden. Einer seiner Mitschüler, eben so reif als er, die Schule zu verlassen, auch eben so arm, hatte sich gleichfalls zu einem Stipendium Hoffnung gemacht, ja Hoffnung machen müssen, wenn er es irgend für möglich hätte halten dürfen, seine Studien fortzusetzen, und — ging leer aus. Schon hatte dieser alle Hoffnung dazu aufgegeben, als sein glücklicherer Mitschüler, der übrigens in keiner nähern Verbindung mit ihm stand, zeigte, daß nicht Eigennutz, sondern einzig der Trieb, sich zu vervollkommnen, die Ursache seines Wohlverhaltens gewesen sei. Er trat ihm das kleinere Stipendium auf alle drei Jahre ab, zufrieden mit den ihm noch übriggebliebenen 100 Reichsthalern, entschlossen, wenn es auch kümmerlich ginge, sich zu behelfen, und glücklich durch das Bewußtsein, seinen Schulfreund gerettet zu haben.

6. Die Theilung.

Ein reicher Vater war gestorben;
Drei Söhne hatten, was sein Fleiß erworben,
Sich gleich getheilt. Nach kurzer Zeit
Kam Krieg in's Land. Da sah man weit und breit
Brandstätten, Blutgefilde, Wüsteneien.
Zwei Brüder von den dreien
Verloren durch der Feinde Wuth
In wenig Jahren Hab' und Gut.
Der dritte [1]) hörte dies und sprach: „Ich will den Segen,
Den ich, seit unser Vater starb,

1. Proculejus hieß er und war ein Römer. Vgl. Horaz II. 2, 5.

Durch Glück gewann, durch Fleiß erwarb,
Zu dem geerbten Dritttheil legen. —
Ihr beide solltet elend sein?
Ihr, meine Brüder? ich allein
Der glückliche? — Verarmte Brüder,
Kommt, theilt von neuem!" — Und sie theilten wieder.

Götz.

b. Lehren.

1. Ebenso natürlich, wie die Liebe zu den Eltern, ist die Liebe zu den Geschwistern. Mit ihnen theilen wir von den ersten Lebensjahren an Freud und Leid, die gleiche Liebe und Sorge der Eltern; mit ihnen sind wir in den gleichen Grundsätzen und Gewohnheiten erzogen worden. „Wie fein und lieblich ist es, wenn Brüder einträchtig bei einander wohnen!" In einer solchen Familie herrscht lauter Friede und Freude und Glück und Wohlfahrt; jedes lebt für Alle und Alle leben für jedes; im Glück der andern findet jedes sein schönstes Glück. Wie traurig sieht es aber in einer Familie aus, wo der Neid, der Zank und Unfriede die Geschwister trennen!

2. Ein gutes Kind liebt nicht nur seine Geschwister, sondern auch seine Mitschüler. Mit ihnen theilt es Jahre lang den Unterricht der Lehrer. Ihnen ist es Freundschaft und Liebe schuldig.

3. Die Liebe zu Geschwistern und Mitschülern wird sich durch Verträglichkeit und Gefälligkeit zeigen. Sei verträglich! Ein jedes Kind hat seinen Geschwistern und Gespielen viel mehr zu verdanken, als es weiß und glaubt; denn diese haben stets das Leid mit ihm getheilt und die Freude ihm erhöht. Hüte dich daher, Streit und Hader zu veranlassen, sei es weder durch Selbstsucht, noch durch Unbesonnenheit, noch durch lieblose Neckereien oder lieblosen Scherz! Bist du aber beleidigt, so zürne nicht lange; laß die Sonne nicht über deinem Zorn untergehen. Das Vergeben wird dich beglücken. — Sei gefällig! Dienen sei deine Freude! Auch unaufgefordert sollen

wir andern Gefälligkeiten erzeigen. Auf solche Weise können sich Geschwister und Freunde das Leben auf die manigfaltigste Weise verschönern und angenehm machen. Natürlich wird ein gutes Kind niemals in unerlaubten Dingen gefällig sein. Es wird einen trägen Mitschüler nie in seiner Trägheit unterstützen, wird ihm z. B. nicht seine Aufgabe machen, oder ihm die eigene Arbeit zum Abschreiben leihen u. s. w.; es wird überhaupt nie zu etwas mithelfen, das es vor den Eltern oder Lehrern verbergen muß. Es weiß, daß „die Sonne schließlich doch Alles an den Tag bringt" und darum hütet es sich vor allem Unerlaubten.

c. Sprüche.

1. Das herrlichste Familienleben
   Wird's dann gewiß im Hause geben,
   Wenn Schwestern, Brüder, Groß und Klein
   Sich gegenseitig gern erfreun.

2. Ein Dienst dem Andern froh und frei geleistet,
   Ist ein Geschenk dem Nehmer lieb und theuer,
   Dem Geber eine Quelle heitern Glücks. (F.)

3. Kurz sind die Tage unseres Beisammenseins; vergifte sie dir nicht selber durch Zorn oder Uebereilung.

4. Seid vollkommen, wie euer Vater im Himmel vollkommen ist, sagte der Stifter unseres Glaubens. Die schwache Menschheit erzitterte bei diesem Gebote; darum erklärte er sich deutlicher und sprach: Liebet euch unter einander! (Schiller.)

5. Verachte keinen Gegner, er dünke dich auch noch so klein.

6. Wer ungefällig ist, der ist kein Mensch,
   Der hat nie klar gedacht, wodurch er lebt
   Und froh ist — durch die ganze Menschheit nur,
   Selbst durch die Todten, die vor ihm gelebt. (L. Schefer.)

2. Ehrerbietung gegen das Alter.

a. Beispiele: 1. Alexander der Große. — 2. Die Spartaner. — 3. Friedrich II. — 4. Die Krone des Alters.

1. Alexander der Große.

Auf einem seiner Feldzüge ward Alexander der Große durch einen häufig fallenden Schnee aufgehalten. Er setzte sich auf einen erhabenen Platz, der ihm zum Throne diente, neben ein großes Feuer. Aber in eben dem Augenblick bemerkte er einen macedonischen Soldaten, welcher der Schwäche des Alters und der Strenge der Witterung unterliegen zu müssen schien. Er überlegte sogleich den Abstand, nicht des Ranges, sondern des Alters, der sich zwischen ihm und dem Soldaten befand. Er stand auf, und die siegreichen Hände, die das Reich des Darius zerstört hatten, trugen den vor Kälte erstarrten Greis auf den Sitz hin, welchen er selbst vorhin eingenommen hatte. „Bei den Persern" — sagte er — „ist es ein Verbrechen, das mit dem Tode bestraft wird, sich auf den Thron der Könige zu setzen; aber unter einem menschlichen Monarchen soll eben diese Handlung dir das Leben retten!"

2. Die Spartaner.

Unter den Völkern des Alterthums waren die Spartaner, das tapferste Volk des alten Griechenlandes, besonders wegen ihrer Ehrerbietung gegen die Alten berühmt. Daher sagte auch ihr Feldherr Lysander, der sich im peloponesischen Kriege großen Ruhm erwarb, an keinem Orte wohne das Alter mit so vieler Ehre, wie in Sparta. Einst suchte ein Greis bei den olympischen Spielen, einem Volksfeste der Griechen, zu dem sich alle Stämme versammelten, einen Platz. Er ging lange umher bei Alten und Jungen; Niemand zeigte sich bereit, ihm einen Platz einzuräumen. Als er aber an den Ort kam, wo die Spartaner saßen, standen alle jungen Leute ehrerbietig auf. Darüber erhob sich nun ein allgemeines Beifallrufen, und der erfreute Greis rief aus: „Ihr Götter! alle Griechen kennen die Tugend; aber nur die Spartaner üben sie aus!"

3. Friedrich II.

Als der tapfere General Ziethen hochbetagt war, konnte es ihm zuweilen begegnen, daß er an der Tafel König Friedrichs II. von Preußen einschlief. Allein dieser, weit entfernt, es dem grauen Krieger zu verübeln, sagte vielmehr zu denen, welche ihn mit spöttischem Lächeln darauf aufmerksam machten: „Kinder! wir wollen leiser reden, daß wir den Alten nicht im Schlafe stören. Er hat genug für uns gewacht!" Ziethen war schon 86 Jahre alt, als er noch einmal zu Berlin zur Parolezeit auf das Schloß ging, um seinen König nach einer Zwischenzeit von sechs Monaten wieder zu sehen. Schon hatte der König an seine Generäle seine Befehle ertheilt und wandte sich so eben zu den anwesenden Prinzen, als er den betagten Ziethen gewahr ward, der entfernt unter andern Offizieren stand. Da eilt er sogleich auf ihn zu mit den Worten: „Da ist ja mein alter Ziethen! Ach, warum hat Er sich bemüht, die vielen Treppen zu steigen, ich wäre ja gerne zu Ihm gekommen! Nun wie geht's denn mit der Gesundheit?" — „Eure Majestät! Meine Gesundheit ist gut, auch schmeckt mir das Essen, aber ich spüre eine Abnahme meiner Kräfte." — „Das Erste höre ich gerne," sagte der König, „aber das Stehen muß Ihm sauer werden. Geschwind einen Lehnstuhl!" Die Adjutanten eilten, einen zu holen. Ziethen weigerte sich und erklärte, daß er nicht müde sei, mußte aber endlich dem dringenden Zureden des Königs nachgeben, der ihm einmal über das andere sagte: „Setz' Er sich, alter Vater! setz' Er sich; sonst gehe ich weg; denn ich will Ihm durchaus nicht zur Last fallen." Und so stand Friedrich der Große, selbst schon dem Greisenalter nahe, vor dem hochbetagten General mit freudigem Blicke, fragte ihn noch über seine Umstände und sagte endlich: „Leb' Er wohl Ziethen! nehm' Er sich ja vor Erkältung in Acht und erhalt Er sein Leben, damit ich noch oft das Vergnügen habe, Ihn zu sehen.

4. Die Krone des Alters.

Drei Greise feierten zusammen ihr Jubelfest und erzählten ihren Kindern, woher sie so alt geworden. Der eine, ein Lehrer und Priester, sprach: „Nie kümmerte mich, wenn ich zu lehren ausging, die Länge des Weges; nie schritt ich anmaßend über die Häupter der Jugend hinweg und hob die Hände nie zum Segnen, ohne daß ich wirklich segnete und Gott lobte; darum bin ich so alt geworden.“ Der andere, ein Kaufmann, sagte: „Nie hab' ich mich zum Schaden meines Nächsten bereichert; nie ist sein Fluch mit mir zu Bette gegangen, und von meinem Vermögen gab ich gern den Armen; darum hat mir Gott die Jahre geschenkt.“ Der dritte, ein Richter des Volkes, sprach: „Nie nahm ich Geschenke, nie bestand ich starr auf meinem Sinne; im schwersten suchte ich mich jederzeit zuerst zu überwinden; darum hat mich Gott mit meinem Alter gesegnet.“ Da traten ihre Söhne und Enkel zu ihnen heran, küßten ihre Hände und kränzten ihr Haupt mit Blumen; und die Väter segneten sie und sprachen: „Wie eure Jugend, sei auch euer Alter! Eure Kinder seien euch, was ihr uns seid, auf unserm Greisenhaare eine blühende Rosenkrone.“

Wen der Schöpfer ehret, warum sollten den nicht auch Menschen ehren? Auf des Verständigen und Tugendhaften Haupte ist graues Haar eine schöne Krone! man findet sie auch nur auf dem Wege der Mäßigkeit, der Gerechtigkeit und Weisheit.

Herder.

b. Lehren.

1. Ein hohes Alter ist eine Ehrenkrone; denn es wird nur erreicht auf dem Wege der Mäßigkeit, Gerechtigkeit und Weisheit. Ein hohes Alter gibt Zeugniß von einem wohlverbrachten Leben. Die Jugend soll also dem Alter Ehrfurcht und Achtung erweisen. Sie soll es thun, vorerst aus Dankbarkeit; doch soll sie es auch aus Liebe thun, weil das Alter meistens mit Gebrechen verbunden ist.

2. Habe Nachsicht mit den Schwächen des Alters und schone ihrer. Sie sind für dich lehrreich; denn vielleicht sind sie die Folgen einer üblen Erziehung. — Wolltest du so grausam sein, den Greis in seinen letzten Stunden zu kränken, wolltest du, daß er mit einer Thräne über dich aus der Welt scheide? Könntest du gefühllos genug sein, ihm nicht, so weit es dir möglich ist, die letzten Augenblicke seines mühevollen Lebens süß, die letzten Schritte auf der langen Laufbahn leicht zu machen? Wolltest du in der treuen Liebe gegen deine greisen Eltern und Verwandten nicht die Sorgfalt vergelten, die du gegen sie hast? Dann würdest du dich beladen mit dem Fluche des Undanks und der Verachtung der Welt. — Verachte nicht das Alter. Auch du wirst einst deine Kräfte einbüßen, auch deine Haare werden bleichen, deine zitternde Hand wird sich nach einer Stütze sehnen. Auch dir wird es dann wohlthun, dich der Ehrfurcht zu erfreuen, die du andern bewiesen hast.

c. Sprüche.

1. Das Alter ist eine schöne Krone; man findet sie nur auf dem Wege der Mäßigkeit, der Gerechtigkeit und Weisheit. (Herder.)
2. Ehren wir die weißen Haare, vor Allen aber die unsern! (Petit-Senn.)
3. Nichts ist ehrwürdiger, als ein Greis, der die Prüfungen der Eitelkeit, der Genußsucht, des Hochmuthes, der Ruhmliebe und des Geldgeizes rüstig überstanden und seine Arche durch alle diese Klippen ohne Leck geführt hat. Die meisten Menschen, die nicht an ein Ruder geschmiedet, sondern freie Hand ihres Fahrzeuges sind, bleiben gleich beim Ausfahren an einem jener Riffe hängen, arbeiten sich dann zu andern und dritten hin, und so fort, bis sie endlich auf der wüsten Insel des Geizes sitzen bleiben. (Jakobs.)
4. Vor einem greisen Haupte sollst du aufstehen und die Alten ehren. (3. Mos. 19, 32.)

   Wie die Zierde der Jünglinge ihre Kraft ist, so ist der Greise Schmuck ihr graues Haar. (Spr. Sal. 20, 29.)

   Bei den Greisen ist Weisheit, bei dem hohen Alter Einsicht. (Hiob. 12, 12.)

II. Pflichten der Erwachsenen.

A. Pflichten der Erwachsenen gegen sich selbst und ihre Familie.

1. Arbeitsamkeit und Sparsamkeit.

a. Beispiele: 1. Erfindung des Notendrucks. — 2. Luther. — 3. Fabricius. — 4. Pourtales. — 5. Der Holzhauer. — 6. Die Kunst, sein Glück zu machen. Franklin.

1. Erfindung des Notendrucks.

Bernhard Christoph Breitkopf in Leipzig war von unbemittelten Eltern geboren, die ihm auch schon in früher Jugend durch den Tod entrissen wurden. Ein Menschenfreund nahm den armen Waisen an, schickte ihn zur Schule und ließ ihn im Rechnen und Schreiben unterrichten. Nach seiner Confirmation brachte man ihn bei einem Buchdrucker unter, deren Leipzig so viele zählt. Er erlernte die Buchdruckerkunst sehr leicht, und war bald ein ziemlich fertiger Setzer. Bereits im achtzehnten Jahre verdiente er sich mit seiner Kunst wöchentlich vier bis fünf Thaler, von denen er kaum einen verzehrte; das Uebrige legte er zurück. Sein Hauptgewinn aber bestand darin, daß er nicht, wie andere seiner Kameraden, sein Geschäft nur mechanisch trieb, und von dem, was er setzte, kein Bewußtsein hatte, sondern daß er sich tief einprägte, was er gesetzt hatte. Da Leipzig der Hauptort des deutschen literarischen Verkehrs

ist, so waren ihm in Zeit von acht bis zehn Jahren eine Menge der besten Schriften durch die Hand gegangen. Die Titel von allen, selbst von angeführten Schriften, bemerkte er sich schriftlich, und so war er allmählig zu einer großen Bücherkenntniß gelangt. Um indeß eine eigene Druckerei zu begründen, dazu war dies Vermögen nicht hinreichend, der Verdienst seiner Hände würde ihn erst im späten Alter dies Ziel haben erreichen lassen. Er beschloß also durch einen andern Weg seinem Ziele näher zu kommen. Er fing einen Handel mit alten Büchern an, kaufte aus Auktionen wohlfeil das Beste zusammen, trug es dann in Leipzig und der Gegend, so wie in benachbarten sächsischen und böhmischen Ländern auf dem Rücken umher. Da er Kenntnisse hatte, und brauchbare und wohlfeile Bücher kaufte, setzte er immer schnell und meist mit doppeltem Gewinn seine Waare wieder ab. Zehn Jahre hatte er dies Geschäft betrieben und dadurch einige tausend Thaler gewonnen. Jetzt kaufte er eine Buchdruckerei, zeichnete sich durch Billigkeit und schöne Arbeit aus, und ward bald einer der meist beschäftigten Buchdrucker. Gerne hätte er es daher gesehen, wenn auch sein Sohn Johann Gottlob Immanuel sich diesem Geschäfte gewidmet hätte; aber diesen trieb seine außerordentliche Lernbegierde vorerst auf den gelehrten Stand hin, und erst nachdem er sich mehrere Jahre mit akademischen Studien, namentlich mit Mathematik, beschäftigt, gewann er wieder Vorliebe für den Beruf des Vaters, dem er sich nun aber mit außerordentlichem Fleiße und mit glücklicher Anwendung seiner manigfaltigen Kenntnisse widmete. Der gewöhnliche Wirkungskreis des Buchdruckers war ihm indeß zu eng; er dachte nicht bloß darauf, gewöhnliche Schriften zu drucken, sondern die Buchdruckerkunst auch auf Musikalien, auf Noten auszudehnen. Nach unendlichen Versuchen und Anstrengungen seines mechanischen Genies gelang es ihm endlich, dieses große, von allen Zeitgenossen bewunderte Werk zu Stande zu bringen. Er nahm nun auch wissenschaftliche und musikalische Werke in Verlag, und wurde zugleich einer der ersten Buchhändler. Sein Name wurde jetzt in allen Zeitungen, in allen Schulen genannt, und als er endlich im Greisenalter starb, hatte

er, der nie Etwas geerbt hatte, ein Vermögen von 400,000 Fr. hinterlassen.

2. Luther.

Der Reformator Dr. Martin Luther gehört unter die arbeitsamsten Menschen, welche je gelebt haben. Von Beginn des Reformationswerkes 1517 an bis an seinen Tod (1546) hat er außer seinen Reisen nach Augsburg, Heidelberg und Worms, so viele andere Reisen durch ganz Sachsen gemacht, daß sie alle zusammen mehr als 2600 Meilen betragen. Daneben hatte er öfters an schmerzvollen und langwierigen Krankheiten zu leiden, und war fast stündlich mit Besuchen überladen; dessen ungeachtet aber schrieb er neben seinen Amtsgeschäften, als Prediger und als Professor der Theologie, so viele Briefe, daß oft alle Tische, Bänke, Pulte und Fenster um ihn her davon voll lagen, es waren ihrer an manchem Tage 30 bis 40. Er war fast immer Dekan der theologischen Fakultät in Wittenberg, disputirte unzählige Mal und hielt eine Menge Kirchenvisitationen, täglich pflegte er 2 bis 3 Stunden der Privatandacht zu widmen, und etliche Jahre hindurch las er die ganze Bibel zwei Mal für sich durch. Zu gewissen Zeiten predigte er fast täglich, ja so lange er auf der Wartburg war, öfters an einem Tage zwei Mal. Neben dem allem verfaßte er 198 Schriften in deutscher Sprache, welche 12 Bände in Folio füllen, während er noch so viele lateinische Schriften verfaßte, daß sie sieben Bände nicht zu fassen vermöchten.

3. Fabricius.

Der römische Feldherr Cajus Fabricius lebte in freiwilliger Armuth, obwohl er sich hätte sehr bereichern können. Sein ganzes Silbergeschirr bestand aus einem silbernen Becher, woran der Boden nur von Horn war. Er schlug die Geschenke eines italienischen Volkes mit den Worten aus, er sei dadurch schon reich genug, daß er seine Begierden einzuschränken wisse, und also nur sehr wenig brauche. Dem Könige Pyrrhus,

der ihn seiner Armuth wegen für unglücklich hielt, antwortete er: „Ich habe mich wegen meiner Armuth niemals dafür gehalten, und kann mich überhaupt über mein Schicksal nicht beklagen, ich mag mich als Bürger oder als Hausvater betrachten. Ob ich gleich arm bin, habe ich doch die vornehmsten Aemter zu verwalten; die Reichsten haben nichts vor mir voraus, da Jeder mich ehrt und liebt. Eben so glücklich bin ich in meinem Hause, wenn ich mich auch mit den Reichsten vergleiche. Mein kleines Ackergut gibt mir das Nothwendige, so lange ich es fleißig bearbeite und als ein sparsamer Hauswirth lebe. Weil ich mir durch Arbeit Hunger und Durst verschaffe, schmeckt mir das Essen und Trinken, und der Schlaf ist mir sehr erquickend, nachdem ich mich müde gearbeitet habe. Da mein schlechtes Kleid mich vor Kälte schützt, und mein weniges Hausgeräth für mich genug ist, so kann ich mich nicht beschweren, als wäre ich unglücklich; denn mir fehlt gar nichts. Das Ueberflüssige aber begehre ich nicht."

4. Pourtales.

Zwei Klosterbrüder von St. Bernhard kamen nach Neuenburg, um dort freiwillige Beiträge für ihr Kloster, welches die armen Reisenden unentgeltlich beherbergt, einzufordern. Sie klopften an die Thür des reichen Herrn v. Pourtales an, als dieser gerade Abends nach Hause kam. Es brannte noch keine Lampe, und er führte sie durch die dunkle Treppe in's Haus. Es kommt eine Magd, bückt sich über den Feuerheerd, ergreift ein Schwefelhölzchen, und wirft's in demselben Augenblicke wieder fort. Herr v. Pourtales ruft ihr zu: „Was machst du? das Hölzchen hat ja noch Schwefel am andern Ende." Er nimmt dasselbe vom Boden auf und zündet es an. Die beiden Klosterbrüder sahen einander an; v. Pourtales aber geht, und bringt ihnen einen Beitrag von 900 Franken. Sie staunten über die große Summe, und der Geber sagte: „Ich begreife Euere Verwunderung; allein gerade deßwegen, weil ich die beiden Enden der Schwefelhölzchen benützt habe, bin ich im Stande, für Euer Hospitium einen solchen Beutel mit Geld zu geben."

Derselbe Herr v. Poutales bemerkte einst, wie einer seiner jungen Gehilfen, den er sehr liebte, eine fast ganz abgenützte Feder wegwarf; Pourtales hob sie stillschweigend auf, und der junge Freund, dem das Schwefelhölzchen gerade einfiel, entschuldigte sich damit, daß sie unbrauchbar sei. Indessen las der Herr gerade einen Brief, in welchem ihn einer seiner Schuldner bat, er möchte mit der verfallenen Schuld von 100,000 Franken noch ein Jahr warten, wo nicht, so sei er ruinirt. „Diese Feder kann ich nun gerade noch brauchen," sagte Pourtales; er schrieb damit seinem Schuldner, gestattete ihm einen Aufschub von einem Jahr, und eröffnete ihm einen neuen Kredit.

5. Der Holzhauer.

In Paris wurde einst ein Kapuziner zu einem kranken Holzhauer in die Vorstadt St. Marcel gerufen. Er traf ihn in einer elenden Hütte, auf einem Haufen schlechten Strohs liegen, und mit Lumpen bedeckt. In dem ganzen Zimmer war weder Stuhl noch anderes Geräthe zu sehen, denn man hatte alles verkauft, um dem Kranken täglich eine Suppe kochen zu können. An den leeren Wänden hing nichts mehr als ein Beil und zwei Sägen. Mein Freund, redete der Kapuziner den Kranken an, danket nun Gott für die Güte, daß er euch aus dieser Welt hinwegnimmt, wo ihr doch stets im Elend schmachtetet! — Im Elend? Sie irren sich, ehrwürdiger Herr! Ich habe vergnügt gelebt, und nie über mein Schicksal geklagt. Haß und Neid waren mir unbekannt. Des Tages arbeitete ich mich müde, und des Nachts schlief ich ruhig. Beil und Sägen verschafften mir immer, was ich brauchte, und nach dem Tische der Reichen sehnte ich mich nicht, weil ich oft bemerkte, daß sie viel öfter krank sind, als arme. Sollte ich aber wieder aufkommen, so arbeite ich wieder und preise Gott, der mir ausgeholfen hat. — Wenn ihr so glücklich euch fühltet, so kommt es euch wohl sauer an, jetzt dem Rufe Gottes zu folgen? — Nicht doch, ich bleibe oder gehe, wie er will. Ich weiß ebenso gut zu sterben, als zu leben. Ich will nichts anders, als was Gott will, weil ich

weiß, sein Wille ist allezeit gut, und er wird mir den letzten Kampf nicht zu schwer werden lassen! — So sprach der arme Holzhauer und schied mit stiller Ergebung von hinnen.

6. Die Kunst, sein Glück zu machen. Franklin.

Im Jahr 1732 schrieb Franklin über obiges Thema einen berühmten Aufsatz. Er sagte darin Folgendes:

„Die Steuern sind zwar drückend, allein hätten wir nur jene Abgaben zu tragen, welche uns die Obrigkeit auferlegt, so könnten wir leicht damit fertig werden. Es gibt indeß noch ganz andere Abgaben, die wir uns selber auferlegen. Unsere Trägheit verdoppelt die Steuern, unsere Eitelkeit macht sie dreifach und unsere Thorheit vierfach. Kein Beamter vermag, uns diese Abgaben nachzulassen. Hört meinen guten Rath; es gibt noch eine Hülfe: Hilf dir selbst!

Eine Regierung würde grausam genannt werden, wenn sie dem Volke zumuthen wollte, den zehnten Theil der Zeit auf öffentliche Frohndienste zu verwenden. Aber die Trägheit legt den Meisten unter uns noch viel mehr auf. Der Müßiggang verkürzt unser Leben, indem er uns schwächt; er ist ein Rost, der mehr angreift, als die Arbeit selbst. Je häufiger ein Schlüssel gebraucht wird, desto reiner wird er. Liebst du das Leben, so verliere die Zeit nicht, denn aus Zeit besteht das Leben. Wie viel verlieren wir dadurch, daß wir länger schlafen, als nöthig ist, ohne zu bedenken, daß ein schlafender Fuchs keine Hühner fängt. Da nun die Zeit ein kostbares Gut ist, so muß die Zeitverschwendung gewiß als ein großer Frevel gemieden werden. Trägheit findet alles schwer; der Fleiß aber macht alles leicht. Wer spät aufsteht, mag den ganzen Tag laufen; am Abend findet er kaum so viel, als er bedarf; denn Fahrlässigkeit geht so langsam, daß die Armuth sie bald einholt. Treibe dein Geschäft, damit dein Geschäft dich nicht treibe! Zeitig zu Bette gegangen und früh aufgestanden macht den Menschen klug, gesund und reich.

Was hilft es, auf bessere Zeiten hoffen? Strenge dich an, so werden deine Zeiten von selbst besser. Fleiß hat nicht nöthig

zu wünschen, und wer von Hoffnungen satt werden will, würde bald Hungers sterben. Es gibt keinen Vortheil ohne Mühe. Wer ein Handwerk versteht, der hat ein standesmäßiges Vermögen, und wer Kopf hat, besitzt ein einträgliches Amt. Treibe daher dein Handwerk und brauche deinen Kopf, sonst reichen Amt und Vermögen nicht zu, deine Ausgaben zu decken. Arbeiten wir, so haben wir immer Brod; denn der Hunger sieht den Armen wohl in's Fenster, aber in's Haus kommt er nicht.

Du hast keinen Schatz gefunden, keine Erbschaft gemacht? Gut! Fleiß ist des Glückes Mutter. Arbeit schafft Anmuth, Bequemlichkeit und Achtung. Fliehe die Ergötzungen, und sie werden dich aufsuchen.

Aber Fleiß allein thut's nicht. Wir dürfen auch nicht nachlässig sein. Sollen deine Geschäfte gut gehen, so sieh' selbst darnach. Das Auge des Herrn schafft mehr, als hundert fremde Hände.

Aber zur Arbeit und Aufsicht muß noch was Anderes kommen: Die Sparsamkeit. Ist die Küche fett, so wird der Nachlaß mager. Schränkt eure thörichten Ausgaben ein, so braucht ihr nicht über theure Zeiten zu klagen. Mit dem, was ein einziges Laster kostet, kann man zwei Kinder ernähren. Ihr glaubt, ein wenig gut Essen und Trinken, schöne Kleider und hie und da ein Vergnügen, das werde nicht viel auf sich haben. Aber ich sage: Ein leckes Brett kann ein ganzes Schiff versenken. Kaufe nur, was du nicht nöthig hast, so wirst du bald verkaufen, was du brauchst; Sammt und Atlas löschen das Feuer in der Küche aus. Eitelkeit ist eine Bettlerin, ebenso dringend, als die Armuth, aber viel unverschämter. Der Stolz frühstückt mit dem Ueberfluß, speist mit der Armuth zu Mittag und mit der Schande zu Nacht.

Erfahrung hält eine theure Schule, es ist die einzige, worin Narren etwas lernen wollen. Einen guten Rath kann man wohl geben, aber die Befolgung nicht dazu. Wem aber nicht zu rathen ist, dem ist auch nicht zu helfen."

b. Lehren.

Zu den Pflichten des Menschen gehört auch die Sorge für seine Selbsterhaltung, für die Befriedigung seiner leiblichen Bedürfnisse.

Diese Pflicht erfüllt der Mensch durch die richtige Wahl des Berufes, durch Arbeitsamkeit und Sparsamkeit.

1. Jeder Beruf ist ehrenwerth, der das Wohl der menschlichen Gesellschaft und unser eigenes fördert. Jeder wähle einen Beruf nach seiner Neigung und nach seinen Fähigkeiten. Nicht nur die Neigung allein darf bei der Wahl den Ausschlag geben, weil diese mit den Jahren wechselt; auf die Fähigkeiten kommt es dabei mehr an. Auch ist die Erfahrung der Eltern und älterer Freunde dabei zu Rathe zu ziehen. Nach den Berufsarten theilt man die Menschen in Stände ein, z. B. in: Ackerbauer, Handwerker, Kaufleute, Beamte, Gelehrte und Künstler 2c. In jedem Stande kann man sich durch Gewissenhaftigkeit Achtung erwerben. Auch das Glück und die Lebensfreuden sind nicht an einen hohen Stand gebunden. Ein Handwerker führt oft ein viel sorgenfreieres und glücklicheres Leben, als ein reicher Geschäftsmann oder als ein König. Die Menschen wären viel glücklicher, wenn jeder mit dem einmal erwählten Beruf zufrieden wäre, und nicht glaubte, andere Stände hätten es besser.

Die Mädchen sollen sich vorzüglich zu tüchtigen Hausfrauen ausbilden, aber nebenbei doch auch solche Kenntnisse und Fertigkeiten erwerben, durch welche sie sich im Nothfalle selbständig ernähren können.

2. Eine Hauptquelle der Wohlfahrt ist Arbeitsamkeit und der Fleiß. Fleißig heißt man denjenigen, der mit Beharrlichkeit und Eifer thätig ist. Die Beharrlichkeit oder die Ausdauer bilden also eine Eigenschaft des Fleißes. Wo die Ausdauer vorhanden ist, kommt immer etwas Großes zu Stande, weil sich die Kraft dabei bildet. Die großen Erfolge im Leben sind gewöhnlich durch ganz einfache Mittel erreicht worden, durch Fleiß und sittliches Wohlverhalten. Man nennt das Glück oft blind; aber es ist nicht so blind, wie die Menschen. Wer

ins praktische Leben blickt, wird finden, daß das Glück meist auf Seite der Fleißigen ist. Sogar auf den höchsten Gebieten menschlicher Forschung sind gerade die gewöhnlichsten Eigenschaften die nützlichsten, als da sind: Gesunder Menschenverstand, Aufmerksamkeit, Fleiß und Ausdauer. Die allergrößten Männer haben weniger durch ihr Genie, als durch die Ausdauer ihre großen Erfolge errungen. Newton, der offenbar ein Geist ersten Ranges ist, antwortete auf die Frage, durch welche Mittel er seine außerordentlichen Entdeckungen gemacht habe: „Durch beständiges Nachdenken über dieselben." Newton erwarb also seinen großen Ruhm, wie jeder Andere, nur durch Fleiß und Beharrlichkeit. Selbst seine Erholung bestand nur in einem Wechsel des Studiums; er legte einen Gegenstand nur nieder, um einen andern aufzunehmen. Auch Keppler, der große Forscher, gesteht, daß er nur durch den Fleiß zu seinen großen Entdeckungen gekommen ist. Buffon sagte: „Genie ist Geduld." — Wir brauchen wirklich nur die Lebensbeschreibungen großer Männer anzusehen, um zu finden, daß die ausgezeichnetsten Erfinder, Künstler, Denker und Arbeiter aller Art ihren Erfolg zum größten Theil ihrem unermüdlichen Fleiß verdanken. Es waren Menschen, welche Alles, selbst die Zeit in Gold verwandelten. Der beste Fortschritt ist jedoch langsam. Wir müssen zufrieden sein, wenn wir im Leben nur Schritt vor Schritt vorwärts kommen. „Die Kunst, zu warten, ist das große Geheimniß des Erfolges."

Ueberdies ist es namentlich der Fleiß, der das Leben erheitert und beglückt. Die allerhöchste Lebensfreude besteht wohl im heitern, fröhlichen und bewußten Arbeiten, während der Müßiggang die Qual der Langweile mit sich führt. Selbst der Reichste muß gestehen, daß jeder Tag, an dem er nicht etwas Nützliches gethan hat, ein verlorner und unglücklicher war. Titus, der Gütige, hielt jeden Tag für einen verlornen, an dem er nicht wenigstens einen Menschen glücklich gemacht hatte.

3. Sparsam ist derjenige, welcher unnöthige Ausgaben vermeidet. Die Sparsamkeit gehört nothwendig zum Fleiß, wenn ein gewisser Wohlstand erreicht werden soll; denn auch beim größten Fleiß würde die Verschwendung doch alles Erworbene

wieder zerstreuen. Freilich muß man wohl Acht geben, daß die Sparsamkeit nicht in Geiz übergeht. Der Geizige hat bei allem Reichthum nie genug; er entzieht sich und den Seinigen selbst das Nöthige; er hält sich für arm oder zittert, durch irgend einen Zufall arm zu werden. Er denkt nie ohne Zagen an die Zukunft, und um nicht in künftigen Tagen zu darben, darbt er sein ganzes Leben. So ist der Geiz der Gipfel der Armuth. Zänkisch im Hauswesen, karg und unfreundlich in der Kinderzucht, mürrisch und hart gegen die Hausbediente, kalt gegen Verwandte, wird der Geizige Allen zur Plage oder zum Abscheu. Auch sieht er nicht ohne bittere Empfindungen den Wohlstand des Nachbars, und der Neid verschlingt seine Seele. Für einen Vortheil, für eine Erbschaft, für ein einträgliches Amt opfert er Ehrgefühl, Versprechungen, Freundschaft, Wahrheit und Unschuld. Er wird Verleumder, Lügner, Schmeichler, Alles was du willst; er bestürmt den Himmel mit Gebeten, die Kirche mit Besuchen, wenn's rentirt. Drum meide den Geiz!

Andererseits muß man sich aber auch vor der Verschwendung hüten. Das Vernünftige besteht darin, daß Einer für die unentbehrlichen Bedürfnisse für sich und die Seinen sorgt und auch für schlimme Zeiten der Zukunft einen Nothpfenning zurücklegt, alles Uebrige jedoch, was er und die Seinigen nicht nöthig haben, zum Wohl der Menschheit verwendet. Als großes Vorbild gilt hier der Amerikaner Piboddi (Peabody), welcher bei Lebzeiten viele Millionen Thaler zu wohlthätigen Zwecken verwandte, während er seinen Erben (gest. 1868) nur 100,000 Dollars hinterließ.

Von der Armuth.

1. Nicht der Besitz großen Gutes, sondern großer Genuß von einem Gute, groß oder klein, macht reich.

2. Nicht das größere oder geringere Vermögen, welches du dein nennst, sondern die Art und Weise, wie du es benutzest, wie du es betrachtest, ob als Mittel oder als Zweck des Lebens, macht deinen Reichthum und deine Armuth aus.

3. Wahrlich, Mancher ist arm bei großem Gute, und Mancher ist reich bei seiner Armuth!

4. Ist der Tagelöhner bei seine Brotrinde, die er neben dem gesunden Wasserquell frohen Muthes verzehrt, nicht reicher, als der reiche Schlemmer, der mit verdorbenem Blute und Kräften kränkelnd nicht genießen mag? oder als der begüterte Bösewicht, den Jeder scheut und meidet und der keinen einzigen wahren Freund hat?

5. Wohl ist Erwerben eine Kunst, aber Genießen ist eine noch größere; wer sie nicht versteht, für den ist das Erworbene wie nicht erworben da.

6. Sei arbeitsam und dabei genügsam. Begnüge dich mit Nahrung, Kleidung und Obdach. Eine reinliche Hütte leiste dir, was der größte Palast; einfache, gesunde Kost, was der Leckerbissen eines Vornehmen; ein prunklos sittsames Kleid, was ein kostbares Gewand.

7. Beschränke deine Bedürfnisse, und du wirst plötzlich mehr besitzen, als zur Nothdurft und Nahrung dir nöthig ist. Statt Wohlthaten zu nehmen, wirst du Wohlthaten erweisen können.

8. Verlange nicht die Achtung derer, die dich blos deines Kleides wegen schätzen.

9. Dagegen wird die Achtung derer, die dich blos deines Herzens wegen schätzen, dir nicht entgehen, wenn du sie durch dein würdiges Thun zu verdienen weißt.

10. Die Genügsamkeit schließt dir die Thore des Glückes auf. Das Hochgefühl der Unabhängigkeit und des eigenen innern Werths wird dich beseelen.

11. Du wirst streben, durch Verdienste des Herzens zu glänzen, wenn du auf äußern Prunk keinen Anspruch machen kannst. Und bald wirst du dir selbst bekennen, du habest den besseren Theil erwählt.

12. Sei nicht ein Sklave deiner Sinnlichkeit. Dann gehört die Kraft deines Gemüths und deiner Erkenntniß ganz dir selbst, du zersplitterst sie nicht in eitlen Bestrebungen, lebst nicht mehr für Andere, als für dich selbst.

13. Du hast mehr Anlage und Anlaß zum Vergnügen, als der Reiche. Dich kann das Unbedeutendste überraschen, du hast Empfänglichkeit für das Geringste, welches der Begüterte als unwerth übersieht.

14. Je einfacher deine Verhältnisse sind, je weniger Rechenschaft du der Welt schuldig bist, je mehr du, unbekümmert um Andere, dir selber angehören kannst, je reiner wird jeder Genuß sein, den du hast, desto harmloser kannst du dich ihm überlassen.

15. Nicht wie den Reichen sucht dich die stolze Verleumdung in deiner Einsamkeit auf. Du bist weniger gekannt, der Neid hat an dir nichts zu nagen.

16, Unbekanntheit und Dunkelheit sind ein hohes Gut. Sie sind die edelste Schutzwehr der häuslichen Glückseligkeit.

12. Dürftigkeit trägt öfterer als Reichthum zur Entwicklung der edelsten Gemüthskräfte, zur Ausbildung der erhabensten Tugend bei.

18. Die höchste Tugend aber gebiert wiederum Verachtung weltlicher Würden und zeitlicher Güter. (Spr. der Dichter.)

b. Sprüche.

a. 1. Ein jeder Stand hat seinen Frieden;
Ein jeder Stand hat seine Last. (Gellert.)

2. Thu', was du kannst; und laß das Andere dem, der's kann:
Zu jedem Werk gehört ein ganzer Mann. (Rückert.)

3. Es ist ein großes Uebel unserer Zeit,
Daß Keiner seinen Stand von Herzen liebt,
Und immer höher strebt — aus Stolz und Geldsucht.
(Zschokke.)

4. Der verdient des Lebens reichsten Kranz,
Der Großes thut in seinem Wirkungskreise;
Wer aus den Schranken tritt, wie Riesenhaftes
Er auch beginnen mag, ist niemals groß. (Raupach.)

5. Und ob ich wie die Sonne glüh',
Ob ich ein bleicher Nebelschein;

Ob ich wie Schiras Rose blüh',
Ob als ein arm Waldblümelein;
Ob ich als Ceder rag' empor,
Ob ich mich bück' als niedrig Rohr;
Und ob ich rausch' wie Davids Psalm,
Ob leis' ich flüstere wie der Halm;
Ob ich ein Strom mit stolzem Strand,
Ob ich mich müh' durch heißen Sand —
S'ist Alles gleich in meinem Sinn,
Und nichts ist groß und nichts ist klein,
Wenn ich nur das, was ich soll sein,
Auch ganz im Geist des Guten bin. (Nach Redwitz.)

Mann und Frau.

Der Mann muß hinaus
In's feindliche Leben
Muß wirken und streben
Und pflanzen und schaffen,
Erlisten, erraffen,
Muß wetten und wagen,
Das Glück zu erjagen.
Da strömt herbei die unendliche Gabe,
Es füllt sich der Speicher mit köstlicher Habe,
Die Räume wachsen, es dehnt sich das Haus. —
Und drinnen waltet
Die züchtige Hausfrau,
Die Mutter der Kinder,
Und herrschet weise
Im häuslichen Kreise,
Und lehret die Mädchen
Und wehret den Knaben,
Und reget ohn' Ende
Die fleißigen Hände,
Und mehrt den Gewinn
Mit ordnendem Sinn,

Und füllet mit Schätzen die duftenden Laden,
Und dreht um die schnurrende Spindel den Faden,
Und sammelt im reinlich geglätteten Schrein
Die schimmernde Wolle, den schneeigten Lein,
Und füget zum Guten den Glanz und den Schimmer,
Und ruhet nimmer.
Und der Vater mit frohem Blick
Ueberzählet sein blühend Glück,
Rühmt sich mit stolzem Mund:
Fest, wie der Erde Grund,
Gegen des Unglücks Macht
Steht mir des Hauses Pracht! (Schiller.)

7. Arbeit ist des Blutes Balsam;
Arbeit ist der Tugend Quell. (Herder.)

b. 1. Thu' deine Pflicht mein Kind,
Mit allem Feuereifer deines Herzens,
Und was du thust, sei Lohn, der dir genügt;
Die Tugend ohne Lohn ist doppelt schön. (Seume.)

2. Versäume keine Pflicht, und übernimm
Nicht eine neue, bis du allen alten
Genug gethan. (Schefer.)

3. Ja, in dem Geist des Menschen
Sind Kräfte, die kein Sterblicher erforscht,
Und wunderbar wirkt die Gewalt des Helden.
(Fürst zu Linar.)

4. In der Tugend Geleit
Auf der Liebe Schwingen,
Jedes Ziel erringen
Kann Beharrlichkeit. (Kotzebue.)

5. Fleiß ist der Erbe des Glücks. (Wernicke.)

6. Der Fleiß giebt allen Menschen gute Gabe:
Dem Armen Brod — Zufriedenheit dem Reichen.

7. Kein Geiz ist edel, als der Geiz auf Zeit. (Röm. Spr.)

8. Noch ist es Tag, da rühre sich der Mann;
Die Nacht tritt ein, wo Niemand wirken kann. (Göthe.)

9. Wo es drei Heller thun, da wende vier nicht an,
Und nicht zwei Worte, wo's mit einem ist gethan.
(Rückert.)

10. Was man verschwendet, ist verloren;
Doch ist's auch das, was man nicht nutzt.

11. Wenn du in der Jugend nicht fleißig sammelst,
Was wirst du im Alter haben? (Sir. 25, 5.)

12. Nimm dir vor, fleißig zu sein, so widerfährt dir keine Krankheit. (Sir. 31, 27.)

13. Liebe die Arbeit. (Spr. der Vät. 1, 10.)

14. Wer arbeitet, dem ist der Schlaf süß, er habe viel oder wenig gegessen. (Pred. Sal. 5, 1.)

16. Liebe nicht den Schlaf, damit du nicht arm werdest, laß deine Augen wach sein, so wirst du des Brodes genug haben. (Spr. Sal. 20, 13.)

16. Der Faule dünkt sich weiser, als alle sieben Weisen. (Spr. Sal. 26, 13.)

17. Müßiggang ist aller Laster Anfang. (Sir. 33, 29.)

18. Reichthum verschafft viele Freunde, aber der Arme wird selbst von seinen besten Freunden verlassen. (Sprüche Sal. 19. 4.)

19. Wenn ein Reicher Unrecht gethan hat, so sind Viele, die ihn rein waschen. Hat aber ein Armer Unrecht gethan, schlägt man gleich Lärm; und wenn er noch so verständig redet, er findet doch kein Gehör. (Sir. 13, 26.)

20. Ein Armer, der in seiner Redlichkeit wandelt, ist besser als ein Reicher mit falschen Lippen. (Spr. Sal. 19, 1.)

21. Wer sein Haus bauet mit anderer Leute Vermögen, der sammelt Steine sich zum Grabe. (Sir. 21, 9.)

22. Ein guter Ruf ist besser als Reichthum. (Spr. Sal. 22, 1.)

23. Je mehr Güter, je mehr Sorgen. (Spr. d. Vät. 2, 7.)

24. Wer ist ein wirklich reicher Mann?
Der mit seinem Schicksal zufrieden ist. (Spr. d. Vät. 4, 1.)

---

2. Liebe und gewissenhafte Sorge für seine Familie.

a. Beispiele: 1. Cornelia. — 2. Eine Mutter stirbt mit ihrem Kinde. — 3. Die Eltern Fellenbergs. — 4. Cicero. — 5. Cromwell. — 6. Scheiden. — 7. Wer ein tugendhaft Weib gefunden, der hat einen größern Schatz denn köstliche Perlen.

1. Cornelia.

Cornelia, die Mutter der berühmten Römer Tiberius und Cajus Gracchus (631 v. Chr.), hatte einmal Besuch von einer Freundin aus Campanien. Von dieser wurde sie gebeten, daß sie ihr doch ihren Schmuck und ihre Kostbarkeiten zeigen möchte. Cornelia erbot sich, dieses zu thun, unterhielt aber ihre Freundin so lange von andern Gegenständen, bis ihre Kinder aus der Schule kamen. Als diese kamen, so sagte sie: „Diese Kinder da, die sind mein Schmuck, sonst habe ich keinen!"

2. Eine Mutter stirbt mit ihrem Kinde.

In dem traurigen Augenblicke, als die Stadt Messina in Sicilien im Jahr 1783 einen von den schrecklichen Stößen erlitt, welcher sie beinahe in einen Steinhaufen verwandelte, nahm ein großer Theil der unglücklichen Einwohner sein Zuflucht nach dem Hafen, und unter diesen befand sich auch der Graf von Spadara. Kaum hatte das Erdbeben sich spüren lassen, so trug er seine vor Schrecken in Ohnmacht gefallene Gemahlin in seinen Armen fort, erreichte ein kleines Schiff, und sah sich so mit ihr in Sicherheit. Hier schlug sie ihre Augen wieder auf, und ihr erster Gedanke war ihr Kind. „Wo ist mein

Sohn? Er ist ja nicht bei uns!" rief sie jammernd aus. Ihr Gemahl versicherte sie, daß es unmöglich gewesen sei, auch ihn zu retten; er bat sie, sich zu beruhigen und Gott zu danken, daß wenigstens sie beide gerettet seien. Aber vergebens waren seine beweglichsten Vorstellungen. Fest entschlossen, selbst ihren Sohn zu retten, koste es auch was es wolle, eilte sie ihrem Hause zu, das noch mitten unter dem Schutte benachbarter Gebäude unversehrt da stand, wegen dessen fester Bauart sie vielleicht gehofft haben mochte, daß sie mit ihrem Kinde noch unbeschädigt wieder herauskommen könnte. Sie rennt hinein, stürzt sich auf die Wiege ihres schlafenden Kindes und will mit diesem kostbaren Schatze davon fliehen; aber kaum war sie an die Treppe zurückgekommen, so fiel diese ein, und nun läuft die Mutter, das Kind in den Armen haltend, von einem Zimmer in das andere, während hinter ihr Alles zusammenstürzt. Flammenströme vereinigten sich jetzt mit dem Erdbeben, sie nahen der unglücklichen Mutter; sie sucht endlich auf einem Erker ihre letzte Zuflucht, ruft kläglich um Hülfe und zeigt ihr weinendes Kind vom Erker herab. Allein leider vergebens! — „Ach!" ruft sie, ihr Kind fest in ihre Arme drückend, „ach mein Sohn! mein Sohn!" — und die fürchterliche Flamme verschlingt Beide vor den Augen des untröstlichen Gatten und Vaters.

3. Die Eltern Emanuel v. Fellenbergs.

Philipp Emanuel von Fellenberg, geboren am Ende des Juni 1771 zu Bern, stammte aus einem sehr angesehenen Patriziergeschlecht. Sein Vater war Mitglied des Rathes in Bern, früher Lehrer der Jurisprudenz; seine Mutter war eine Enkelin des holländischen Admirals Cornelius, Urenkelin des berühmten van Tromp. Beide Eltern, hochgeehrt von ihren Umgebungen, geliebt von Allen, welche sie kannten, und voll der herrlichsten Grundsätze und Lebensansichten, übten auf den Knaben Emanuel von früh an den allerbesten Einfluß. Einen außerordentlich großen Eindruck, welcher sich niemals verwischte, machte es auf denselben, wie er selbst erzählte, als er sah, wie eine gute heldenmüthige Mutter ihn einst mit eigener Lebensgefahr vom Tode rettete. Er spielte, kaum 4 Jahre alt, mit einem schweren Karren, setzte sich darauf, und dieser rollte mit dem Kinde einen Abhang hinunter, dem tiefen, reißenden Fluße zu. Seine Mutter, die Gefahr erblickend, sprang hinzu, klammerte sich an den Karren, und blutend, mit ungeheurer Anstrengung, gelang es ihr, ihr Kind vom nahen Verderben zu retten. Eine weitere Jugenderinnerung, welche unauslöschlich seinem Gedächtnisse sich einprägte, war folgende: 6 bis 8 Jahre später sah er eines Tages im Schlosse Wildenstein im Aargau, auf welchem sein Vater damals bernerischer Landvogt war, seine Mutter weinend in einer Fensternische stehen. Der Knabe frug dieselbe um die Ursache ihrer Betrübniß; sie weigerte zuerst, sie zu gestehen, indem sie ihn bedeutete, er verstehe das noch nicht. Nach langem Bitten endlich erklärte ihm die vortreffliche Frau, daß die Nordamerikaner in großer Bedrängniß nach dem Verluste einer Schlacht seien; zugleich setzte sie ihm das Wesen ihres Freiheitskampfes auseinander, und begeisterte den Knaben dadurch in hohem Grade. Nicht minder tiefen Eindruck machte auf ihn das erste Bekanntwerden mit Pestalozzi, dem großen Verbesserer und Reformator des Lehr- und Erziehungswesens. Dieser wohnte damals auf dem Neuhof, ganz in der Nähe von Wildenstein. Eines Tages saß der junge Fellenberg, 12 Jahre alt, mit seiner Tante unter einer Linde vor dem Schlosse, als sie plötzlich einen Mann sich nahen sahen, dessen sonderbares, wild verwirrtes Aeußeres sie fast erschreckte. Die mehr als nachlässige Kleidung, das fliegende, lange Haar und der große Bart desselben veranlaßten die Tante schon nach einem Almosen zu suchen. Wie erstaunt war aber der Knabe, als sein Vater dem Fremden entgegeneilte, und ihn herzlich umarmte! Auf sein Befragen erwiderte später der Vater dem Sohne, der sonderbare Mann sei Pestalozzi gewesen, ein großer Menschenfreund und Wohlthäter seiner Mitbrüder, und flößte ihm zugleich eine hohe Achtung vor dem Wollen und Streben dieses Mannes ein, welche sich nachher in eine herzliche Freundschaft verwandelte.

Pestalozzi ging damals in Wildenstein häufig aus und ein, namentlich wandte er sich in Geldverlegenheiten, in welche er, seiner Gutherzigkeit und seines unpraktischen Sinnes im Leben wegen gar häufig gerieth, oft an den Landvogt von Fellenberg, welcher ihm jedesmal bereitwillig half. Einst hatte ihm derselbe eine so kleine Summe vorgestreckt, daß der scheue Pestalozzi sich fast schämte, ihm diese wiederum in die Hände zurückzugeben; in seiner Verlegenheit barg er daher das Geld im Kamin, und ging. Da fand es der Vater; gerührt, rief er seinen Sohn, erzählte ihm die redliche That und ermunterte denselben, dereinst dem Beispiele Pestalozzis zu folgen und ihn als Vorbild zu nehmen. Alle diese Züge, so klein und unerheblich sie auch an sich sind, schlugen dennoch tiefe Wurzeln in dem Gemüthe des Knaben, und beweisen, von welcher vortrefflichen Art die Einwirkungen in seiner frühesten Jugend auf ihn gewesen sein müssen. In Wildenstein hatte Emanuel zwei Hauslehrer. Der erste, ein finsterer Pedant, plagte und langweilte ihn dergestalt, daß er es fast nicht mehr auszuhalten vermochte. Es kam daher zu offenem Widerstand, und die Eltern beriefen an seine Stelle den verdienstvollen Renggger, einen durchaus tüchtigen und wahrhaft gebildeten Mann, welcher später Minister des Kultus der helvetischen Republik geworden ist. Dieser unterrichtete den Knaben jedoch nur kurze Zeit, lange genug indessen, um ein inniges Verhältniß zwischen beiden zu begründen, welches ohne Unterbrechen bis zum Tode Renggers fortdauerte. (R. schrieb unter seinen historischen Werken, herausgegeben von Kortüm, unter Anderm auch mehrere höchst schätzenswerthe Berichte über Hofwyl.) Während dieser Zeit besuchte Emanuel einmal mit seiner Mutter das Kloster Königsfelden und die daselbst gegründete Irrenanstalt. Von dem Anblick so vieler Unglücklicher ward er so ergriffen, daß seine fromme und herrliche Mutter, den Augenblick benutzend, sich von ihm das feierliche Gelübde ablegen ließ, sein Lebelang den Unglücklichen beistehen zu wollen. Darauf sank die gute Frau auf die Knie und betete laut und inbrünstig zu Gott, daß er ihr Kind mit Kraft ausrüste, dem gefaßten Entschlusse treu zu bleiben. Dieser ganze

Auftritt erschütterte den Knaben mächtig; selbst der Greis konnte, wenn er dessen gedachte, sich der Rührung nicht erwehren.

4. Cicero.

Cicero, jener gelehrte, durch seine große Beredtsamkeit berühmte römische Staatsmann, hatte einen Sklaven, Namens Tiro, den er zu Paträ in Achaja krank zurücklassen mußte. Er schrieb an diesen Menschen, der viele Kenntnisse besaß und sich ihm sehr nützlich machte, mehrere Briefe voll der zärtlichsten Freundschaftsäußerungen, die wir noch haben und deren Hauptinhalt folgender ist: „Ich habe es mir leichter vorgestellt, von dir getrennt leben zu können; aber ich kann es kaum aushalten. Und ob ich gleich um meiner Ehre willen eilig nach Rom reisen mußte, so halte ich es doch für unrecht, daß ich dich verlassen habe. Sei versichert, daß ich keinen angelegentlicheren Wunsch kenne, als dich bei mir zu haben, wenn es ohne Schaden für deine Gesundheit geschehen kann; hältst du aber für nöthig, noch so lange zu Paträ zu bleiben, bis du ganz wieder hergestellt bist, so handle ganz so, wie es für deine Umstände zweckmäßig ist! — Wenn du Alles, was deiner Gesundheit dienlich ist, thust, so erfüllst du meinen Willen. Du hast mir viele Dienste erwiesen, aber keine größere Gefälligkeit kannst du mir erzeigen, als wenn du bald wieder gesund wirst. Darum bitte ich dich, lieber Tiro! daß du keine Kosten spareſt, um deine Gesundheit wieder zu erlangen. Ich habe dem Curius aufgetragen, daß er dem Arzte so viel in meinem Namen zahlen solle, als du für gut findest. Und ich glaube selbst, daß man ihn anständig belohnen muß, damit er sich desto mehr Mühe gebe. Ich kenne deine Klugheit, deine Mäßigkeit, deine Liebe gegen mich, ich weiß also auch, daß du so bald als möglich zu mir eilen wirst; nur übereile dich nicht! So sehr ich dich zu sehen wünsche, so bitte ich dich doch, daß du dich, ohne wieder recht gesund zu sein, nicht auf eine so weite Reise im Winter begebest. Uns Allen wird deine Ankunft werth und erwünscht sein." Dies liebreiche Verfahren Cicero's gegen seine Bedienten

erwarb ihm auch die ganze Liebe derselben. Als sie daher hörten, daß Antonius Mörder abgeschickt habe, um ihren guten Herrn umzubringen, trugen sie ihn, theils mit Bitten, theils mit Gewalt, von seinem Landgute, wo er sich aufhielt, in einer Sänfte gegen das Meer zu, damit er zu Schiffe gehen und seinen Feinden entfliehen möchte. Allein er ward eingeholt. Seine Bedienten stellten sich um ihren Herrn, mit dem Vorsatz, ihn auch mit Aufopferung ihres Lebens gegen seine Mörder zu vertheidigen. Doch Cicero verbot ihnen, den geringsten Widerstand zu thun.

5. Cromwell.

Thomas Cromwell, der berühmte Staatsmann, den König Heinrich VIII. von England zur Würde eines Grafen von Essex erhob, hatte an Gottesfurcht, Treue gegen seinen König, Klugheit in Verwaltung seiner Geschäfte, Dankbarkeit gegen seine Wohlthäter, Gehorsam, Liebe und Gutthätigkeit wenig seines Gleichen. Unter Anderem forderte er alle Jahre einmal seine Bedienten zu sich, daß sie ihm Rechenschaft geben mußten, was sie sich in seinen Diensten erworben, und was sie noch von ihm verlangten. Er ermahnte sie, auf die Verbesserung ihrer Umstände bedacht zu sein, und sorgte für sie auf seine eigenen Kosten und vermittelst seines Ansehens so treulich, als für seine eigenen Kinder, damit sie nach seinem Tode eben so bequem leben könnten, als sie bei seinen Lebzeiten gethan.

6. Scheiden.

Es ist bestimmt in Gottes Rath,
Daß man vom Liebsten, was man hat,
Muß scheiden;
Wiewohl doch nichts im Lauf der Welt
Dem Herzen ach! so sauer fällt
Als scheiden, ja scheiden.

Wo dir geschenkt ein Knösplein was,
So thu' es in ein Wasserglas;
Doch wisse:

Blüht morgen dir ein Röslein auf,
Es welkt wohl schon die Nacht darauf;
Das wisse, ja wisse!

Und hat Gott Liebes dir beschert,
Und hältst du es recht innig werth,
Das Deine;
Es wird wohl wenig Zeit noch sein,
Da läßt es dich so gar allein;
Dann weine, ja weine!

Nur mußt du mich auch recht verstehn,
Ja, recht verstehn;
Wenn Menschen auseinander gehn,
So sagen sie: „Auf Wiedersehn!"
Ja, Wiedersehn! (Feuchtersleben.)

7. Wer ein tugendhaftes Weib gefunden, der hat einen größern Schatz denn köstliche Perlen.

Einen solchen Schatz hatte Rabbi Meir, der große Lehrer, gefunden. Er saß am Sabbath in der Lehrschule und unterwies das Volk. Unterdeß starben seine beiden Söhne, beide schön von Wuchs und erleuchtet im Gesetze. Seine Hausfrau nahm sie, trug sie auf den Söller, legte sie auf ihr Bett und breitete ein weißes Gewand über ihre Leichname. Abends kam Rabbi Meir nach Hause. — „Wo sind meine Söhne," fragte er, „daß ich ihnen den Segen gebe!" „Sie sind in die Lehrschule gegangen," war ihre Antwort. „Ich habe mich umgesehen," erwiderte er, „und bin ihrer nicht gewahr geworden." Sie reichte ihm einen Becher; er lobte den Herrn zum Ausgange des Sabbaths, trank und fragte abermals: „Wo sind meine Söhne, daß sie auch trinken vom Weine des Segens?" „Sie werden nicht weit sein," sprach sie, und setzte ihm vor, zu essen. Er war guter Dinge, und als er nach der Mahlzeit gedankt hatte, sprach sie: „Rabbi, erlaube mir eine Frage!" „So sprich nur, meine Liebe!" antwortete er. — „Vor wenig Tagen,"

sprach sie, „gab mir jemand Kleinodien in Verwahrung, und jetzt fordert er sie zurück. Soll ich sie ihm wiedergeben?“ „Dies sollte meine Frau nicht erst fragen,“ sprach Rabbi Meir; „wolltest du Anstand nehmen, einem jeden das Seine wiederzugeben?“ „O nein!“ versetzte sie, „aber auch wiedergeben wollte ich ohne dein Vorwissen nicht.“ Bald darauf führte sie ihn auf den Söller, trat hin und nahm das Gewand von den Leichnamen. „Ach, meine Söhne,“ jammerte der Vater, „meine Söhne!“ Sie wandte sich hinweg und weinte. Endlich ergriff sie ihn bei der Hand und sprach: „Rabbi, hast du mich nicht gelehrt, man müsse sich nicht weigern wiederzugeben, was uns zur Verwahrung anvertraut ward? Siehe, der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen; der Name des Herrn sei gelobet!“ „Der Name des Herrn sei gelobet!“ stimmte Rabbi Meir mit ein. (Moses Mendelssohn.)

b. Lehren.

Der einzig sichere Boden, auf dem wir Volksbildung und Nationalkultur aufbauen können, ist die Familie.

Die Familie ist die erste und wichtigste Schule des Charakters. Hier ist es, wo jedes menschliche Wesen in seine beste oder schlechteste sittliche Zucht kommt, wo wir die Grundsätze unseres Betragens einsaugen. Ebenso gut, wie man sagt: „Die Gesinnung macht den Menschen,“ kann man auch sagen: „Das Daheim macht den Menschen.“ Denn hier öffnet sich das Herz, bilden sich die Gewohnheiten, erwacht die Vernunft und wird der Charakter zum Bösen oder Guten geformt. Das kleine Samenkorn, das im Privatleben in die Seele des Kindes gesäet wird, wächst später in die Welt hinaus und wird zur öffentlichen Meinung; Nationen werden aus Kinderzimmern zusammengelesen, und diejenigen, welche die Kinder am Gängelbande führen, üben vielleicht einen größern Einfluß, als diejenigen, welche die Zügel der Regierung in der Hand halten. Die Familie muß als die einflußreichste Schule der Civilisation betrachtet werden. Wenn die Einflüsse auch scheinbar unbedeutend

sind, welche zur Bildung des kindlichen Charakters beitragen, so erhalten sie sich doch für's ganze Leben. Der Charakter des Kindes ist der Kern des Mannes und die Kindheit deutet den Mann an, wie der Morgen den Tag.“ (Milton.)

Wo der Geist der Liebe und Pflicht das Haus durchzieht, wenn Kopf und Herz dort eine weise Herrschaft führen, dann dürfen wir von einer solchen Familie nützliche und glückliche Wesen erwarten, welche fähig sein werden, in die Fußstapfen ihrer Eltern zu treten, aufrechten Hauptes zu wandeln, sich weise zu beherrschen und zur Wohlfahrt ihrer Mitmenschen etwas beizutragen. Wenn die Kinder aber von Unwissenheit, Selbstsucht und Gemeinheit umgeben werden, so nehmen sie unbewußt denselben Charakter an. „Laß dein Kind von einem Sklaven erziehen, so hast du der Sklaven zwei,“ sagt ein alter Grieche.

Das Kind kann nicht anders, als nachahmen, was es sieht. Benehmen, Bewegung, Sprache, Gewohnheit, Charakter, Alles ist für dasselbe ein Muster. Das Muster, das am beständigsten vor den Augen des Kindes steht, ist die Mutter. In der Familie ist sie der Magnet aller Herzen und der Polarstern aller Augen. Immerfort wird sie nachgeahmt; sie unterrichtet durch Handlungen, durch Beispiel. Dem Beispiel gegenüber ist die Lehre nichts. Die Mutter hat auf das Thun und Treiben und die Charakterbildung des Kindes weit mehr Einfluß, als der Vater; denn das Haus ist ihr Königreich, wo sie alle Aufsicht führt. Ihre Gewalt auf die kleinen Wesen ist eine unumschränkte. Der Mutter Gewohnheiten werden die der Kinder, ihr Charakter wiederholt sich sichtlich in ihnen.

Diese Mutterliebe ist die sichtbare Vorsehung unseres Geschlechts. Das Glück oder das Elend, die Bildung oder die Unwissenheit, die Kultur oder die Barbarei der Welt hängen in einem sehr hohen Grad von dem Einfluß der Frauen auf die Familien ab.

Die Frau erzieht menschlicher als alle andern Lehrer. Der Mann ist der Kopf, die Frau das Herz der Menschheit; er ist

das Urtheil, sie das Gefühl derselben; er ist deren Kraft, sie deren Anmuth, Zierde und Trost; er füllt das Gedächtniß, sie nimmt das Herz in Besitz; durch sie vornehmlich werden wir befähigt, zur Tugend zu gelangen. Eine gute Mutter schafft die sittliche Luft des Daheim, welche die Nahrung des geistigen Menschen ist.

Die ärmlichste Wohnung, der eine tugendhafte, fleißige und liebevolle Frau vorsteht, wird zu einer Heimath der Behaglichkeit, der Tugend und des Glücks. Sie gewährt dem Manne ein Heiligthum für das Herz, eine Zuflucht aus den Stürmen des Lebens, einen süßen Ruheplatz nach der Arbeit, einen Trost im Unglück, einen Stolz im Glück und eine Freude zu allen Zeiten. (Smiles.)

Ja, es gibt keinen schöneren Beruf, als der der Hausmutter. Aus Liebe sich selbst zu vergessen, alle ihre Mühe, alle ihre Sorge ohne Unterlaß Andern zu weihen, ist ihr süßes Geschäft. Sie selbst gehört sich nicht. Ihr Schicksal, Glück und Unglück band sie an das Schicksal ihres Mannes. Sie ist Mutter und lebt für ihre Kinder; sie ist Hausfrau und denkt für Andere; sie ist der sichtbare Schutzgeist häuslicher Ordnung und Glückseligkeit. Sie ist edel, sittig, häuslich, gütig, sanft und weise. Sie ist auch gütig gegen ihre Diener, ohne Heftigkeit und schnöde Aeußerungen des Stolzes oder der Herrschsucht. So erwirbt sie sich Liebe, Willigkeit und Gehorsam bei ihrer Dienerschaft.

„Des Mannes Haus ist seine Burg", sagt ein englisches Sprüchwort. So ist es in einem Hause, wo Ordnung, Arbeitsamkeit, Friede, Sitteneinfalt, Offenheit und Tugend walten.

Hier findet der Mann seine sittliche Stärkung, die Ruhe seines Gemüthes, die Sammlung seines Geistes und die Kraft seines Wollens. Von hier aus kann er muthvoll eingreifen in die Weltverhältnisse und mit Erfolg kämpfen den Kampf für die Wahrheit und das Recht.

Glückliche Ehen sind das trefflichste Bildungsmittel des menschlichen Herzens. Alles, was hier beglückt, bessert zugleich. Hier gewinnt die Tugend Leben und Anmuth. Hier reifen Wohlwollen, Sanftmuth und Geduld zur schönsten Fülle; hier

wird alles Gewaltsame gebrochen, alles Wilde und Stürmische geregelt, hier stärkt sich der Gemeingeist, der in allen Sphären des bürgerlichen Lebens unverändert zum Bessern wirkt. Hier erwacht die Liebe zu allem Wahren, Guten und Schönen.

So lange die Liebe auf Erden Herzen verbindet, wird die Tugend auch ihre Tempel behalten. So lange die Ehe für heilig erkannt wird, gelingt es den Entartungen der Zeit nicht, einen vollständigen Sieg davon zu tragen. Sollte die Tugend ein Bündniß nicht heilig sprechen, von dem sie große Vortheile erwarten darf?

Glückliche Ehen sind die Veste des Staates und das Palladium der Menschheit. Der Staat kann nicht stürzen, wenn er viele glückliche Ehen zählt. Die Menschheit darf ihre Sache nicht verloren geben, so lange sie dieselbe noch der Pflege glücklicher Familien anvertrauen kann. Der ist der bessere Staatsmann und der treuere Bürger, der Weib und Kinder für seinen größten Reichthum hält; der der feurigste Patriot, den Liebe zu seinen Erwählten dazu gebildet hat.

Aus dem Schooße glücklicher Familien geht die veredelte Generation hervor. Hier gewöhnt sich der Mensch schon früh, für Andere zu leben und sich aufzuopfern. Hier wird das Herz sanft und weich und mit allen edlen Empfindungen an die Menschheit gekettet, ehe die schmutzige Selbstsucht bei ihm Wurzel faßt. Hier glüht seine Seele für Menschenwürde und Menschenglück, ehe elende Gemeinschaft sie beflecken kann.

Die Verbesserung der Zeit erwartet ihre kräftigste Beförderung von der Vermehrung glücklicher Familien.

Der Jüngling.

1. Was die künftigen Zeiten und Menschen sein werden, hängt zum Theil schon von den Menschen ab, die heute leben.

2. Durch ihre Tugenden und Laster, durch ihre Einsichten und Irrthümer, durch ihre Verweichlichung oder Sittenstrenge bereiten sie das Schicksal ihrer Nachkommen.

3. Jüngling, der du einst Wohlstand über dein Haus, Ruhm über das Haus deiner Eltern, Segen über dein Vater-

land bringen willst — vergiß nicht der Führerinnen Religion und Tugend.

4. Wohl mögen dich zuweilen Zweifel beunruhigen in der Zeit, wo du strebst, die gründlicheren Ueberzeugungen des männlichen Alters zu gewinnen.

5. Aber deine Zweifel sind nur Zweifel, keine Wahrheiten. Du trittst aus der Finsterniß deiner ersten Jugend an das Licht des spätern Alters.

6. Es blendet dich, du irrst in Dämmerungen. Du kannst nicht die Vorstellungen deiner Kindheit behalten, und doch ist das Auge deines Geistes noch nicht stark genug, im Lichte zu sehen.

7. Daher die Zweifel halber Aufklärung, daher deine Unruhe. Ganze Aufklärung versöhnt dich mit dir selbst, führt dich wieder der waltenden Gottheit zu und beseelt dich wieder mit dem hohen Geiste der Religion.

8. Wisse, um das Geheimniß des Weltalls zu durchdringen, müßtest du Gott selber sein.

9. Bleibe dir getreu! Religion ziert den Mann, verschönert die Mutter, macht den Greis ehrwürdig!

10. Aber ein religiöser Jüngling ist die Hochachtung Aller, weil es bei ihm eine Kraft des Herzens voraussetzt, welche man nicht von seinen Jahren erwartet, einen Muth, der dem Leichtsinn seiner Altersgenossen Trotz bietet, eine Geistesstärke, die sich nicht verbergen will, sondern überall hervorstrahlt.

11. Bekenne Religion in deinen Gesinnungen, und du wirst die letzten Zweifel schwinden sehen, die dich vielleicht folterten.

12. Du wirst dein Glück, deine Ruhe, im stillen kindlichen Glauben eines reinen Gemüths wiederfinden; Ruhe, die du in den Gespinnsten deiner Einbildungskraft, in den Schwärmereien des sich verkennenden Verstandes verloren hast.

13. Bekenne deinen religiösen Sinn in Thaten! Nicht was du denkst, ist wahre Religiosität, sondern was du thust.

14. Schwerer ist es dir, als dem betagten Manne, immer so zu handeln, daß du mit dir selbst zufrieden sein kannst.

Bald trügen dich Mangel an Erfahrung und Umsicht, bald reißt dich die Lebhaftigkeit deiner Gefühle fort.

15. Lerne dich selbst beherrschen! Schweige, wenn dich eine Empfindung überwältigen will, handle nicht, wenn du fühlst, daß du deine ruhige Stimmung verloren hast.

16. Sei bescheiden! Du kannst die Erfahrung nicht früh genug machen, wie entbehrlich du in der Welt bist. Welche wichtige Person glaubtest du vielleicht oft zu sein! Du dachtest allein den Kreis zu beleben, in welchem du wirktest; in deiner Abwesenheit müsse, bildetest du dir ein, Leben, Nahrung und Athem stocken. Aber die Lücke, welche entstand, ward kaum bemerkt, sie füllte sich schnell wieder aus, ja sie ward oft nur der Platz für etwas Besseres.

17. Sei weise! Meide jedes Unrecht, welchen Namen es auch habe; sei nachsichtig in Deinen Urtheilen über Andere, streng im Gericht über dich selbst.

18. Sei thätig! Wenn du das Leben liebst, verschwende die Zeit nicht, denn aus Zeit besteht Leben. Die Energie des Willens wird deine Kräfte verdoppeln, Entbehrungen und Aufopferungen dir erleichtern.

19. Wisse, der Mensch, auf der einen Seite den Thieren des Feldes, auf der andern der Gottheit selbst verwandt, lebt nur dann seiner Natur gemäß, wenn er immer emporsteigt; jede höhere Stufe der Weisheit und Tugend, die er erstiegen hat, erhöht seine Glückseligkeit.

20. Ohne Arbeit ist keine Gesundheit der Seele noch des Leibes, ohne diese keine Glückseligkeit möglich. Die Natur will, daß du die Mittel zur Erhaltung und Versüßung deines Daseins als Früchte einer mäßigen Arbeit aus ihrem Schooße ziehen sollst.

21. Sei wahr und treu! Wahr und treu in den Worten, die du gibst, vorsichtig in den Worten, die du empfängst.

22. Sei menschenfreundlich in deinen Handlungen gegen Unbekannte, männlich treu gegen Freunde, großmüthig gegen Feinde.

23. Vertheidige ohne Bitterkeit deine Rechte, doch nie mit Verletzung gerechter Ansprüche deines Gegners.

24. Sei besonnen in der Wahl deines Umgangs! Es ist leicht, groß und gut zu handeln, wenn man sich von den Beispielen des Großen und Guten umringt sieht.

25. Aber es ist schwer, den reinen Adel des Herzens unbefleckt zu bewahren, wenn man die Beispiele des Schlechten und Gemeinen beständig vor Augen hat.

26. Wähle dir nur solche Freunde, deren Denkart die Deinige bessert, von deren Umgang du für Geist und Herz Gewinn hoffen darfst.

27. Denn ein Freund, der nicht in vielen Dingen besser ist als du, hält dich im Laufe deiner Vervollkommnung auf.

(Spr. der Dichter.)

Die Jungfrau.

1. Ungewisser, als das Schicksal des Jünglings, ist das der Jungfrau. Der Mann tritt mit eigener Kraft in die verworrenen Verhältnisse des Leben ein und wählt seinen Beruf, wählt mit Freiheit zu allen seinen Zwecken die Mittel, wählt einst die Gattin, die Gefährtin seines Lebens, die seinen Neigungen am meisten entspricht.

2. Nicht so die Jungfrau. Selten kann sie mit eigener Macht ihr Loos bestimmen, sie muß es schweigend erwarten. Selten kann sie den Mann wählen, mit welchem vereint sie die Leiden und Freuden ihrer Tage am liebsten theilen möchte; sie wird gewählt.

3. Selten hat sie eigene Mittel genug, sich unabhängig zu ernähren und zu beschützen; sie wird ernährt, sie wird beschützt.

4. Als Mitglied eines Geschlechts, welches von Natur zarter, schwächer und unfähiger ist, in den Stürmen des bürgerlichen Lebens zu handeln, muß sie ihre Angelegenheiten im öffentlichen Leben Fremden anvertrauen und von ihnen verwalten und vertheidigen lassen.

5. Wie nöthig ist es ihr, ihre künftige Lage mit Ernst zu betrachten, sich mit der festen Entschlossenheit zu waffnen, jedem

Verhängniß unerschrocken, doch weise entgegenzutreten; sich vorzubereiten, des besten Glückes würdig zu sein, auch wenn sie es einst nicht empfangen sollte; sich vorzubereiten, auch im schlimmsten Falle, wo alle ihre Wünsche scheitern, nie ganz unglücklich zu sein!

6. So muß sie schon in frühen Jahren ihr wahres Glück von allen äußern Dingen unabhängig machen: sie muß es in ihrem eignen Herzen gründen, wenn sie es einst behalten will, als Weib, als Mutter, als Hausfrau, oder auch im unvermählten Stande.

7. Bewahre dir die Unverdorbenheit des Herzens, o Jungfrau! Sie ist dein höchster Schmuck, des Menschen höchstes Gut. Der Häßliche wird liebenswürdig durch sie, und alle Anmuth des Leibes verliert ihren Zauber ohne sie!

8. Bewahre dir deine Unschuld! Sie ist die erhabenste Zierde der Jungfrau, der Grund aller weiblichen Tugenden. Der Wüstling hat Achtung, der Barbar Ehrfurcht vor dem zarten Wesen, das noch von der Majestät seiner weiblichen Ehre umgeben ist.

9. Ehre selbst deine weibliche Würde und du hast deine Liebenswürdigkeit gerettet, auch wenn mit den Jahren deine jugendliche Anmuth verschwunden ist.

10. Lerne die Gefahren kennen, welche deiner Unschuld drohen, und begegne ihnen mit den Waffen, welche die Natur dir gab: Schamhaftigkeit, Sittsamkeit und Bescheidenheit.

11. Meide die Gesellschaften, in welchen die Gesetze der Anständigkeit vergessen werden; meide Gespräche, über welche du mit Recht erröthen müßtest, wenn ein Dritter sie hörte; meide Schmeichler, welche sich von deiner Schönheit entzückt stellen.

12. Fröhne nicht dem Laster der Eitelkeit! Die Mode wechselt mit jedem Jahre; Sittsamkeit ist seit Jahrtausenden des Weibes erste Zierde geblieben.

13. Sei schamhaft vor dir selbst! Verbanne jede unanständige Erinnerung, welche unreine Gedanken in dir erwecken

könnte; fliehe die zuchtlosen Vorstellungen deiner Einbildungskraft und zerstreue sie durch nützliche Thätigkeit oder ernstere Gedanken.

14. Schütze die Unverdorbenheit deines Verstandes, um die Unschuld deines Gemüthes zu bewahren. Strebe nicht nach Kenntnissen, die dir zur Vermehrung des häuslichen Glücks wenig helfen, strebe nicht nach Geschicklichkeiten und Einsichten, welche von dir Niemand fordert und erwartet. Verbilde dich nicht!

15. Bereite dich vielmehr vor zu deinem künftigen Stande, als kenntnißvolle und geschickte Hausmutter, als weise Erzieherin von Kindern! Die Geschäfte des Weibes erfordern Nachdenken, Klugheit, Vorsicht, Beharrlichkeit.

16. Das Weib ist es, von dessen weisem Sinn und Handeln meist alle Ruhe, alle Zufriedenheit, alle Glückseligkeit des häuslichen Lebens abhängt, ohne welche kein wahres Wohlsein gedenkbar ist. (Spr. der Dichter.)

Der Hausvater.

1. Ehrwürdig ist der Stand des Hausvaters. Er wird dem Fürsten zu Theil, wie dem ärmsten von seinen Unterthanen.

2. Der Hausvater ist Stellvertreter der Seinigen, Vertheidiger ihrer Gerechtsame, unter den Bürgern des Staats und seinen Hausgenossen stets in Verehrung.

3. Er sorgt nicht wie ein einzelner Mann für sich allein; unter allen seinen Sorgen nennt er die Sorge für sich die geringste. Seine Gattin, seine Kinder, sein Berufsgeschäft, seine Hausgenossen sind der Gegenstand seiner Aufmerksamkeit. Er ist der Vater, Vormund, Beschützer, Freund, Rathgeber aller der Seinigen.

4. Um ihretwillen trägt er die Unannehmlichkeiten des Lebens mit Geduld. Um ihretwillen unterwirft er sich Manchem, was er sonst mit Unmuth von sich abgeschüttelt haben würde.

5. Er nimmt die Dornen des Lebens, weil sie doch für Gattin und Kinder einige Rosen tragen. Denn ohne ihre Zufriedenheit, ohne ihre Ehre hat er selbst weder Zufriedenheit, noch Wohlstand, noch Ehre.

6. Wehe dem, der seinem Hauswesen auf üble Art vorsteht, der Weib und Kind versäumt und elend macht,

7. Wider ihn empört sich das Gefühl der Menschen. Kein anderes Vergehen wird ihm weniger verziehen, man rechnet ihn zum Auswurf und zur Schande der Gesellschaft.

8. Willst du ein weiser Hausvater sein? Erhalte in deinem Hause mit Klugheit, Liebe und Standhaftigkeit Ordnung, Arbeitsamkeit, Gehorsam, Sitteneinfalt! Diese Tugenden sind die Grundpfeiler aller häuslichen Glückseligkeit.

9. Wo Ordnung besteht, und jeder seiner Pflicht folgt, da ist kein Wiederspruch bei jedem Anlaß, kein Zwist über das, was geschehen und unterbleiben müsse, keine Entzweiung der Gatten um Kleinigkeiten, kein übles Beispiel für Kinder und Gesinde.

10. Wache über der Eintracht unter Allen! Unterwirf aber auch dich selbst den Gesetzen der häuslichen Zucht.

11. Sei mit den Deinigen arbeitsam! Nützliche Thätigkeit wird erfordert, sowohl was du besitzest, zu vermehren, als auch, es nur zu erhalten. In einem wohl eingerichteten Hause soll kein Müßiggänger leben; jeder trage zum Wohlsein Aller bei. Der Fleißigste sei der Verdienstvollste, wie er auch der Zufriedenste und Heiterste ist!

12. Weil aber nur das gut und vollkommen gethan wird, was mit Freudigkeit und aus Zuneigung geschieht, erwirb dir die Liebe deiner Kinder und Hausgenossen. Gestatte ihnen nicht nur gern erlaubte Freuden zu seiner Zeit, sondern theile mit ihnen deine häuslichen Feste.

13. Erziehe deine Kinder zum Gehorsam. Nicht durch Thränen, nicht durch kindischen Trotz, noch durch kindlich schlaues Schmeicheln laß dich bewegen, das zu thun, worauf ihr Eigensinn, ihre Laune beharrt! Wird in der Jugend nicht der Wille gebrochen, so bricht im Alter das Herz! Ein ungerathenes Kind bringt dir das größte Wehe, das tiefste Herzeleid.

14. Zeige und befördere Unverdrossenheit und Einfalt der Sitten. Ohne sie wohnt im Hause kein Friede, kein Segen.

Was Räuber und Mörder im Staate, das sind Lasterhafte in einer Familie. Wie willst du aber Tugend fordern, wenn du selbst lasterhaft bist?

15. Zeige und befördere Religiosität, ächte Gottesfurcht, beständige Achtung und Liebe gegen das höchste Wesen. Sie sind die Vollendung und Krone des weisen Hausvaters. Während alle seine Hausgenossen auf ihn sehen und ihm vertrauen, sieht und vertraut er auf den Vater aller Wesen.

16. Dankbar empfängt er alle guten Gaben vom Herrn, auch das Leiden, auch die Entbehrung. Denn auch diese sind nöthig, deine Kraft zu stärken, deinen Glauben zu erhöhen, dein Gemüth zu veredeln und an die Hinfälligkeit dessen zu mahnen, was du auf Erden besitzest.

17. Was kann den Gliedern einer Familie innigeren Zusammenhang geben als die gleiche Liebe, der gleiche Glaube, die gleiche Hoffnung zum Ewigen?

18. Was kann ehrwürdiger sein, als der Hausvater, still betend im Kreise seiner Kinder?

19. Was kann rührender und beruhigender sein am Sterbelager eines der Getreuen von der Hausgenossenschaft, als der wehmüthige Abschied Aller von dem Geliebten mit dem Blick voll Zuversicht zum Himmel, der da spricht: „Wir haben uns nur auf kurze Zeit einander verloren! Die Hand, welche uns hier zusammenführte, die Hand, welche uns durch das Dunkel dieses Lebens geleitet hat, sie hat auch Macht und Liebe, uns dort einander wieder zu geben." (Spr. der Dichter.)

Die Hausmutter.

1. Wer kennt einen schöneren Beruf als den der Hausmutter?

2. Aus Liebe sich selbst zu vergessen, alle ihre Mühe, alle ihre Sorge ohne Unterlaß Andern zu weihen, ist ihr süßes Geschäft.

3. Sie sorgt und arbeitet Tag und Nacht nicht für sich, sondern für das Wohl der Ihrigen. Sie sinkt des Abends ermüdet auf ihr Lager und sammelt neue Kräfte, nicht für sich, sondern für Andere. Ihr Gatte, ihre Kinder, ihr Hausgesinde, ihre Angehörigen sollen des Lebens froh werden. Sie hat für ihr ganzes mühevolles Leben keine andere Belohnung, als den Anblick derer, die sie zufrieden macht.

4. Sie selbst gehört sich nicht. Ihr Schicksal, Glück und Unglück, band sie an das Schicksal, Glück und Unglück eines Mannes, der ihr einst fremd war.

5. Welches Loos er ihr bereitet, sie nimmt damit fürlieb. Wird er arm, sie theilt seine Armuth; wird er verfolgt, sie trägt unschuldig sein Leiden mit ihm; wird er krank, sie wartet und pflegt sein und leidet mehr als er selbst. Sie ist nichts für sich, Alles für einen Andern.

6. Sie ist Mutter, sie lebt für ihre Kinder, denen sie mit Schmerzen und Gefahr das Leben gab, deren Gesundheit sie mit tausend kleinen Opfern erkaufte. Wenn alle Andern der Ruhe genießen, wacht sie in nächtlicher Stille für den geliebten Säugling. Sie hütet das holde Kind am Krankenlager, horcht auf seine Athemzüge und betet in der Einsamkeit. Niemand weiß es, was sie that, Niemand weiß es, was sie litt; Gott dem Allwissenden nur ist es bekannt.

7. Sie ist Hausfrau und hat für Andere zu denken. Und ob sie auch erkranke: sie muß für die Gesundheit Anderer wachen; ob sie auch manche Erquickung, manche kleine Freude entbehren muß: sie sorgt erst, daß ihre Angehörigen ihr Theil empfangen und ihre Freude genießen.

8. Sie ist der Engel des Friedens im Hause, der sichtbare Schutzgeist häuslicher Ordnung und Glückseligkeit. Sie hat den Blick auf das Größte und Kleinste gerichtet und vergißt deren keines. Sie umfaßt Alles mit der ihr eigenen Mutterliebe und Mutterſorge.

9. Wie edel steht sie da in ihrem einfachen, aber tiefwirkenden Beruf! Ein schönes Bild edelmüthiger Selbstver-

leugnung aus Liebe! Der Mann, der mit seiner Kraft vielleicht eine halbe Welt erschüttert, kann nicht mittelbarer, inniger und anhaltender beglücken, als die gute Hausfrau, auf deren bescheidenes Thun Niemand achtet.

10. Sie ist sittig; durch die Holdseligkeit ihres Wandels den Ihrigen ein nachahmungswürdiges Muster aller schönen Eigenschaften! Und ihr religiöser Sinn verbreitet über ihre Handlungen etwas Höheres, etwas Göttliches.

11. Ihren Kindern ist sie das Vorbild der Verehrung Gottes und seiner Vorsehung, in der Kirche wie in der stillen Schlafkammer, so führt sie sie zu Gott, wie Gott sie ihr einst wieder zuführt.

12. Sie weiß, Reinigkeit des Gemüths ist der köstlichste Schmuck des Weibes; wo er einmal verloren wird, ersetzt ihn aller Glanz der Juwelen und goldenen Geschmeides nicht.

13. Selbst den Schein meidet sie, welcher einen Schatten auf die Reinheit ihres Herzens werfen könnte.

(Spr. der Dichter.)

c. Sprüche.

1. Das Haus ist erst der Ort, worin das Glück
Sich Wohnung machen kann, wo selbst das Unglück
Beklagt, gemildert und gezwungen weicht
Durch Liebe; wo das Alter sanft gepflegt,
Der Tod mit Thränen sanft gefeiert wird.
Drum ist das Haus der heiligste der Orte,
Der Liebe Altar und des Himmels Tempel
Zur schönsten Feier aller seiner Wunder,
Zum seligen Genuß all' seiner Zauber,
Und sei das Haus die ärmste, kleinste Hütte! (Schefer.)

2. Wohl dem Menschen, der nach dieses Lebens
Eitlem Wirken, den ermüd'ten Blick
Nicht vergebens in die Ferne sendet,
Nach der Ruh' in häuslich stillem Glück.

Ach, nur hier, in diesem Friedenshafen,
Schweigt der Stürme zügellose Wuth,
Und die Wellen schlagen da nur leise,
Wo das Schiff am sichern Bollwerk ruht.
Nicht der Ehre goldbelad'ne Schätze
Geben jene selig-stille Lust;
Nicht der Ehre flitterreiches Blitzen
Stillet diese freigeborne Brust;
Nur im engen Kreise seiner Lieben,
Still genügsam an dem eignen Heerd,
Mit Vertrauen auf den Himmel blickend,
Hat das Leben einen wahren Werth. (v. Maltitz.)

3. Wie schön ist es, wie lieblich, wenn Brüder einträchtig zusammen wohnen. (Ps. 133, 1—3.)

4. Wer Hader zwischen Verwandten anstiftet, den haßt Gott. (Spr. Sal. 6, 19.)

5. Der Diener, der seinen Herrn beschützt, kommt zu Ehren. (Spr. Sal. 27, 18.)

6. Einen treuen Diener und fleißigen Arbeiter halte in Ehren. (Sir. 7, 22. 23.)

7. Züchtige dein Kind und es wird dir ein ruhiges Leben bereiten und zum Labsal deiner Seele werden. (Spr. Sal. 29, 17.)

8. Wer seinem Kind die Ruthe entzieht, hasset es;
Wer es liebt, züchtigt es frühzeitig. (Spr. Sal. 13, 24.)

3. Selbstbeherrschung und Selbsterkenntniß.

a. Beispiele: 1. Sokrates. — 2. Beherrsche dich! — 3. Camillus. — 4. Philipp II. — 5. Friedrich der Große. — 6. Paulus Aemilius. — 7. Andreas Doria. — 8. Der Kampf mit dem Drachen. — 9. Benjamin Franklins Tugendübung. — 10. Herkules am Scheidewege.

1. Sokrates.

Eine der ausgezeichnetsten Eigenschaften des Sokrates war seine Seelenruhe, welche kein, auch noch so unangenehmer Vorfall, und keine, auch nicht die härteste Begegnung stören konnte. Da er von Natur stürmisch und heftig war, und die Mäßigung, welche er sich zu eigen gemacht hat, bloß ein Werk seiner Anstrengungen und seiner Selbstüberwindung gewesen ist, so muß dies die Achtung für diesen würdigen Mann noch vermehren. Er hatte seine Freunde gebeten, sie möchten ihn gleich erinnern, wenn sie merkten, daß er zornig werde. Bei dem ersten Winke, den er darüber erhielt, bei dem ersten Worte senkte er den Ton seiner Stimme, oder schwieg ganz. Als er sich über einen Sklaven um einer Vergehung willen entrüstet fühlte, sagte er zu ihm: „Ich würde dich schlagen, wenn ich nicht im Zorne wäre.“ — Als er einst von einem gegen ihn aufgebrachten Menschen einen Schlag an das Ohr erhalten hatte, sagte er lächelnd: „Es ist doch verdrießlich, daß man nicht voraussehen kann, wann es gut wäre, einen Helm zu tragen.“ Er fand in seinem eigenen Hause Uebung genug für seine Geduld. Denn Xantippe, seine Frau, setzte sie durch ihre üble Laune und ihr stürmisches Temperament auf die härteste Probe. Es gab keine schlimme Begegnung und keine Beleidigung, die sie ihm nicht anthat: aber nichts kam auch dem Gleichmuthe und der Ruhe gleich, die er ihren Mißhandlungen entgegensetzte. Als sie eines Tages alle nur erdenklichen Schmähungen gegen ihn erschöpft hatte, schüttete sie ihm noch, als er eben zum Hause hinaus ging, von oben herab einen Topf schmutzigen Wassers nach. „Ei,“ sagte Sokrates lächelnd, „dachte ich mir's doch, daß es nach einem solchen Sturme regnen müßte!“

2. Beherrsche dich!

Der griechische Philosoph Dion ging einmal durch eine Gasse; ein muthwilliger Bube, der ihm begegnete, schalt ihn aus, und verfolgte ihn mit bösen Lästerreden bis in sein Haus. Dion hatte während der ganzen Zeit kein Wort geredet. Als er nun zu seinem Hause gekommen war, fragte ihn der böse Bube, ob er denn nichts antworten wolle? „Nichts,“ sagte der vernünftige Dion.

Eben so gab der griechische Redner Demosthenes einem Menschen, der ihm unzählige Schimpfworte sagte, die Antwort: „Ich mag mich nicht in einen solchen Streit mit dir einlassen, wo der Ueberwundene mehr Ehre hat, als der Ueberwinder.“

Noch größere Mäßigung zeigte der König Antigonus. Er hörte in seinem Zelte, daß zwei Soldaten, die außen vor dem Zelte standen, sehr schimpflich und unehrbietig von ihm redeten. Nachdem er ihnen eine Weile zugehört hatte, machte er das Zelt auf, und sagte zu ihnen: „Wenn ihr so von mir reden wollt, so gehet wenigstens auf die Seite, daß ich es nicht höre.“

„Ich ermahne dich,“ schrieb Cicero seinem Bruder, einem zum Zorne sehr geneigten Menschen, „daß du täglich darauf denkst, dem Zorne Einhalt zu thun; und weil diese Leidenschaft die Seele gleichsam zerrüttet, so mußt du besonders die Zunge bezähmen. Dieses scheint mir öfters schwerer zu sein als nicht zürnen, denn niemals zornig werden, ist mehr eine Wirkung eines schläfrigen Temperaments als eine Mäßigung. Aber seine Sprache im Zorne mäßigen oder gar schweigen, zeigt wo nicht die höchste Stufe der Weisheit, doch einen mehr als mittelmäßigen Geist an.“

3. Camillus.

Der Römer Camillus (um's Jahr 400 v. Chr.) zog zum sechsten Mal mit der Würde eines obersten Befehlshabers bekleidet gegen die Volsker zu Felde. Lucius, sein Gehülfe im

Oberbefehl, ein junger Mann, dem es noch an der einem Oberbefehlshaber so nöthigen Vorsicht und Klugheit fehlte, brannte vor Begierde, sich zu schlagen. Camillus, welcher einsah, daß die Umstände und die Lage des Ortes den Römern nicht günstig seien, wollte durchaus kein Treffen liefern, und rieth daher seinem Collegen aus allen Kräften von diesem Unternehmen ab. Aber Lucius, der dieses Zaudern für Schwäche und Furchtsamkeit des Alters hielt, beschloß, sich nicht mehr an die Warnung des Camillus zu kehren. Er griff daher mit dem größten Theile des Heeres an einem Tage, da Camillus gerade krank war und das Bett hüten mußte, die Feinde an. Aber er erfuhr nur zu bald die Folge seines unbesonnenen Schrittes. Alles war ihm ungünstig, sein Heer fing an zu weichen, und er ward mit einer glänzenden Niederlage bedroht. Doch, in diesem entscheidenden Augenblicke kam ihm Camillus zu Hülfe. Der alte, kranke Mann raffte sich auf die erste Nachricht von der Unternehmung seines ersten Mitbefehlshabers, und weil er den Ausgang derselben voraussah, sogleich von dem Bette auf, ließ sich auf sein Pferd helfen, und eilte an der Spitze einer kleinen Schaar auf's Schlachtfeld. Hier bot er alle seine Kräfte auf, um die Ordnung bei dem Heere wieder herzustellen, und die Flüchtigen zurückzubringen. Es gelang ihm auch. Die Truppen wurden wie von einem neuen Geist und Muth beseelt, so bald sie den Camillus unter sich sahen; sie sammelten sich wieder, entschlossen, einen Feldherrn nicht zu verlassen, unter dem sie nur zu siegen gewohnt waren. Die Feinde wurden durch diese unvermuthete Wendung der Dinge zurückgetrieben und gänzlich geschlagen. Camillus, der so große Ursache gehabt hatte, mit seinem Collegen unzufrieden zu sein, ließ ihn nach diesem Vorfalle sein Unrecht gar nicht fühlen, sondern behandelte ihn mit eben so viel Güte und Sanftmuth wie vorher. So wußte dieser Mann alle unangenehmen Empfindungen und alle rachsüchtigen Leidenschaften in seinem Herzen zu ersticken, und über sich selbst Siege davon zu tragen, die ihm mehr Ehre machten, als alle gewonnenen Schlachten!

4. Philipp II.

Wenn uns das Glück anlächelt, wenn sich Alles nach unsern Wünschen fügt, so müssen wir uns nur um so mehr vor Stolz und Uebermuth hüten. Wer im Glück und Unglück sich nicht gleich bleibt, verräth einen beschränkten Geist. Philipp, König von Macedonien, schlug die Athenienser und Thebaner in der berühmten Schlacht bei Chäronea auf's Haupt, und er konnte stolz auf diesen Sieg sein. Aber er betrug sich mit so großer Bescheidenheit, daß man kaum denken konnte, daß er der Sieger sei. Den Athenienſern, seinen ärgsten Feinden, schickte er ihre Gefangenen unentgeltlich zurück, und die Erschlagenen ließ er zur Erde bestatten. Kurz, weder Stolz noch Hochmuth blickten aus seinen Augen; er befahl sogar einem Sklaven, ihn täglich zu erinnern, daß er ein Mensch sei. Deßwegen ging er niemals aus seinem Palaste, noch durfte Jemand Morgens früh zu ihm kommen, ehe ihm sein Diener die Worte zugerufen hatte: „Philipp, gedenke, daß du ein Mensch bist!"

5. Friedrich der Große.

Ein merkwürdiges Beispiel von Gelindigkeit und Herrschaft über sich selbst gab König Friedrich II. von Preußen. Dieser große Monarch hatte selbst die merkwürdige Geschichte des siebenjährigen Krieges verfaßt; das ganze vollendete, aber noch nicht in's Reine geschriebene Manuscript dieses Werkes lag auf seinem Tisch, über welchem ein Kronleuchter hing. Durch die Unvorsichtigkeit eines Pagen fiel eine Funke von diesem Kronleuchter auf die Handschrift, und verbrannte sie zur Asche. Der erschrockene Page warf sich dem König zu Füßen und bat um Gnade. Friedrich, statt seinen Unwillen über diesen Vorfall zu äußern, sagte bloß: „Also schreibe ich diese Geschichte noch einmal."

6. Paulus Aemilius.

Der große römische Feldherr Paulus Aemilius überwand im Jahr 168 v. Chr. den Perseus, König von Macedonien,

und machte dessen Länder zu einer Provinz des römischen Reiches, weßwegen ihm ein dreitägiger Triumph vom Senat zugestanden wurde. Unter den Gefangenen, welche man in das römische Lager brachte, befand sich auch der König Perseus selbst, der in Trauerkleider eingehüllt einherwankte. Als der edle Aemilius ihn erblickte, ging er demselben mit weinenden Augen entgegen, reichte ihm die Hände, verbat sich alle Ehrfurchtsbezeugungen, und setzte ihn in den Kreis seiner Offiziere vom ersten Range. Bis zu Thränen gerührt von dessen unglücklichem Zustande, legte er dem Perseus, voll Sanftmuth und Mitleiden, wegen der Ursachen seiner Feindseligkeiten wider Rom verschiedene Fragen vor, die dieser nur mit niedergeschlagenen Augen und stummen Thränen beantwortete. Hierauf sprach er dem gefangenen Könige Muth zur Ertragung seines unglücklichen Schicksals ein, indem er sagte, es möchte aus einem Fehler, dessen jeder Mensch fähig wäre, oder aus einem unvermeidlichen Verhängnisse nach dem Rathschlusse der Götter entstanden sein, und wendete sich endlich mit folgenden Worten an die ganze Versammlung: „Ihr sehet hier ein großes Beispiel von dem Unbestande der menschlichen Dinge; euch besonders, ihr jungen Kriegsmänner, betrifft diese Rede! Die Ungewißheit dessen, was uns von einem Tage zum andern begegnen kann, muß uns die Lehre geben, uns niemals im Glücke stolz und heftig, gegen wen es auch sein mag, zu bezeigen, und uns niemals auf das gegenwärtige Glück zu verlassen. Die Probe eines ächten Verdienstes und einer wirklichen Tapferkeit ist diese, daß wir bei einem glücklichen Erfolge nicht übermüthig werden, und uns bei einem unglücklichen nicht niederschlagen lassen.

7. Andreas Doria.

Nachdem Andreas Doria, einer der berühmtesten Seehelden des 16. Jahrhunderts, Genua von der französischen Oberherrschaft befreit hatte, so stand es in seiner Macht, sich selbst zum Beherrscher des Genuesischen Staats aufzuwerfen. Der Ruhm seiner ehemaligen Thaten, der glückliche Erfolg des gegenwärtigen Versuchs, die Ergebenheit seiner Freunde, die Dankbarkeit seiner Landsleute, der Beistand des Kaisers Karl V., Alles traf hier zusammen, ihm eine oberherrliche Gewalt zu versprechen, und lud ihn ein, dieselbe anzunehmen. Aber mit einer Großmuth, die wenig ihres Gleichen findet, opferte er alle Gedanken der eigenen Erhöhung dem edeln Vergnügen auf, sein Vaterland frei zu sehen; der höchste Gegenstand, nach welchem der Ehrgeiz streben kann. Nachdem er das gesammte Volk vor dem Thore seines Palastes hatte zusammen kommen lassen, versicherte er dasselbe, daß die Glückseligkeit, seine Mitbürger einmal wieder in dem Besitze der Freiheit zu sehen, für ihn die vollkommenste Belohnung aller seiner Bemühung sei; vergnügter mit dem Namen eines freien Bürgers als über den Titel eines Oberherrn, fordere er keine Vorzüge, keine größere Macht, als welche Männer seines Gleichen besäßen; er überlasse daher ihnen Allen das Recht, die Regierungsform, die sie nunmehr unter sich einführen wollten, festzusetzen. Das Volk hörte ihn mit Thränen der Bewunderung und der Freude. Zwölf Personen wurden erwählt, eine neue Regierungsform für den Staat zu entwerfen. Der Einfluß der Tugenden und das Beispiel des Doria theilte sich seinen Landsleuten mit; die Parteien, die den Staat so lange zerrissen und zu Grunde gerichtet hatten, schienen vergessen; man nahm weise Maßregeln, einem neuen Ausbruch bürgerlicher Unruhen zuvorzukommen; und eben die Regierungsverfassung, die in Genua unter sehr wenigen Abänderungen bis in's Jahr 1805 gedauert hat, wurde damals mit allgemeinem Beifall eingeführt. Doria, geliebt, hochgeachtet und von seinen Landsleuten verehrt, erreichte ein hohes Alter; und da er fest bei seinem Gelübde der Mäßigung beharrte, und schlechterdings nichts mehr, als was jedem Privatbürger mit Recht gebührt, verlangte, so behielt er jederzeit einen mächtigen Einfluß auf die Berathschlagungen des Freistaates, der sein Dasein seiner Großmuth zu verdanken hatte. Durch dieses Ansehen und diese Vorzüge übte er, ohne es nur zu wollen, eine Herrschaft aus, die sich auf Liebe und Dankbarkeit gründete, und von der Verehrung seiner Tugenden, und nicht von der

Furcht seiner Gewalt unterstützt wurde. Sein Andenken wird noch jetzt von den Genuesern in Ehren gehalten, und in ihren öffentlichen Denkmalen und in den Werken ihrer Geschichtschreiber heißt er „der Vater seines Landes und der Wiederbringer seiner Freiheit."

8. Der Kampf mit dem Drachen.

Was rennt das Volk, was wälzt sich dort
Die langen Gassen brausend fort?
Stürzt Rhodus unter Feuers Flammen?
Es rottet sich im Sturm zusammen,
Und einen Ritter hoch zu Roß,
Gewahr' ich aus dem Menschentroß,
Und hinter ihm, welch' Abenteuer!
Bringt man geschleppt ein Ungeheuer,
Ein Drache scheint es von Gestalt,
Mit weitem Krokodilesrachen,
Und alles blickt verwundert bald
Den Ritter an und bald den Drachen.

Und tausend Stimmen werden laut:
„Das ist der Lindwurm, kommt und schaut!
Der Hirt und Herden uns verschlungen!
Das ist der Held, der ihn bezwungen!
Viel and're zogen vor ihm aus,
Zu wagen den gewalt'gen Strauß,
Doch keinen sah man wiederkehren;
Den kühnen Ritter soll man ehren!"
Und nach dem Kloster geht der Zug,
Wo Sanct Johanns des Täufers Orden,
Die Ritter des Spitals, im Flug
Zu Rathe sind versammelt worden. [1])

[1]) Die Johanniterritter hatten in der Zeit von 1309—1622 ihren Sitz auf der griechischen Insel Rhodus und hießen darum auch Rhodiser. Später überwies ihnen Karl V. die Insel Malta, woher sie dann Malteser genannt wurden.

Und vor den edeln Meister tritt
Der Jüngling mit bescheid'nem Schritt;
Nach drängt das Volk mit wildem Rufen,
Erfüllend des Geländers Stufen.
Und jener nimmt das Wort und spricht:
„Ich hab' erfüllt die Ritterpflicht.
Der Drache, der das Land verödet,
Er liegt von meiner Hand getödtet;
Frei ist dem Wanderer der Weg,
Der Hirte treibe in's Gefilde,
Froh walle auf dem Felsensteg
Der Pilger zu dem Gnadenbilde."

Doch strenge blickt der Fürst ihn an
Und spricht: „Du hast als Held gethan,
Der Muth ist's, der den Helden ehret,
Du hast den kühnen Geist bewähret,
Doch sprich! Was ist die erste Pflicht
Des Ritters, der für Christum ficht,
Sich schmücket mit des Kreuzes Zeichen?"
Und alle rings herum erbleichen.
Doch er mit edlem Anstand spricht,
Indem er sich erröthend neiget:
„Gehorsam ist die erste Pflicht,
Die ihn des Schmuckes würdig zeiget."

„Und diese Pflicht, mein Sohn," versetzt
Der Meister, „hast du frech verletzt;
Den Kampf, den das Gesetz versaget,
Hast du mit frevlem Muth gewaget!" —
„Herr, richte, wenn du alles weißt,"
Spricht jener mit gesetztem Geist,
„Denn des Gesetzes Sinn und Willen,
Vermeint' ich treulich zu erfüllen.
Nicht unbedachtsam zog ich hin,
Das Ungeheuer zu bekriegen,

Durch List und klug gewandten Sinn
Versucht' ich's, in dem Kampf zu siegen.

Fünf unsres Ordens waren schon,
Die Zierden der Religion,
Des kühnen Muthes Opfer worden,
Da wehrtest du den Kampf dem Orden.
Doch an dem Herzen nagten mir
Der Unmuth und die Streitbegier,
Ja selbst im Traum der stillen Nächte
Fand ich mich keuchend im Gefechte,
Und wenn der Morgen dämmernd kam,
Und Kunde gab von neuen Plagen,
Da faßte mich ein wilder Gram,
Und ich beschloß, es frisch zu wagen.

Und zu mir selber sprach ich dann:
Was schmückt den Jüngling, ehrt Mann,
Was leisteten die tapfern Helden,
Von denen uns die Lieder melden?
Die zu der Götter Glanz und Ruhm
Erhub das blinde Heldenthum?
Sie reinigten von Ungeheuern
Die Welt in kühnen Abenteuern,
Begegneten im Kampf dem Leun
Und rangen mit den Minotauern, [1])
Die armen Opfer zu befrei'n,
Und ließen sich das Blut nicht dauren.

Ist nur der Saracen es werth,
Daß ihn bekämpft des Christen Schwert?
Bekriegt er nur die falschen Götter?
Gesandt ist er der Welt zum Retter,
Von jeder Noth und jedem Harm
Befreien muß sein starker Arm,

[1]) Theseus von Athen erlegte den Minotaur auf Kreta und befreite so seine Landsleute von ihrem gräßlichen Tribute.

Doch seinen Muth muß Weisheit leiten,
Und List muß mit der Stärke streiten.
So sprach ich oft und zog allein,
Des Raubthiers Fährte zu erkunden;
Da flößte mir der Geist es ein,
Froh rief ich aus: ich hab's gefunden!

Und trat zu dir und sprach dies Wort:
„Mich zieht es nach der Heimath fort."
Du, Herr, willfahrtest meinen Bitten,
Und glücklich ward das Meer durchschnitten.
Kaum stieg ich aus am heim'schen Strand,
Gleich ließ ich durch des Künstlers Hand
Getreu den wohlgemerkten Zügen
Ein Drachenbild zusammenfügen.
Auf kurzen Füßen wird die Last
Des langen Leibes aufgethürmet;
Ein schuppicht Panzerhemd umfaßt
Den Rücken, den es furchtbar schirmet.

Lang strecket sich der Hals hervor,
Und gräßlich, wie ein Höllenthor,
Als schnappt' es gierig nach der Beute,
Eröffnet sich des Rachens Weite,
Und aus dem schwarzen Schlunde dräun
Der Zähne stachelichte Reihn;
Die Zunge gleicht des Schwertes Spitze,
Die kleinen Augen sprühen Blitze,
In eine Schlange endigt sich
Des Rückens ungeheure Länge,
Rollt um sich selber fürchterlich,
Daß es um Roß und Mann sich schlänge.

Und alles bild' ich nach genau
Und kleid' es in ein scheußlich Grau;
Halb Wurm erschien's, halb Molch, halb Drache,
Gezeuget in der gift'gen Lache. [1])

[1]) Pfuhl.

Und als das Bild vollendet war,
Erwähl' ich mir ein Doggenpaar,
Gewaltig, schnell, von flinken Läufen,
Gewohnt, den wilden Ur zu greifen,
Die hetz' ich auf den Lindwurm an,
Erhitze sie zu wildem Grimme,
Zu fassen ihn mit scharfem Zahn,
Und lenke sie mit meiner Stimme.

Und wo des Bauches weiches Vlies [1])
Den scharfen Bissen Blöße ließ,
Da reiz' ich sie, den Wurm zu packen,
Die spitzen Zähne einzuhacken.
Ich selbst, bewaffnet mit Geschoß,
Besteige mein arabisch Roß,
Von adeliger Zucht entstammet,
Und als ich seinen Zorn entflammet,
Rasch auf den Drachen spreng' ich's los,
Und stachl' es mit den scharfen Sporen,
Und werfe zielend mein Geschoß,
Als wollt' ich die Gestalt durchbohren.

Ob auch das Roß sich grauend bäumt
Und knirscht und in die Zügel schäumt,
Und meine Doggen ängstlich stöhnen,
Nicht rast' ich, bis sie sich gewöhnen.
So üb' ich's aus mit Emsigkeit,
Bis dreimal sich der Mond erneut,
Und als sie jedes recht begriffen,
Führ' ich sie her auf schnellen Schiffen.
Der dritte Morgen ist es nun,
Seit mir's gelungen hier zu landen;
Den Gliedern gönnt' ich kaum zu ruh'n;
Bis ich das große Werk bestanden.

[1]) Fell, Haut. Berühmt ist das goldene Vlies, das Jason mit den Argonauten aus Kolchis holte.

Denn heiß erregte mir das Herz
Des Landes frisch erneuter Schmerz.
Zerrissen fand man jüngst die Hirten,
Die nach dem Sumpfe sich verirrten,
Und ich beschließe rasch die That,
Nur von dem Herzen nehm' ich Rath.
Flugs unterricht' ich meine Knappen,
Besteige den versuchten Rappen,
Und von dem edeln Doggenpaar
Begleitet, auf geheimen Wegen,
Wo meiner That kein Zeuge war,
Reit' ich dem Feinde frisch entgegen.

Das Kirchlein kennst du, Herr, das hoch
Auf eines Felsenberges Joch,
Der weit die Insel überschauet,
Des Meisters kühner Geist erbauet.
Verächtlich scheint es, arm und klein,
Doch ein Mirakel [1]) schließt es ein:
Die Mutter mit dem Jesusknaben,
Den die drei Könige begaben.
Auf dreimal dreißig Stufen steigt
Der Pilgrim nach der steilen Höhe,
Doch hat er schwindelnd sie erreicht,
Erquickt ihn seines Heilands Nähe.

Tief in den Fels, auf dem es hängt,
Ist eine Grotte eingesprengt,
Vom Thau des nahen Moors befeuchtet,
Wohin des Himmels Strahl nicht leuchtet.
Hier hauste der Wurm und lag,
Den Raub erspähend, Nacht und Tag.
So hielt er, wie der Höllendrache,
Am Fuß des Gotteshauses Wache,
Und kam der Pilgrim hergewallt
Und lenkte in die Unglücksstraße,

[1]) Wunderwerk.

Hervorbrach aus dem Hinterhalt
Der Feind und trug ihn fort zum Fraße.

Den Felsen stieg ich jetzt hinan.
Eh' ich den schweren Strauß begann,
Hin kniet' ich vor dem Christuskinde
Und reinigte mein Herz von Sünde.
Drauf gürt' ich mir im Heiligthum
Den blanken Schmuck der Waffen um,
Bewehre mit dem Spieß die Rechte,
Und steige nieder zum Gefechte.
Zurücke bleibt der Knappen Troß,
Ich gebe scheidend die Befehle,
Und schwinge mich behend auf's Roß
Und Gott empfehl' ich meine Seele.

Kaum seh' ich mich im ebnen Plan,
Flugs schlagen meine Doggen an,
Und bang beginnt das Roß zu keuchen,
Und bäumet sich und will nicht weichen.
Denn nahe liegt, zum Knäul geballt,
Des Feindes scheußliche Gestalt,
Und sonnet sich auf warmem Grunde,
Auf jagen ihn die flinken Hunde,
Doch wenden sie sich pfeilgeschwind,
Als es den Rachen gähnend theilet,
Und von sich haucht den gift'gen Wind
Und winselnd wie der Schakal heulet.

Doch schnell erfrisch' ich ihren Muth,
Sie fassen ihren Feind mit Wuth,
Indem ich nach des Thieres Lende
Aus starker Faust den Speer entsende.
Doch machtlos, wie ein dünner Stab,
Prallt er vom Schuppenpanzer ab,
Und eh' ich meinen Wurf erneuet,
Da bäumet sich mein Roß und scheuet

An seinem Basiliskenblick [1])
Und seines Athems gift'gen Wehen,
Und mit Entsetzen springt's zurück,
Und jetzo war's um mich geschehen. —

Da schwing' ich mich behend vom Roß,
Schnell ist des Schwertes Schneide bloß;
Doch alle Streiche sind verloren,
Den Felsenharnisch zu durchbohren,
Und wüthend mit des Schweifes Kraft
Hat es zu Boden mich gerafft;
Schon seh' ich seinen Rachen gähnen,
Es haut nach mir mit grimmen Zähnen,
Als meine Hunde wuthentbrannt
An seinen Bauch mit grimm'gen Bissen
Sich warfen, daß es heulend stand,
Von ungeheurem Schmerz zerrissen.

Und eh' es ihren Bissen sich
Entwindet, rasch erheb' ich mich,
Erspähe mir des Feindes Blöße
Und stoße tief ihm in's Gekröse,
Nachbohrend bis an's Heft, den Stahl.
Schwarzquellend springt des Blutes Strahl.
Hin sinkt es und begräbt im Falle
Mich mit des Leibes Riesenballe,
Daß schnell die Sinne mir vergehn;
Und als ich neugestärkt erwache,
Seh' ich die Knappen um mich stehn,
Und todt im Blute liegt der Drache."

Des Beifalls lang gehemmte Lust
Befreit jetzt aller Hörer Brust,
Sowie der Ritter dies gesprochen,
Und zehnfach am Gewölb' gebrochen

[1]) Der Anblick des fabelhaften Basilisken war tödtlich für es selbst, wenn es sich in einem vorgehaltenen Spiegel sah. Die süd-amerikanische unschädliche Königseidechse ist nach dem Fabelthier genannt.

Wälzt der vermischten Stimmen Schall
Sich brausend fort im Wiederhall. —
Laut fordern selbst des Ordens Söhne,
Daß man die Heldenstirne kröne,
Und dankbar im Triumphgepräng
Will ihn das Volk dem Volke zeigen,
Da faltet seine Stirne streng
Der Meister und gebietet Schweigen.

Und spricht: „Den Drachen, der dies Land
Verheert, schlugst du mit tapfrer Hand,
Ein Gott bist du dem Volke worden,
Ein Feind kamst du zurück dem Orden,
Und einen schlimmern Wurm gebar
Dein Herz, als dieser Drache war.
Die Schlange, die das Herz vergiftet,
Die Zwietracht und Verderben stiftet,
Das ist der widerspänst'ge Geist,
Der gegen Zucht sich frech empöret,
Der Ordnung heilig Band zerreißt,
Denn er ist's, der die Welt zerstöret.

Muth zeiget auch der Mameluck,
Gehorsam ist des Christen Schmuck;
Denn wo der Herr in seiner Größe
Gewandelt hat in Knechtes-Blöße,
Da stifteten auf heil'gem Grund
Die Väter dieses Ordens Bund,
Der Pflichten schwerste zu erfüllen,
Zu bändigen den eignen Willen.
Dich hat der eitle Ruhm bewegt,
Drum wende dich aus meinen Blicken,
Denn wer des Herren Joch nicht trägt,
Darf sich mit seinem Kreuz nicht schmücken."

Da bricht die Menge tobend aus,
Gewalt'ger Sturm bewegt das Haus,

Um Gnade flehen alle Brüder,
Doch schweigend blickt der Jüngling nieder;
Still legt er von sich das Gewand
Und küßt des Meisters strenge Hand
Und geht. Der folgt ihm mit dem Blicke,
Dann ruft er liebend ihn zurücke
Und spricht: „Umarme mich, mein Sohn!
Dir ist der härt're Kampf gelungen.
Nimm dieses Kreuz, es ist der Lohn
Der Demuth, die sich selbst bezwungen."

(Schiller.)

8. Benjamin Franklins Tugendübung.

Einen möglichst hohen Grad sittlicher Vollkommenheit zu erreichen, war das eifrigste Bestreben Franklins. Er wünschte, es sei ihm vergönnt, sich alle Tugenden zu eigen zu machen. Zu diesem Zweck schrieb er sich dreizehn gute Eigenschaften auf: Enthaltsamkeit, Schweigsamkeit, Ordnung, Entschlossenheit, Sparsamkeit, Betriebsamkeit, Aufrichtigkeit, Gerechtigkeit, Mäßigung, Reinlichkeit, Ruhe, Sittenreinheit und Demuth.

Er hielt es für rathsam, nicht auf alle diese Vorzüge zu gleicher Zeit seine Aufmerksamkeit zu richten, sondern eine Tugend nach der andern in's Auge zu fassen, bis er alle dreizehn zu üben gelernt habe. Uebrigens glaubte er sie in obiger Reihenfolge nach ihrer Schwierigkeit geordnet zu haben. Da nun, um an's Ziel zu kommen, eine tägliche Prüfung nothwendig war, so machte er sich ein kleines Notizbuch, in welchem für jede Woche ein Blatt bestimmt war. Jede Seite war von oben durch senkrechte Striche in 7 Spalten getheilt für die 7 Tage der Woche; vorn waren von oben nach unten seine 13 Tugenden verzeichnet. Kam nun in der Woche ein Verstoß gegen eine derselben vor, so wurde ein schwarzes Kreuz dabei angemerkt. Uebrigens wurde über jede Wochentabelle der Name einer bestimmten Tugend gesetzt, auf welche in dieser Zeit Franklin besonders zu achten sich vorgenommen hatte. Er war

mit sich zufrieden, wenn am Ende der Woche die Rubrik für diese Tugend leer geblieben war, mochten auch in den andern hin und wieder einzige Kreuzchen angezeichnet stehen. Die nächste Woche kam eine andere Tugend an die Reihe und so im Jahre jede der dreizehn vier mal. Indem Franklin dieses Verfahren eine Zeit lang fortsetzte, bemerkte er zu seinem großen Erstaunen viel mehr Fehler an sich, als er ursprünglich gedacht hatte; doch tröstete ihn nach kurzer Zeit schon eine sichtliche Abnahme derselben. Nach einiger Zeit machte er den Gang nur einmal in einem Jahr durch, hierauf in mehreren Jahren nur einmal, und später unterließ er es ganz, weil er auf der Reise oder auswärts viel beschäftigt war. Aber sein Notizbuch führte er doch immer bei sich. Die Tugend der Ordnung machte ihm am meisten zu schaffen und die Demuth hat er erst am Ende hinzugefügt. Wiewohl er im Ganzen die sehnlichst gewünschte Vollkommenheit nicht erreichte, so wurde er durch sein Streben doch besser und glücklicher. Noch im hohen Greisenalter sagte Franklin, daß er das hohe Glück seines Lebens namentlich seinem Notizbuch verdanke. Der Mäßigkeit schreibt er seine lange, ausdauernde Gesundheit zu, der Betriebsamkeit und Sparsamkeit seine bald errungene Wohlhabenheit, der Aufrichtigkeit und Gerechtigkeit verdankt er das Vertrauen seines Vaterlandes und die ehrenvollen Aemter, die es in seine Hände legte. Durch die Gesammtheit aller jener Vorzüge aber, wie unvollkommen er sich dieselben auch angeeignet zu haben glaubte, gewann er jene gleichmäßige Ruhe und Heiterkeit, die seinen Umgang bis zum hohen Alter selbst für jüngere Bekannte überaus anziehend machte.

9. Herkules am Scheidewege.

Als Herkules aus der Kindheit zum männlichen Alter gelangt war, wo der Jüngling sein eigener Herr wird und erkennen läßt, ob er im Leben den Weg der Tugend oder des Lasters betreten werde, begab er sich in die Einsamkeit und setzte sich, voll Zweifels, welchen von beiden Wegen er wählen

sollte. Da sah er zwei Frauen von hoher Gestalt auf sich zukommen. Die eine, in weißem Gewande, war sittsamen Ansehens und edlen Wesens; eine reine Hautfarbe, ein schamhaftes Antlitz und bescheidene Haltung waren ihre Schönheit. Die andere schien weichlich und wohlgenährt; sie war geschminkt, um weißer und röther zu erscheinen; auch gab sie sich eine gradere Haltung, als ihr natürlich war und ihre Kleidung schien darauf berechnet, daß ihre Jugendfülle vortheilhaft hindurch schiene. Sie besah sich selber einmal über das andere mit Wohlgefallen, blickte umher, ob sie von jemand bemerkt werde und betrachtete öfter ihren eigenen Schatten.

Als sich beide dem Herkules näherten, blieb die erstere bei ihrem gewöhnlichen Gange, die andere aber eilte voraus, lief auf den Jüngling zu und redete ihn also an:

„Ich sehe dich, mein Herkules, noch zweifelhaft, welchen Lebensweg du erwählen willst. Wenn du mich zur Freundin annimmst, so werde ich dich auf den angenehmsten und gemächlichsten Weg führen, wo es dir dein Lebelang an keinem Vergnügen fehlen und wo nichts Beschwerliches dir begegnen soll. Da werden dir weder Kriege noch Geschäfte Sorge machen, sondern nur darauf sollst du denken, was du gutes essen oder trinken mögest, was deine Augen und Ohren ergötzen, oder deinen Geruch und dein Gefühl reizen könne, wie du dich in angenehmer Gesellschaft vergnügen, wie du am weichsten schlafen und dies alles ganz ohne Arbeit erlangen könnest. Sollte dir jemals das Bedenken entstehen, woher das zu nehmen, so fürchte nur nicht, daß ich deinem Leibe oder Geiste die geringste Mühe oder Arbeit zumuthen werde, um solches zu beschaffen, sondern was andere mit Anstrengung erworben haben, das sollst du bloß genießen, ohne auf irgend etwas zu verzichten, wozu sich dir Gelegenheit bietet. Denn die sich zu mir halten, denen gebe ich die Macht, aus allem, wie und wo sie es finden, Vortheil zu ziehen."

Herkules fragte darauf: „Weib, wie ist dein Name?" Sie antwortete: „Meine Freunde nennen mich Glückseligkeit, aber meine Hasser, die mich gern verkleinern, nennen mich Laster."

Unterdessen war auch das andere Weib herangekommen und sprach: „Auch ich komme zu dir, o Herkules, weil ich deine Eltern kenne und deine Neigung schon von deiner Kindheit an erforscht habe; daher hoffe ich, wenn du meinen Weg erwählest, daß du ein wackerer Vollbringer schöner und rühmlicher Thaten werdest, durch welche du meinen Namen noch mehr erhöhest und bei den Guten mich verherrlichest. Ich will dich aber mit keinen Vorspiegelungen von Vergnügen täuschen, sondern ganz nach der Wahrheit, wie es die Götter geordnet haben, dir vorstellen. Wisse denn: die Götter schenken den Menschen nichts wirklich Gutes und Rühmliches ohne Arbeit und Mühe, sondern, wenn du willst, daß die Götter dir gnädig seien, so mußt du ihnen dienen; willst du von deinen Freunden geliebt werden, so mußt du durch Wohlthun um ihre Liebe werben; willst du, daß die Stadt dir Ehre erweise, so mußt du ihr nützlich werden; gehen deine Wünsche darauf, daß ganz Griechenland deine Heldentugend bewundere, so mußt du dich bestreben, um Griechenland dich verdient zu machen; soll dein Feld dir reiche Ernte geben so mußt du dein Feld bauen; sollen deine Heerden dich reich machen, so mußt du der Heerden warten; begehrest du, durch Krieg einen Namen zu erlangen, die Freiheit des Vaterlandes zu schützen und die Feinde zu überwältigen, so hast du vorerst die Kriegskunst selber von geschickten Meistern zu lernen und dich alsdann in derselben zu üben; willst du durch Leibesstärke gewaltig sein, so mußt du deinen Leib gewöhnen, der Vernunft zu gehorchen und ihn in Schweiß und schwerer Arbeit tüchtig machen."

Hier fiel ihr das Laster in die Rede und sprach: „Merkest du wohl, mein Herkules, auf welch' einen beschwerlichen, langen Weg zu ihren Freuden dieses Weib dich weist? Ich aber will dich auf einem leichten und kurzen Weg zur Glückseligkeit leiten."

Und die Tugend antwortete: „Du Elende, was hast du denn Gutes? oder welche Freude kennst du denn, da du nichts darum thun willst? da du niemals warteſt, bis dir das Verlangen darnach entsteht, sondern mit allem dich übersättigest, eh' dir die Lust dazu ankömmt? Du issest, ehe dich hungert; du

trinkest, ehe dich dürstet. Damit dir das Essen schmecke, mußt du dich nach Köchen umthun, dir die Speisen lecker zubereiten, und damit dir das Trinken munde, schafft du erst kostbare Weine an und verlangest im Sommer nach Schnee und Eis. Um gut zu schlafen, brauchst du ein weiches Bett, und kannst es kaum behaglich genug haben. Dich verlangt nach dem Schlafe, nicht weil du von Arbeit müde bist, sondern weil du vor Nichtsthun Langeweile hast. Du verkehrst die Natur und erkünstelst alles. Deine Freunde schwelgen die Nacht durch und verschlafen den besten Theil des Tages. Du bist zwar unsterblich, aber die Götter stoßen dich aus, und die guten Menschen verachten dich. Die angenehmste Musik: das Lob aus dem Munde des Rechtschaffenen, ist deinen Ohren fremd; das angenehmste Schauspiel kommt dir nie vor Augen: denn noch nimmer hast du ein schönes Werk deiner Hände gesehen. Wer wollte deinen Worten glauben? Wer wollte dir etwas geben, wenn du dürftig bist? Welcher Vernünftige meidet nicht deinen Umgang? Die mit dir gehen, sind bei jungen Jahren am Leib entkräftet und im Alter am Verstand geschwächt. Ohne Arbeit und Mühe scheinen sie in ihrer Jugend üppig und wohlgenährt, aber unter Mühe und Noth, in großer Armuth schleppen sie sich durch ihre alten Tage. Sie schämen sich ihrer Vergangenheit und erliegen unter der Last der Gegenwart. Die Jugend verfloß ihnen in Wohlleben: das Böse haben sie sich für das Alter aufgespart. Ich dagegen wohne bei den Göttern und wohne bei den guten Menschen. Ohne mich kommt kein schönes Werk, sei es göttlich oder menschlich, zu Stande. Götter und Menschen ehren mich vor allen zumeist. Den Künstlern bin ich eine werthe Gehülfin, den Hausvätern ein treuer Wächter ihrer Häuser, dem Gesinde ein gefälliger Beistand; ich bin eine wackere Theilnehmerin an den Geschäften des Friedens, im Kriege eine standfeste Waffengefährtin und die beste Genossin der Freundschaft. Meinen Freunden ist der Genuß auch einer kunstlos bereiteten Kost süß und labend, denn sie essen und trinken nicht, ehe sich das Bedürfniß dazu einfindet. Der Schlaf ist ihnen süßer als den Faulen, doch verlassen sie ihn ohne Verdruß und verschieben

seinetwegen keine nöthige Verrichtung. Meine Jünglinge freuen sich über die Lobsprüche der Alten und meine Greise über die Ehrenerweisungen der Jünglinge. Mit Vergnügen erinnern sie sich ihrer vorigen Thaten und die gegenwärtigen machen ihnen noch Freude, denn durch mich haben sie die Götter zu Freunden, sehen sich von den Freunden geliebt und vom Vaterlande geehrt. Kommt endlich das bestimmte Ziel, dann liegen sie nicht ehrlos in Vergessenheit begraben, sondern ihr Angedenken lebt in den Lobliedern der Nachwelt ewig fort. Willst du also die Mühen übernehmen, Herkules, du Sohn trefflicher Eltern, so stehet dir es zu, der höchsten Glückseligkeit theihaftig zu werden."

Da ergriff der Jüngling mit Entschlossenheit die Hand der Tugend und folgte ihr. Sie hat ihn auf manchen rauhen Weg geführt; in zwölffacher Arbeit prüfte sie seine Kraft und seinen Willen; aber sie machte ihn zum rechtschaffenen Mann und tapfern Helden. Griechenland verehrte ihn als seinen Wohlthäter; sein in Noth und Kampf bewährter Geist erstieg den Himmel, und sein Name ist unvergessen geblieben unter den Menschen.

(F. Bäßler.)

b. Lehren.

Die Selbstbeherrschung ist die Wurzel aller Tugenden. Sowie der Mensch seinen Trieben und Leidenschaften den Zügel schießen läßt, gibt er seine sittliche Freiheit auf und sinkt zum Sklaven des thierischen Triebes herab. Somit ist die Selbstbeherrschung diejenige Kraft, welche den wahren Unterschied zwischen einem thierischen und einem sittlichen Leben ausmacht und welche die hauptsächliche Grundlage des Charakters bildet.

Nicht der starke Mann ist zu preisen, der eine Stadt erobert, sondern der stärkere, der seinen eigenen Geist und Willen beherrscht. In der Ueberlegenheit der Selbstbeherrschung besteht eine der Vollkommenheiten des idealen Menschen. Nicht jedem Eindruck zu erliegen, nicht von jedem Triebe hin und hergezogen zu werden, sondern sich selbst zu zügeln, im Gleichgewicht zu halten und dem gemeinschaftlichen Urtheil seiner zu einem Rath

versammelten Gefühle zu folgen, das ist dasjenige, was die sittliche Erziehung zu erreichen strebt.

Obgleich der sittliche Charakter in hohem Grade von Temperament und körperlicher Gesundheit abhängt, liegt es doch in der Gewalt jedes Menschen, diesen Charakter durch wachsame und ausdauernde Selbstzucht zu regeln, zu schulen und zu ziehen. Diese Selbstzucht ist viel wichtiger, als irgend eine Wissenschaft. Wer die Selbstbeherrschung nicht hat, der fällt in allen Dingen in's Maßlose. Er zerstört sich seinen Frieden, seine Gesundheit, seinen guten Namen, sein Glück; das Gleiche thut er Andern.

Das Leben des guten Menschen ist ganz von Selbstzucht und Selbstbeherrschung durchdrungen. Er ist nüchtern, wachsam, meidet das Böse, thut das Gute, übt seine Pflicht bis zum Tode, kämpft gegen die Bosheit und die Schlechten dieser Welt, bleibt stark im Glauben an die Macht des Guten und wird nicht müde im Wohlthun.

Auch der Geschäftsmann bedarf der Unterordnung unter eine strenge Regel. Das Geschäft, wie das Leben, beruht auf sittlicher Hebelkraft.

Auch für die Politik gilt dasselbe. In diesem Lebenskreise gelangt man weniger durch Talent, als durch Temperament, weniger durch Genie als durch Charakter zu Erfolgen. Besitzt ein Mann keine Selbstzucht, so fehlt es ihm an Geduld wie an Takt, und er hat nicht die Kraft, sich selbst zu beherrschen und Andere zu leiten. Durch Selbstbeherrschung und Geduld wird auch der echte Heldencharakter zur Vollendung gebracht. Diese Eigenschaft besaß z. B. auch der edle Hampden, dessen erhabene Eigenschaften selbst seine politischen Feinde anerkannten. Clarendon z. B. beschreibt ihn als einen Mann von seltener Gemüthlichkeit und Bescheidenheit, als von Natur liebevoll und lebhaft und höflich. Er war unerschrocken und doch zugleich freundlich und sanft. Er machte nicht viele Worte, aber Alles, was er sagte, wog wegen seines tadellosen Charakters schwer. Niemand besaß eine größere Herrschaft über sich selbst.

Ein heftiges Temperament kann weiter nichts als einen starken und regsamen Willen bedeuten. Ungezügelt ergeht es

sich gelegentlich in leidenschaftlichen Ausbrüchen, aber geschult und unterworfen kann es die Quelle energischer Kraft und Wirksamkeit werden. Es läßt sich dem Dampfe vergleichen, den man in einer gut eingerichteten Dampfmaschine in Bereitschaft hält und durch Schieber, Regulatoren und Hebel regelt und zügelt. In der That haben viele der größten geschichtlichen Charaktere ein heftiges Temperament, aber auch einen ebenso starken bändigenden Willen gehabt, jene Triebkraft unter eine strenge Aufsicht zu stellen. Die Heldenfürsten des Hauses Nassau zeichneten sich sämmtlich durch Selbstbeherrschung, Selbstverleugnung und entschlossene Thatkraft aus. Wilhelm der Schweigsame war in seinem Benehmen so sanft und versöhnlich, daß seine Feinde ihn für schüchtern und kleinmüthig ausgaben. Wenn aber die Zeit zum Handeln kam, dann war sein Muth heldenhaft und seine Entschlossenheit unbeugsam; dann war er „ein Fels im Meer, unerschüttert vom wüthenden Wogendrang."

Auch Washington beherrschte in gefährlichen Augenblicken seine Gefühle derart, daß er den Eindruck machte, als ob er eine angeborne Ruhe besitze, die fast bis zur Unempfindlichkeit gehe. Trotzdem war Washington von Natur warm und ungestüm, und seine Milde, Sanftheit, Höflichkeit und Rücksicht für Andere waren das Ergebniß einer strengen Selbstbeherrschung und rastlosen Selbstzucht. Sein Biograph sagt von ihm: „Seine Leidenschaften waren stark und brachen zuweilen mit Heftigkeit hervor, aber er besaß die Kraft, sie augenblicklich zurückzudrängen. Seine Selbstbeherrschung war sein merkwürdigster Charakterzug." Wie Napoleon hatte auch der Herzog von Wellington eine höchst reizbare Natur und konnte sie nur durch wachsame Selbstbeherrschung im Zaume halten. Mitten in der Gefahr wußte er so kalt und ruhig zu bleiben, wie ein Indianerhäuptling. Bei Waterloo und auf andern Schlachtfeldern ertheilte er seine Befehle in den schlimmsten Augenblicken ohne die leiseste Aufregung und mit einem Ton der Stimme, der leiser als sonst war.

Der englische Naturforscher Faraday war starker, selbständiger und sogar feuriger Natur und doch zugleich höchst zart und

gefühlvoll. Unter seiner Milde und Güte glühte das Feuer eines Vulkans, das er aber durch seine strenge Selbstzucht in ein erwärmendes und belebendes Feuer verwandelt hat. Mit seiner Selbstbeherrschung verband er eine große Selbstverleugnung. Da er sich der praktischen Chemie widmete, so hätte er leicht ein großes Vermögen erwerben können; aber er widerstand der Versuchung und folgte dem Pfad der reinen Wissenschaft.

Für das persönliche Glück ist es sehr nothwendig, daß man auch seine Worte, wie seine Handlungen im Zügel hält; denn es gibt Worte, die stärker als Schläge treffen, und man kann „Dolche sprechen." Der weise und sich selbst beherrschende Mann wird seine Zunge im Zaum halten, während der Narr alles herausplappert, was er denkt, und lieber seinen Freund als seinen Scherz opfert. „Das Herz eines Narren liegt in seinem Munde." Sehr erfahrene Männer haben es oft bedauert, gesprochen zu haben, aber nie, geschwiegen zu haben. „Schweig, oder sag' etwas, das besser als das Schweigen ist," sagte Pythagoras. Und Lacordaire sagte: „Nach dem Sprechen ist das Schweigen die größte Macht der Welt."

Natürlich gibt es Zeiten und Gelegenheiten, wo die Aeußerung von Unwillen nicht bloß erlaubt, sondern sogar nothwendig ist. Wir haben die Pflicht, über Falschheit, Selbstsucht und Grausamkeit empört zu sein. Es gibt in der Welt mehr gute als schlechte Menschen, und die schlechten haben bloß deßhalb die Oberhand, weil sie kühner sind.

Ein Mann, der sich seiner Kräfte mit Entschiedenheit bedient, muß uns wohlgefallen, und wir nehmen oft bloß aus dem Grunde, weil er das thut, für ihn Partei.

Das beste Gegenmittel gegen eine unduldsame Stimmung ist die Lebenserfahrung. Gebildete und erfahrene Männer sind stets die Duldsamsten, während unwissende Personen gerne nachtragen. Männer mit einer großangelegten und edlen Natur sind am meisten zum Verzeihen geneigt. „Ich kenne keinen begangenen Fehler," sagte Göthe, „den ich nicht auch hätte begehen können." Und „Alles begreifen heißt Alles verzeihen,"

sagte Frau von Staël. Edward Burke gab einst seinem Freunde, dem zänkischen Maler Barry in Rom, folgenden guten Rath: „Glauben Sie mir, lieber Barry, daß die Waffen, mit denen man das Uebelwollen der Welt bekämpfen soll, Mäßigung, Milde und ein wenig Nachsicht für Andere und viel Mißtrauen gegen uns selbst sind. Das sind nicht die Eigenschaften eines gewöhnlichen Geistes, sondern Tugenden hoher und schöner Art, die unsere Natur adeln, indem sie zugleich zu unserer Ruhe und zu unserem Glück beitragen. Nichts kann einer wohlgefügten Seele unwürdiger sein, als das Leben in Zank und Streit mit seiner ganzen Umgebung zu verbringen. Wir müssen mit Unsersgleichen im Frieden leben, wenn nicht um ihrer, so doch um unser willen."

Eines der herrschendsten und verderblichsten Laster ist die Trunksucht. Ließe sich ein Tyrann denken, der sein Volk zwänge, ihm den dritten Theil seines Verdienstes zu opfern und zu gleicher Zeit ein Leben zu führen, welches die Menschen verthiert, die Ruhe und den Frieden der Familie stört und den Samen von Krankheit ausstreut, wie würde man da in Versammlungen sich aussprechen! Wie beredt würde man da den Geist der Freiheit anrufen und welche Anklage würde man gegen den abscheulichen Despoten schleudern! Und doch existirt ein solcher Tyrann unter uns, es ist der Tyrann ungezügelter Gelüste, den Nichts besiegen kann, so lange die Menschen freiwillig seine Sklaven bleiben.

Selbstbeherrschung.

Jeder Mensch wird versucht zur Sünde und jedes Alter hat seine eignen Versuchungen.

Die Jugend wird durch ihren Leichtsinn, das reifere Alter durch Leidenschaften und üble Gewohnheiten, der Greis durch Muthlosigkeit, Schwäche und Stolz versucht.

Forsche, wie du der Versuchung entgehst! Halte deine Sinnen im Zaum, bezwinge deine Begierde. Je länger du kämpfest, je mehr gewinnst du an Kraft und Hoheit, je würdiger wirst du deines Daseins und des künftigen Lebens.

Die Stunde der Versuchung ist für den Weisen die Stunde des Triumphs seiner Religion und seiner Ueberzeugung. Nie hat er anders Gelegenheit, sich so in seiner Größe zu zeigen.

Sie ist für den Weisen die Stunde der Selbstverherrlichung, die Stunde der geistigen Verklärung und des Gottähnlichwerdens; er fühlt sein besseres für den Himmel gebornes Selbst; er bringt seinen heiligen Grundsätzen ein Opfer, das um so schöner ist, je mehr Mühe und Selbstüberwindung es ihn kostete.

Die Stunden der Versuchung sind es, auf welche der Weise am Ende seiner Tage mit dem innigsten Entzücken zurücksieht; sie sind ja die treuesten Bürgen und Zeugen für die wahre Reife seines Geistes zu einer bessern Welt, zu höheren Bestimmungen.

Sie sind es, deren Erinnerung ihn auf dem Sterbelager beseligt, daß er den Blick in die Ewigkeit richtet und bei sich sprechen kann: Auch ich habe einen guten Kampf gekämpft!

Um in der Versuchung würdig zu bestehen, sei vor allen Dingen bemüht, die dir eignen fehlerhaften Neigungen und Gewohnheiten kennen zu lernen. Denn ohne deine Fehler und ihren Ursprung zu kennen, kannst du sie nicht mit Glück bekämpfen.

Beschließe dann mit hohem Ernste das Gegentheil von dem zu sein, was du vorher warst und das Entgegengesetzte von dem zu thun, was deine unheiligen Neigungen von dir begehren.

Die Neujahrsnacht des Unglücklichen.

Ein alter Mensch stand in der Neujahrsmitternacht am Fenster und schaute mit dem Blicke banger Verzweiflung auf zum unbeweglichen, ewig blühenden Himmel, und herab auf die stille reine weiße Erde, auf der jetzt Niemand so freuden- und schlaflos war als er.

Denn sein Grab stand nahe bei ihm: es war blos vom Schnee des Alters, nicht vom Grün der Jugend verdeckt und

er brachte aus dem ganzen reichen Leben nichts mit als Irrthümer, Sünden und Krankheiten, einen verheerten Körper und eine verödete Seele, die Brust voll Gift und ein Alter voll Reue.

Seine schönen Jugendtage wandten sich als Gespenster um und zogen ihn wieder vor den holden Morgen hin, wo ihn sein Vater zuerst auf den Scheideweg gestellt hatte.

Auf jenen Scheideweg, der rechts auf der Sonnenbahn der Tugend in ein weites ruhiges Land voll Licht und Ernten und voll Engel bringt und links in die Maulwurfsgänge des Lasters hinabzieht — in eine schwarze Höhle voll herunter tropfenden Giftes, voll zielender Schlangen und finsterer schwüler Dämpfe.

Ach, die Schlangen hingen um seine Brust und die Gifttropfen auf seiner Zunge, und er wußte nun, wo er war!

Sinnlos und mit unaussprechlichem Gram rief er zum Himmel hinauf: Gib mir die Jugend wieder! O Vater, stelle mich auf den Scheideweg wieder, damit ich anders wähle! Aber sein Vater und seine Jugend waren längst dahin.

Er sah Irrlichter auf Sümpfen tanzen und auf dem Gottesacker erlöschen und er sagte: „Es sind meine thörichten Tage!"

Er sah einen Stern aus dem Himmel fliegen und im Fallen schimmern und auf der Erde zerrinnen; „das bin ich," sagte sein blutendes Herz und die Schlangenzähne der Reue gruben darin in den Wunden weiter.

Die lodernde Phantasie zeigte ihm fliehende Nachtwandler auf den Dächern und eine im leeren Todtenhause zurückgebliebene Larve nahm allmählig seine Züge an. Mitten in dem Kampf floß plötzlich die Musik für das Neujahr vom Thurme hernieder, wie ferner Kirchengesang.

Er wurde sanfter bewegt. Er schaute um den Horizont herum und über die weite Erde, und dachte an seine Jugendfreunde, die nun, glücklicher und besser als er, Lehrer der Erde, Väter glücklicher Kinder und gesegneter Menschen waren.

„O," sagte er, „auch ich könnte, wie ihr, diese erste Nacht mit trockenen Augen verschlummern, wenn ich gewollt hätte!

Ach, ich könnte glücklich sein, ihr theuern Eltern, wenn ich eure Neujahrswünsche und Lehren erfüllt hätte!"

In fieberhaftem Erinnern an seine Jünglingszeit kam es ihm vor, als richte die Larve mit seinen Zügen sich im Todtenhause auf; endlich wurde sie durch den Aberglauben, der in der Neujahrsnacht Geister der Zukunft erblickt, zu einem lebendigen Jünglinge.

Er konnte es nicht mehr sehen; er verhüllte das Auge; tausend heiße Thränen strömten versiegend in den Schnee; er seufzte nur noch leise, trostlos und sinnlos: „Komme wieder, o Jugend, komme wieder!"

Und sie kam wieder; denn das Ganze war ein fürchterlicher Traum. Er war noch ein Jüngling; nur seine Verirrungen waren kein Traum gewesen. Aber er dankte Gott, daß er noch jung in den schmutzigen Gängen des Lasters umkehren und sich auf die Sonnenbahn der Tugend zurück begeben konnte, die in's reiche Land der Ernte leitet.

Kehre mit ihm, Jüngling, wenn du auf seinem Irrwege stehst! Dieser schreckende Traum wird künftig dein Richter werden; aber wenn du einst jammervoll rufen würdest: Komme wieder, o schöne Jugend, — so würde sie nicht wieder kommen!

* * *

Ehrwürdig ist der Weise, welcher sich selbst beherrscht, vom Reize sinnlichen Genusses, vom Zauber der Leidenschaften, von der Macht des Ehrgeizes, der Eitelkeit, der Zornmüthigkeit unabhängig dasteht, ein Freier unter den Sklaven, ein König unter den Knechten.

Ehrwürdig ist er; denn keine äußere Gewalt beugt ihn, kein Glück bringt ihn aus der Fassung, kein Unglück schlägt ihn zu Boden.

In allen Stürmen steht er unerschüttert; nur er selbst beugt Alles, weil er seine Neigungen und Gemüthsbewegungen beherrscht, daß sie nie Einfluß erhalten auf seine Entschließungen.

Bewundernswürdiger ist er, als der, der mit Hülfe unterjochter Völker andere Völker unterjochen kann, nur nicht seine eigene Ehrsucht.

Bewundernswürdiger als der größte unter den Künstlern und Gelehrten, welche Werke zusammenbauen, die man als Wunder der Welt anstaunt, und dennoch nicht einmal den steten Frieden und die Glückseligkeit ihres eignen Gemüths zu gründen vermögen.

Groß ist die Selbstbeherrschung, größer noch die Seelengröße!

Nicht der ist schon tugendhaft, welcher sich so in der Gewalt hat, daß er nie eine Pflicht verletzt und vernachläßigt.

Sondern der ist's, der ohne Rücksicht auf äußere Verhältnisse, ohne Ansehen der Person, Gutes thut und die allgemeine Glückseligkeit vermehrt, ja selbst das Glück seiner Feinde.

Er fühlt sich erhaben über die Ränke, Umtriebe und Leidenschaften des gemeinen Lebens und will nur beglücken, wo Andre aus Selbstsucht Böses thun.

Er ist erhaben über Beleidigungen und Feindschaft; er läßt sich durch sie nicht hindern, denen wohl zu wollen und Nutzen zu stiften, die ihn hassen. Seine Rache heißt Vergessen, Verzeihen.

Er ist erhaben über das kleinliche Streben der gemeinen Menschen, die im Kitzel der Sinne, in irgend einer Eitelkeit, ihr ganzes Glück suchen.

Er, sich selbst stets beherrschend, um rein von Fehlern sein Herz zu bewahren, hasset diejenigen nicht, die da fehlen, sondern betrachtet sie als das, was sie wirklich sind, als Kranke, deren Leichnam die Seele drückt und beherrscht; als Irrende, deren Verstand ein falsches Gut zum Ziel, oder ein falsches Mittel zum Zweck gewählt hat.

Er ist erhaben über die Leidenschaft der Selbstsucht und des Eigennutzes; er will nicht der edelste der Menschen sein, um der hochgeachtetste von allen zu werden. Wollte er jenes, dann wäre er nicht mehr edel.

Er thut das Gute nicht um einer höhern Belohnung willen; seine Tugend wäre sonst nicht mehr Tugend, sondern Schlauheit und kluger Eigennutz. Er liebt die Tugend, weil sie göttlich ist.

Er will vollkommen sein und Eins mit Gott, weil sein Geist aus Gott ist und sich zu dem erhabenen Ursprunge zurücksehnt.

Er liebt das Leben, weil es ein Dasein in Gott ist, aber er verachtet den Tod, weil er nur eine geringe Aenderung in der Art des Daseins ist.

Er sorgt für Stärke, Festigkeit, Geschicklichkeit und Gesundheit des Körpers, als des Werkzeuges zu seiner sittlichen Vollendung. Aeußerer Schmuck und Schönheit sind ihm vorübergehende Nebendinge.

Er verschmäht nicht die Freuden des Lebens, allein sie dienen ihm nur zur Erquickung des Körpers, zur Erstarkung für neue Arbeiten. Er gibt aber alle Freude hin, wenn er dadurch fremdes Wohl vermehren kann.

Reichthum, Ehre und Ansehen sind für ihn kein Gegenstand der Verachtung, aber auch kein Gegenstand seines vorzüglichen Bemühens. Sie sind für ihn blos Hülfsmittel zu größerer Bemühung für das Menschenwohl.

Immerdar und aller Orten ist er voll Liebe für die Menschen, wie Gott; fremde Undankbarkeit macht diese Liebe nicht erkalten. Seine Wohlthaten aber leistet er lieber im Verborgenen, als vor den Augen der Menschen.

Er allein weiß, was er mit seinem Leben anfangen soll. Die vergangene Zeit dieses Lebens besitzt er durch Rückerinnerung, die gegenwärtige benutzt er, die zukünftige bestimmt er. Die Verbindung, die er zwischen allen Zeiträumen stiftet, macht sein Leben lang.

Von dem inneren Richter.

1. Ein frohes Gewissen ist ein Himmel im Herzen. Es gibt Herrschaft über die Bösen und ist ein Anker im Sturm.

2. Es verzehrt deinen Kummer, wie die Sonne das Eis. Es ist ein Brunnen, wenn dich dürstet, ein Stab, wenn du

sinkest, ein Schirm, wenn dich die Sonne sticht und ein Kopfkissen im Tode.

3. Wer ein frohes Bewußtsein hat, sieht in allen Menschen, die ihm begegnen, nur Freunde. Er weicht Niemanden aus, er hat Keinen zu scheuen.

4. Er beklagt den Lasterhaften, liebt den Rechtschaffenen und steht Jedem offen zur Rede.

5. Sein Gemüth lebt in ewiger Heiterkeit. Die Freuden, welche ihm die wechselnde Stunde reicht, genießt er mit vollen Zügen, und das Unglück, welches ihn überrascht, trägt er mit männlichem Muthe.

6. Dem Manne, der mit heiterm Bewußtsein handeln kann, vertrauen Hohe und Niedere. Er steht unabhängig; er ist ein Fürst, wenn auch in schlichtem Gewande.

7. Denn die ihn kennen, müssen ihn ehren; vor Thron und Richterstuhl steht er ohne Furcht und dem Tode sieht er lächelnd in's Auge.

8. Doch wehe dem, der sich der Schuld bewußt ist! Umsonst wirft er sich in die stürmischen Lustbarkeiten der Welt; er trägt überall den Feuerbrand im Herzen mit sich herum, einen Funken der Hölle, der ihn heimlich verzehrt.

9. Umsonst will er sich von der heiligen Weltordnung losreißen, in welcher nur das Gute gedeihen, das Böse nur Verderben zeugen kann; eine unbekannte Macht reißt ihn mit sich fort und bindet ihn und seine That an diese ewige Weltordnung.

10. Das Gewissen lehrt! Auch dem Unwissenden sagt es, was er thun müsse, und Keiner darf sich entschuldigen, daß er nicht gewußt habe, was recht oder unrecht sei.

11. Das Gewissen ist unbestechlich und richtet gerecht! Folgst du diesem heiligen Gefühle des Guten, so wirst du nie absichtlich, nie wissentlich Böses thun und mit dir selbst in stiller Zufriedenheit sein. Horche auf die Stimme dieses Lehrers, mag auch die Sinnlichkeit noch so verführerisch dagegen schreien.

12. Das Gewissen lehrt mit Ernst und Gerechtigkeit! Du findest auf keinem andern Wege dein Glück, als wenn du seinen Winken folgst. Ueberrede dich keines Andern; klügle nicht

einen Ausweg aus, wo du unerlaubte Wünsche und Neigungen befriedigen könntest, ohne deinen Gefühlen des Rechten und Anständigen wehe zu thun. Wisse: das Gewissen läßt mit sich keinen Vergleich eingehen.

13. Das Gewissen warnt! Wer Mensch ist, hat gefehlt, und wer da fehlte, der hat die Warnung seines innern Richters empfunden.

14. Der Kampf des Menschen mit sich selbst, ehe er zu schlechten Thaten den ersten Schritt thut, der Kampf mit seinem warnenden Gewissen, ist das Ringen des Menschen mit seinem guten Engel, der ihn festhalten und nicht fallen lassen will. Ach! oft ist vergebens der rührende Ernst des Engels: die Missethat wird vollbracht.

15. Das Gewissen straft! Der gute Engel ist nach dem Fehltritt entwichen, der böse Engel wacht mit seinen Qualen.

(Spr. der Dichter.)

Das böse Gewissen.

Es isch e böse Geist, Gott well di vorem biwahre.
Wemme früeh verwacht, um vieri oder fünfi,
Stoht er vorem Bett mit große füürigen Auge,
Seit eim guete Tag mit glüehige Ruthen und Zange.
's hilft kei: das walt Gott! und hilft kei: Ave Maria!
Wemmen bete will, en anderno hebt er eim's Muul zu;
Wemmen an Himmel luegt, so streut er Aeschen in d'Auge;
Het me Hunger und ißt, er wirft eim Wermuth in d'Suppe;
Möcht me z'Obe trinke, er schüttet Gallen in Becher.
Lauft me wie ne Hirz (Hirsch), er au und blibt net dehinte.
Schliicht me wie ne Schatte, so seit er: jo, mer wend g'mach thue.
Stoht er nit in der Chilchen, und sitzt er nit zue der ins Wirthshuus?
Wo de gohsch und wo de stohsch, sin Gspenster und Gspenster.
Gohsch ins Bett, thuesch d'Auge zu, so seit er: s' pressirt nit
Mittem schlofe; los, i will der näumis verzähle:

Weisch no, wie de g'stohle hesch, und d'Waisli betroge?
So und so, und das und deis; und wenn er am End isch,
Fangt er vornen a, und viel will's schlose nit sage. (Hebel.)

c. Sprüche.

1. Jetzt, Leser, merke dir von mir ein Wort:
   Nimmst du im Geist zum Himmel deinen Lauf,
   Gräbst du als Bäuerlein die Erde auf,
   Gleichviel, sei klug, gedenke immerfort,
   Daß Selbstbeherrschung ist der Weisheit Hort. (Burn's.)
2. Selbstbeherrschung ist die einzige wahre Freiheit, die es für den Einzelnen gibt. (Friedrich Perthes.)
3. Sich selbst bekämpfen ist der allerschwerste Krieg,
   Sich selbst besiegen ist der allerschönste Sieg. (Logau.)
4. Wer mit dem Leben spielt,
   Kommt nie zurecht;
   Wer sich nicht selbst befiehlt,
   Bleibt immer Knecht. (Göthe.)
5. Von der Gewalt, die alle Wesen bindet,
   Befreit der Mensch sich, der sich überwindet. (Göthe.)
6. Wenn einen Menschen die Natur erhoben,
   Ist es kein Wunder, wenn ihm viel gelingt;
   Man muß in ihm die Macht des Schöpfers loben,
   Der schwachen Thon zu solcher Ehre bringt.
   Doch wenn ein Mann von allen Lebensproben
   Die sauerste besteht, sich selbst bezwingt,
   Dann kann man ihn mit Freuden andern zeigen
   Und sagen: Das ist er, das ist sein eigen. (Göthe.)
7. Streng sei gegen dich selbst, beschneide die üppigen Reben;
   Desto fröhlicher wächst ihnen die Traube dereinst. (Herder.)
8. Mensch, erkenne dich selbst! Das ist der Mittelpunkt aller Weisheit. (Young.)

9. Sich selbst mißtrauen, ist ein Zeichen von Selbsterkenntniß. (v. Marcia.)
10. Der Mensch erkennt sich nur im Menschen, nur das Leben lehret Jedem, was er sei. (Göthe.)
11. Wir stehn uns selber viel zu nahe,
    Um unsere Fehler selbst zu sehn. (Tiedge.)
12. Willst du glücklich leben, o Freund, so erkenne den Menschen,
    Doch du verstehest ihn nur, wenn du dich selber erkennst. (Waiblinger.)
13. Jeder sollte sich einmal mit den Augen des Nachbars sehen! (Petit-Senn.)
14. Man kann die Erfahrung nicht früh genug machen, wie entbehrlich man in der Welt ist. Welche wichtige Person glauben wir zu sein! In unserer Abwesenheit muß, so bilden wir uns ein, Leben und Athem stocken! Und die Lücke, die entsteht, wird kaum bemerkt; ja sie wird oft nur der Platz für etwas Besseres oder Angenehmeres. (Göthe.)
15. Wer Macht zu schaden hat und thut es nicht,
    Wer die Gewalt hat, doch ihr Wirken hemmt,
    Wer And're rührend, selbst beherrscht sein Blut,
    Kalt wie ein Stein bleibt, der Versuchung fremd:
    Der ist des Himmels Liebling und mit Recht,
    Der zeigt den weisen Haushalt der Natur,
    Wie sein Gesicht beherrscht er sein Geschlecht,
    Die Andern dienen seiner Hoheit nur. (Shakespeare.)
16. Lieb' Alle, Wenigen traue;
    Beleidige Keinen; sei dem Feinde furchtbar,
    Durch Kraft mehr, als Gebrauch; den Freund bewahre
    So wie dein Herz. Laß dich um Schweigen tadeln,
    Doch nie um Reden schelten. (Shakespeare.)
17. Die Tugend macht in allen Welten glücklich;
    In ihren Thränen reift die höh're Freude,
    In ihrem Kummer liegt ein neues Glück,

Der Sonne gleich, die nie so göttlich schön
Den Horizont mit Flammenröthe malt,
Als wenn des Donners Nächte sie umlagern.
Wer ungestört im Schooß der Tugend ruht,
Wird nie der Götter Tyrannei beseufzen.
Er weinet der Vergangenheit nicht nach,
Der Zukunft nicht entgegen; ruhig sieht
Er die Natur den großen Kreislauf wandeln,
Und lächelt der Vernichtung, wie dem Sein.
(Fr. v. Kleist.)

18. Die Freude leuchtet, wo die Tugend hauset,
Und Friede herrschet, wo die Wahrheit wohnt. (Witschel.)

19. Der Hölle tiefstes Brandmal trifft das Herz.
Dem Dieb sind alle Menschen Diebe; Mörder
Dem Mörder alle. So färbt das Gewissen
Das Augenglas, wodurch die Seele sieht;
Wer nicht an Tugend glaubt, hat selber keine. (Lessing.)

20. Die edelsten Thaten sind nicht die glänzendsten. Ein großes Opfer ist leichter in Einer Stunde gebracht, als tausend kleinere in einem Zeitraum von — Jahren. (Kotzebue.)

21. Eine schöne That ist noch einmal so schön, wenn niemand darum weiß, als Gott und wir. (Kosegarten.)

22. Die Glückseligkeit der Tugend genießt am Abend seines Lebens nur der, der für die Tugend gestritten und gekämpft hat, so wie auch nur der die Ruhe des Abends genießt, der sein Tagewerk vollbracht hat. (Klinger.)

23. Wohl ist's der Fluch der bösen That,
Stets Böses zu gebären;
Gottlob, der Segen guter That
Wird ewig, ewig währen. (Franz Horn.)

24. Jeder erste Schritt ist Alles;
Ist erst dieser fehl gethan,
Ach! so nimmt des ersten Falles
Sich dein Schutzgeist nicht mehr an. (v. Spiegel.)

25. Eine Lücke im Haus, und drinnen schalten die Winde;
Eine Sünd' in der Brust, und jedes Laster zieht ein!
(Krug v. Nidda.)

26. Ein Fehltritt ist genug zum Fall. (Kotzebue.)

27. Das ist der Fluch der bösen That,
Daß sie fortzeugend Böses muß gebären. (Schiller.)

28. Eine Schuld erzeugt immer eine andere, und so geht es fort von Geschlecht zu Geschlecht, bis einmal die erbarmende Liebe auftritt und verzeiht, weil sie alles begreift.

29. Wo Schuld ist, ist Unglück;
Der Friede wohnt nur im reinen Herzen.

30. „Alles begreifen heißt Alles verzeihen."
(Mad. de Staël.)

31. „Das Leben ist der Güter höchstes nicht;
Der Uebel größtes aber ist die Schuld." (Schiller.)

32. Die Summe aller Lebensweisheit liegt im Lieben und im Verzeihen.

33. „Gott straft die Sünde nicht, die Sünd' ist selbst ihr Hohn,
Ihr Angst, Pein, Marter, Tod, wie Tugend selbst ihr Lohn."
(Ang. Silesius.)

34. Die größte aller Gaben ist guter Will' auf Erden;
Ist Alles gleich verloren, durch ihn kann's wieder werden."
(n. Angelus Silesius. † 1677.)

35. Die Tugend führt zum Leben, das Laster zum Tode.
(Spr. Sal. 11, 19.)

36. Auf dem Pfad der Tugend ist Glückseligkeit, ihr Weg führt zur Unsterblichkeit. (Spr. Sal. 12, 28.)

37. Halte fest an der Tugend, bewahre sie; denn sie ist dein Leben. (Spr. Sal. 4, 13.)

38. Die Laster des Frevlers fangen ihn selber, die Bande seiner Sünden verstricken ihn; er muß durch Sittenlosigkeit sterben.
(Spr. Sal. 5, 22—23.)

39. Gott kennet alle Frevler, er sieht auch das Laster, das sonst Niemand merkt. (Hiob 11, 11.)
40. Die Sünde ist der Menschen Fallstrick. (Ezech. 7. 19.)
41. Der rohe Mensch kann der Sünde nicht entgehen. (Spr. der Vät. 2, 5.)
42. Selbst den hundertjährigen Sünder trifft noch der Fluch. (Jes. 65, 20.)
43. Hüte dich, daß du in keine Sünde willigest und gegen Gottes Gebot handelst! (Tob. 4, 6.)
44. Die Tugend erzeugt Tugend, die Sünde erzeugt die Sünde; der Lohn der Tugend ist Tugend, der Lohn der Sünde ist Sünde. (Spr. der Vät. 4, 2.)
45. Womit jemand sündigt, damit wird er auch bestraft. (Weish. Sal. 11, 17.)
46. Die Gottesverehrung wehrt die Sünde ab. (Sir. 1. 26.)
47. Ich, der Herr, habe euch vorgelegt Segen und Fluch. (5. Mos. 11, 26.)
48. Die Welt ist voll des Bösen. (1. Mos. 6, 13.)
49. Wohl dem, der kein böses Gewissen hat, ihm entfällt die Hoffnung nie. (Sir. 14, 2.)
50. Das Böse verfolgt die schlechten Menschen. (Sprüche Sal. 13, 21.)
51. Der Unwissende kann nicht wahrhaft fromm sein. (Spr. der Vät. 2, 5.)
52. Betrüget einer den andern nicht, sondern fürchtet euch vor Gott. (3. Mos. 25, 17.)
53. Du sollst nicht stehlen. (2. Mos. 20, 15.)
54. Wer mit Dieben theilt, der hasset sein Glück. (Sprüche Sal. 29, 24.)
55. Du sollst nicht morden. (2. Mos. 20, 13.)
56. Das vergossene Blut kommt über dich. (Hos. 12, 15.)
57. O Erde, verhülle das unschuldig vergossene Blut nicht! (Hiob. 16, 18.)

58. Hast du viel Blut vergossen und große Kriege geführt, so sollst du, spricht der Herr, Meinem Namen keine Stätte bauen, weil du so viel Blut vergossen hast vor Mir. (1. Chr. 22, 7; 28, 3.)

---

4. Pflichttreue, Wahrhaftigkeit und Muth.

a. Beispiele: 1. Regulus. — 2. Scipio Afrikanus. — 3. Polykarpus. — 4. Die Römerin Arria. — 5. Die treue Magd. — 6. Der treue Diener. — 7. Maria Josephe. — 8. Galilei. — 9. Wellington.

1. Regulus.

Unter den von den Phöniziern gegründeten Pflanzstädten war Karthago die mächtigste und blühendste geworden. Diese Stadt lag auf der am nördlichsten ins Meer hervorragenden Spitze Afrikas, da, wo jetzt Tunis liegt, Sicilien gerade gegenüber.

Karthago's Flotten segelten auf allen bekannten Meeren, und sein Reichthum war unermeßlich. Mit ihrem Gelde miethten die Karthager fremde Truppen, die ihnen die Länder erobern mußten. Längst hatte in ihnen Roms wachsende Macht die Eifersucht angefacht, und sie suchten nur eine günstige Gelegenheit, ihren Feind zu vernichten.

Sobald die Römer über Italien hinausgingen, konnte es nicht fehlen, daß sie mit den Karthagern feindlich zusammentrafen. Die Römer setzten nach Sicilien über, schlugen die dort stehenden karthagischen Soldtruppen und eroberten mehrere Städte. Nun schickten die Karthager eine große Kriegsflotte, welche mit den geübten Seesoldaten bewaffnet war. Die Römer zagten nicht; sie bauten nach dem Muster eines gestrandeten karthagischen Schiffes ihre erste Flotte von 120 Kriegsschiffen innerhalb 60 Tagen. Duilius wurde zum Befehlshaber dieser Flotte ernannt; die Römer erfochten einen glänzenden Sieg.

Aus Dankbarkeit erzeigten dem Duilius seine Mitbürger ungewöhnliche Ehren. Sie errichteten ihrem Feldherrn eine marmorne Säule, an welcher die Schnäbel der eroberten Schiffe befestigt wurden. Zugleich bewilligten sie ihm, so oft er des Abends von einem Gastmahle nach Hause zurückkehrte, sich mit Fackeln und Musik begleiten zu lassen. Nach diesem Siege eroberten die Römer die Inseln Sardinien und Korsika, und Regulus wagte es sogar, nach Afrika überzusetzen, um die Feinde in ihrem eigenen Lande anzugreifen. Er eroberte eine Stadt nach der andern, machte reiche Beute und stand schon vor den Thoren von Karthago. Da landeten griechische Hülfstruppen; Regulus, der sich des Sieges zu gewiß glaubte, wurde geschlagen und selbst mit 200 Römern gefangen genommen. — In den nächsten Jahren waren die Römer nicht glücklicher, mehrere Städte auf Sicilien wurden von den Karthagern wieder erobert, und die römischen Flotten wurden durch Sturm zerstört. Doch die Römer schufen neue Heere und Flotten, mit denen sie den Karthagern eine so furchtbare Niederlage beibrachten, daß diese um Frieden baten. Regulus wurde von den Karthagern als Vermittler des Friedens nach Rom geschickt. Bei seiner Abreise mußte er schwören, daß, wenn er nichts ausrichtete, er wieder nach Karthago zurückkommen wolle. Wiewohl er nun wußte, daß bei seiner Rückkehr die schrecklichsten Marter seiner warteten, rieth er dennoch nicht zum Frieden, sondern zeigte den Römern, daß Erschöpfung die Karthager zwinge, um Frieden zu bitten. Die Vorschläge der Gesandten wurden also verworfen.

Regulus kehrte nach Karthago zurück und ward dort von seinen erbitterten Feinden grausam hingerichtet. Was Regulus vorher gesagt hatte, ging in Erfüllung. In einer blutigen Seeschlacht wurden die Karthager von den Römern geschlagen und gezwungen, den Frieden unter der Bedingung zu schließen, daß Sicilien von den karthagischen Truppen geräumt werde. Außerdem mußten die Karthager als Entschädigung für die Kriegskosten an die Römer eine ungeheure Geldsumme zahlen.

3. Scipio Afrikanus.

Scipio Afrikanus der Aeltere ward von den Volksvertretern Roms vor Gericht gefordert. Er sollte Rechnung von den aus Asien mitgebrachten, dem Feinde abgenommenen Schätzen ablegen, und sich wegen der Summen verantworten, womit Antiochus, König von Syrien, den Frieden von ihm erkauft haben sollte. Zufälligerweise war der Tag, der zur Entscheidung der Sache angesetzt war, gerade der Jahrestag der großen Schlacht bei Zama, wo das römische Heer unter Scipio's Anführung die Karthager (202 v. Chr.) besiegt hatte. Scipio, den Gesetzen gehorsam, erschien, und hielt seine Rechnungen in der Hand; aber kaum hatte er sie dem Volke nur gezeigt, so riß er sie mit Verachtung in Stücken. „Was stehen wir hier," rief er, „und verderben mit unnützen Händeln die Zeit? An diesem Tage ist Hannibal geschlagen und Karthago gedemüthigt worden. Mir nach, ihr Römer, dort auf dem Capitol (einem Berge in Rom, wo mehrere Göttertempel standen) erwarten die Götter unsern Dank und unsere Gelübde." Bei diesen Worten stand vor den Augen der Mitbürger das Verdienst des Mannes in seiner ganzen Größe da; die Anklage gegen ihn erschien als der schwärzeste Undank, als die sträflichste Bosheit; die sämmtlichen anwesenden Gerichtspersonen strömten hinter dem Helden her, und das Gericht hatte ein Ende durch das kalte, ruhige Nichtachten der Verläumdung.

4. Polykarp.

„Geh', Lictor, führ' den Bischof vor,
Eh' sich das Volk zerstreut!
Verläugnen muß er öffentlich
Sein Christenthum noch heut'.

Und zögert er und schwört sich nicht
Von seinem Jesus los,
So schützet ihn sein Alter nicht,
So ist der Tod sein Loos."

Der Prätor rief's, der Lictor ging,
Und Polykarp erschien
Und wankt, auf seinen Stab gestützt,
Getrost zum Richtstuhl hin.

Sein Silberhaar, sein milder Blick,
Sein Himmel im Gesicht
Rührt bis zu Thränen Greis und Kind,
Rührt nur den Prätor nicht.

Der Heide sprach: „Entsage laut
Dem Christenglauben hier!"
„Hoff' alles sonst," versetzt der Greis,
„Nur dies hoff' nicht von mir!"

„Und schwörst du dich zur Stelle nicht
Von deinem Jesus los,
So schützet dich dein Alter nicht,
So ist der Tod dein Loos!"

„Dein Dräuen, Richter, trennt mich nicht
Von Jesus, meinem Herrn;
Und wenn ich für ihn sterben muß,
So sterb' ich für ihn gern."

„Verblendeter, erblickst du dort
Den Scheiterhaufen nicht?" —
„Kein Scheiterhaufen schreckt mein Herz,
Wenn Gott gebeut und Pflicht."

„So büße denn für deinen Trotz
Im Feuertode dort!
Geh', Lictor, schlepp' ihn ungesäumt
Zum Scheiterhaufen fort!"

Der Lictor riß ihn ungesäumt
Zum Scheiterhaufen hin
Und band ihn an den Marterpfahl
Und schlug mit Fäusten ihn.

Noch einmal schallt's vom Prätor-Stuhl:
„Schwör' dich von Jesus los!"
„Eh," rief der fromme Heros laut,
„Eh sei der Tod mein Loos!"

Der Prätor winkt, der Lictor legt
Die Fackel hastig an,
Und aus dem Holzstoß lodern schnell
Die Flammen hoch hinan.

Still duldend steht der Greis am Pfahl,
Umsprüht von Flammenglut,
Still duldend blickt er himmelwärts
Und stirbt voll Heldenmuth. (J. G. Zimmermann.)

4. Die Römerin Arria.

Die Römerin Arria lebte mit ihrem Gatten Cäcinna Pätus lange in der glücklichsten Ehe. Als derselbe sich in die Verschwörung des Camillus gegen den Kaiser Claudius eingelassen hatte, wurde er von Dalmatien aus als Staatsgefangener in einem Schiffe nach Rom abgeführt. Arria konnte es durch ihr flehentliches Bitten nicht erhalten, in demselben Schiffe aufgenommen zu werden. Um in seiner Nähe zu sein und bei seiner Ankunft auf dem festen Lande wieder bis zu seinem Tode mit ihm vereinigt leben zu können, miethete sie ein kleines Fahrzeug, folgte ihm nach, und blieb unzertrennlich bei ihm bis in den Tod, den sie in derselben Stunde mit ihm starb. Sehr viel Zartgefühl und Sorgsamkeit hatte sie ihrem Manne schon einige Zeit zuvor bei dem Tode ihres durch seine körperliche Schönheit und trefflichen Gesinnungen gleich liebenswürdigen Sohnes bewiesen; ihr Schmerz über seinen Verlust war äußerst heftig, aber aus Furcht, ihren Mann, der eben krank lag, zu bekümmern, verhehlte sie ihm geraume Zeit hindurch ihr erlittenes Leiden, unterdrückte immer die Thränen, und suchte eine heitere Miene und Stimmung anzunehmen, wenn sie zu ihrem Manne ging. Als dieser nun wieder hergestellt war und den

Tod seines Sohnes erfuhr, hatte er Kraft genug, ihn zu ertragen, denn sein Körper war wieder gestärkt, und die zarte Liebe seiner Gattin und ihre Standhaftigkeit erfüllten ihn mit der Empfindung seines Glück, ihr Gatte zu sein, und milderten seinen Schmerz über den Verlust seines Kindes.

5. Die treue Magd.

Bei dem Pelzhändler Maignon in Paris diente in den Jahren 1765—1785 la Blonde, eine Dienstmagd, deren Betragen ein seltenes Beispiel ausdauernder Treue gab. Nachdem sie eine so lange Reihe von Jahren das Glück ihrer Herrschaft getheilt, und sich nach und nach 350 Thaler erspart hatte, kam eine Zeit, wo es sich bewähren konnte, ob sie auch das Unglück derselben zu theilen vermöge. Maignon machte Bankerott, und gerieth in die bitterste Armuth. Ob sie nun gleich keine Hoffnung mehr hatte, einen Lohn zu bekommen, blieb sie dennoch ihrer Herrschaft treu. Bald darauf starb Maignon und hinterließ eine Wittwe mit zwei kleinen Kindern, welche alle drei außer Stand waren, ihr Brod zu verdienen. Aber la Blonde blieb auch jetzt noch bei der Wittwe und, statt von ihr ernährt zu werden, ernährte sie mit ihren Ersparnissen die arme Familie. Allein diese waren in kurzer Zeit aufgezehrt, und sie hatte bald nichts mehr als eine jährliche Einnahme von 50 Thalern aus einem ihr zugefallenen Erbe. Auch dies theilte sie mit der Familie, und als in dem theuren Paris ihre Einnahme nicht zur Bestreitung aller ihrer Bedürfnisse zureichen wollte, verkaufte sie ihre Kleider und andere Sachen von Werth und verdingte sich die Nächte über bei Kranken als Wärterin, während sie den Tag über die kränkelnde Madame Maignon verpflegte. Dies setzte sie fort bis zum 28. April 1787, da starb ihre Gebieterin, aber la Blonde, statt eine der ihr angebotenen vortheilhaften Stellen anzunehmen, übernahm Mutterstelle bei den Waisen, obgleich die Obrigkeit dieselben in ein Hospital aufnehmen wollte, und erklärte standhaft: „So lange ich lebe, sollen die Waisen an mir eine Mutter haben.“ Schon machte sie Anstalt, mit

denselben nach ihrem Geburtsorte Rieul zu reisen, wo sie wohlfeiler leben zu können hoffte, als der Zuckerbäcker Charpentier die edle Pflegmutter sammt den Kindern aufnahm.

6. Der treue Diener.

Der ehemalige Direktor Barthelemy in Frankreich, der im Jahr 1795 auf die gewaltsamste Art seiner Stelle entsetzt und nach Cayenne verwiesen wurde, hatte einen Bedienten, der le Tellier hieß, und mit ungemeiner Liebe an seinem Herrn hing. Das Unglück desselben änderte seine Gesinnungen gegen ihn nicht, und da Alles ihn verließ, wankte seine Treue dennoch nicht. — In dem Augenblick, da Barthelemy mit den Gefährten seines Schicksals sollte eingeschifft werden, fand sich auch sein Bedienter ein, und verlangte in das Schiff aufgenommen zu werden. Man wies ihn mit Härte zurück, er aber zeigte einen Befehl des Direktoriums vor, nach welchem es ihm auf seine Bitten erlaubt sein sollte, seinen Herrn zu begleiten. Der General, der den Zug kommandirte, und der wenig fähig war, das Edle in diesem Verhalten zu fühlen, sagte darauf zu ihm: „Du willst also das Schicksal eines Mannes theilen, der auf immer verloren ist? Was ihm auch bevorstehe, so kannst du gewiß sein, daß er nimmer zurückkehret.“ „Mein Entschluß ist gefaßt,“ antwortete der Bediente, „ich schätze mich glücklich, das Mißgeschick meines guten Herrn theilen zu können.“ „So geh' denn mit ihm in's Verderben!“ versetzte der General, „Soldaten, bewacht diesen Menschen mit eben der Strenge, wie jene Bösewichter!“ Le Tellier stürzte sich zu den Füßen seines erschütterten Herrn, der sich selbst in diesem schrecklichen Augenblick überglücklich fühlte, einen solchen Freund an sein Herz drücken zu können. Le Tellier blieb der treue Gefährte Barthelemy's, so lange er in Cayenne war, und trug Vieles zu seiner Erleichterung während dieser traurigen Verbannung bei. Als Barthelemy nach England entfloh, erlaubten es die Umstände nicht, ihn mitzunehmen. Le Tellier kehrte also nach Frankreich zurück; allein er sah sein Vaterland nicht wieder — denn er starb während der Ueberfahrt nach Europa.

7. Maria Josephe.

Die Dauphine (Dofine, Kronprinzessin) von Frankreich, Maria Josephe, eine Prinzessin von Sachsen (Mutter des Königs Ludwig XVI. und seiner beiden Brüder), verdient als ein Muster der zärtlichsten Fürsorge und liebevollsten Wartung bei der Krankheit ihres Gemahls aufgestellt zu werden. Er hatte stets eine außerordentliche Furcht vor den Pocken geäußert. Im Jahr 1762 wurde er unvermuthet von ihnen überfallen, und die Symptome deuteten Anfangs auf wenige Hoffnung zu seiner Wiedergenesung. Da faßte seine Gemahlin den Entschluß, ihm seine eigentliche Krankheit ganz zu verhehlen, und es gelang ihr völlig. Sie brachte den ganzen Tag in seinem Zimmer zu; sie verließ es erst spät in der Nacht, wenn er selbst einige Ruhe genoß. Ihre Zärtlichkeit begnügte sich nicht, ihm Alles, was er zu sich nahm, mit eigener Hand zu reichen; sie erheiterte ihn auch durch ihren Witz und Scherz. Sie ließ sogar ein von ihr selbst verfaßtes Zeitungsblatt drucken, wo von der Krankheit des Prinzen in sehr beruhigenden Ausdrücken geredet wurde, daß er selbst nicht einmal auf den Verdacht fiel, er könne die Pocken haben. Unermüdet trug sie in eigener Person die größte Sorgfalt für die bequemste Lage in seinem Krankenbette, und unterzog sich mit der edelsten Gutmüthigkeit den beschwerlichsten Dienstleistungen. Da ihre Vorsorge sich nicht mit den gewöhnlichen Leibärzten begnügte, so ließ sie einen alten erfahrnen Stadt-Arzt, Namens Pousse, der bei Hofe gar keine Bekanntschaft hatte, herbeirufen. Dieser trug wirklich das Meiste zur Rettung des Dauphins bei, und hatte Anfangs seine einzige Freude über die geschickte Krankenwärterin, in welcher er nichts weniger als die Dauphine vermuthete. „Wahrlich," sagte er einst, als er aus dem Kranken-Zimmer in den Vorsaal trat, „die kleine Frau da drinnen ist doch ein rechter Schatz für einen Patienten, voll aufmerksamer Sorgfalt, Geschicklichkeit und unermüdeten Eifers! Der Prinz würde wohl thun, wenn er ihr eine kleine Pension gäbe, denn sie macht sich sehr verdient um seine Wiedergenesung!" Man wies ihn zurecht, und der Arzt

konnte sich von seinem Erstaunen, daß diese Wärterin die Kronprinzessin sei, kaum erholen.

8. Galileo Galilei.

Die Welt hat schon viele ausgezeichnete Geister hervorgebracht, die auch als Männer der Wissenschaft und namentlich der Naturwissenschaft an der Befreiung und Erlösung des Menschengeschlechtes von Irrthum und Wahn gearbeitet haben, gerade so wie Jesus als Tugendlehrer es gethan hat.

Zu ihnen gehört neben einem Aristoteles, Newton, Kopernikus, Keppler, Humboldt und Darwin auch Galilei. Ein herrliches Siebengestein.

Galilei wurde zu Pisa im Jahr 1564 geboren. Sein Vater, obschon arm, war selbst ein kenntnißreicher Mann und schrieb geschätzte Bücher über Musik. Mit ihm zog er nach Florenz, wo er seine Jugend verlebte. Er studirte namentlich die alten Sprachen und Mechanik, und trieb als Erholung Musik und Malerei. Auf den Wunsch des Vaters studirte er später auf der Universität zu Pisa die Medizin; ging jedoch bald zur Mathematik und Philosophie über. Als Mathematiker studierte er eifrig Euklid und Archimedes und gewann einen solchen Ruf, daß er schon in seinem 25. Jahre als Professor der Mathematik angestellt wurde.

Schon als Student hatte er den Philosophen, die mit blinder Liebe an Aristoteles hingen, den Krieg erklärt, indem er das Ungereimte nachwies, mit abstrakten Sätzen über Dinge zu urtheilen, welche die Vernunft bloß an der Hand der Erfahrung entscheiden könne. Die Philosophen sind schon damals, wie im 19. Jahrhundert, auf ihren philosophischen Formeln herumgeritten. Galilei aber drang überall auf das Sehen, Beobachten und Experimentiren und bewies damit den genialen Geist. Wie Newton später durch einen herabfallenden Apfel auf das Gesetz der Schwere geführt wurde, so kam Galilei durch einen schwingenden Kronleuchter zum Studium der Pendelschwingungen.

Galilei erwarb sich durch seine Erfahrungswissenschaft viele Feinde und mußte mit schwerem Herzen Pisa verlassen. Bald aber wurde er als Professor in Padua angestellt. Seine naturwissenschaftlichen Experimente fanden den größten Beifall. Er schrieb Bücher über Mechanik und erfand im Jahr 1598 das Thermometer. Aber eine viel wichtigere Erfindung machte er im Jahr 1609; er erfand nach vielem Probieren das Fernrohr, und machte sich ein solches, das die Objekte 1000 mal größer und dem Auge 30 mal näher darstellte. Man denke sich die Freude des gelehrten Mathematikers und Astronomen.

Es war am Abend des 7. Januars 1610, als Galilei sein Teleskop auf den hellschimmernden Jupiter richtete. Welche Entdeckung! Galilei bemerkte zum ersten Mal, daß um den Jupiter vier Monde oder Trabanten kreisen, die ähnliche Phasen bilden, wie der Mond der Erde. Im gleichen Jahr richtete er sein Teleskop gegen die Venus, und entdeckte auch die Phasen dieses Planeten. Jetzt fing das ptolemäische System, wonach man glaubte, die Erde sei im Mittelpunkt der Welt, an zu wanken und man erkannte, daß die Erde auch nur ein Planet ist, der um die Sonne kreist.

Doch die Geistlichkeit fürchtete diese Wahrheit, weil sie ihre Lehre wanken fühlte. Galilei wurde beim Papst verklagt, daß er Lehren verbreite, welche den Worten der Bibel geradezu widersprechen. Galilei wurde vor die Inquisition zu Rom geladen. Diese that den Ausspruch: „Die Erde steht im Mittelpunkt der Welt, und zwar fest; die entgegengesetzte Meinung ist abgeschmackt, philosophisch unrichtig und ketzerisch.“ Mit diesem Spruch wurde Galilei für dies mal entlassen. Als er aber später noch immer für seine Lehre schrieb, so brach der Sturm los. Ein zweites Inquisitionsgericht trat zusammen und der 69jährige Mann wurde vorgeladen. Er war krank, und erwägend, daß vor unwissenden Mönchen keine Vertheidigung möglich sei, schwor er seine Lehre ab. Nachher aber soll er mit dem Fuße stampfend halblaut die Worte ausgerufen haben: E pur si muove! (und doch bewegt sie sich!) Sein Buch wurde verbrannt und er in den Kerker geworfen. Nach einigen Monaten

wurde er wieder entlassen. Er starb am 8. Januar 1642, am Geburtstage Newtons.

Vor Priestern und vor Kardinälen
Stund er, des Widerrufs bereit,
Der Himmelsbahnen stiller Forscher,
Der größte Meister seiner Zeit!
Auf dem Altare liegt die Bibel,
Die Kerzen flammen Glorienschein
Und hundert strenge Blicke schießen
Verderben auf den Mann herein.

Was sie in ihrer Weisheit fanden
Und als Gesetz ihm hingestellt, —
Er las es laut, doch tonlos wieder
Und hob die Hand zum ew'gen Zelt:
„Ich schwöre, daß ich falsch geschrieben
Und daß nur Trug, was ich gelehrt;
Der Himmel hat von Anbeginne
Sich um die Erde stets gekehrt.“

Da hält er an, es stockt die Stimme
Und zürnend steigt des Blutes Quell,
Die Wahrheit, die sein Geist gefunden,
Wird jetzt vor seiner Seele hell;
Der Gott, der über Myriaden Welten
Ein ewiges Geheimniß schafft,
Und der bewegend sie durchgeistet,
Erfüllet ihn mit neuer Kraft!

Klar steht es da vor seinen Augen
Und wie ein Ruf fährt es vorbei:
„Der Gott des Himmels ist doch größer,
Als dieser Gott der Klerisei!“
Er wendet sich mit Grimm zur Seite:
„Was lästert ihr den Himmel noch?
Die Erde war nie euer eigen,
Und wahrlich, — sie bewegt sich doch!“

(R. Weber.)

9. Wellington.

Die Wahrhaftigkeit Wellington's zeigte folgendes Beispiel. Als er von Taubheit geschlagen wurde, zog er einen berühmten Ohrenarzt zu Rathe, der, nachdem er alle Heilmittel ohne Erfolg versucht hatte, den letzten Versuch machte, dem Kranken eine starke Auflösung eines Aezstoffes in das Ohr zu spritzen. Dieses verursachte die stärksten Schmerzen, aber der Leidende ertrug sie mit gewohntem Gleichmuth. Als der Hausarzt nun eines Tages gelegentlich vorsprach, hatte der Herzog rothe Backen und mit Blut unterlaufene Augen und schwankte, als er aufstand, wie ein Betrunkener. Der Arzt bat um die Erlaubniß, ihm in's Ohr blicken zu dürfen, und fand eine schreckliche Entzündung, die, wenn man ihr nicht auf der Stelle Einhalt that, bald das Gehirn erreichen und den Tod herbeiführen mußte. Sogleich wurden starke Mittel angewendet und die Entzündung gemildert. Das Gehör war aber in diesem Ohr vollständig zerstört. Als nun der Ohrenarzt von der Gefahr hörte, der er den Kranken durch seinen Aezstoff ausgesetzt hatte, eilte er zu ihm, um seine Beschämung und seinen Kummer auszusprechen. Der Herzog sagte bloß: „Verlieren Sie kein Wort weiter, Sie haben ja nach bester Einsicht gehandelt." Es wäre sein Untergang, fuhr jener fort, wenn die Welt erführe, daß er seiner Durchlaucht so viel Schmerzen und Gefahr bereitet habe. „Es braucht ja Niemand davon zu wissen; schweigen Sie nur selbst, und seien Sie überzeugt, daß ich gegen Niemand ein Wort äußere."

„Dann erlauben mir Ew. Durchlaucht wohl, daß ich meine Besuche fortsetze, damit die Welt sieht, daß Sie mir Ihr Vertrauen nicht entzogen haben?" „Nein," antwortete der Herzog freundlich aber fest, „das kann ich nicht; das wäre eine Lüge."

b. Lehren.

1. Die Pflicht umfaßt die ganze Existenz des Menschen. Sie begleitet uns durchs ganze Leben, von unserem Eintritt, bis zu unserem Ausgang, als Pflicht gegen Obere, als Pflicht gegen Untergebene, als Pflicht gegen Gleichgestellte, gegen sich, gegen Mitmenschen, Gemeinde und Staat. Wir sind nichts als Diener und haben die uns anvertrauten Mittel und Kräfte zu unserem und Anderer Besten zu verwenden. Der Größte ist daher derjenige, der allen am meisten dient.

Stetes Pflichtbewußtsein ist die wahre Krone des Charakters. Die Pflicht gründet sich auf das Bewußtsein der Gerechtigkeit, die von Liebe durchglüht wird und die höchste Form der Güte ist. Pflichttreue ist der höchste Grundsatz. An Männer mit hohen Grundsätzen tritt oft die Forderung heran, lieber Alles zu opfern, was sie ehren und lieben, als gegen ihre Pflicht zu fehlen. „Sei und bleibe arm," sagte Heinzelmann, „während Andere rings um dich durch List und Unredlichkeit reich werden; sei ohne Amt und Macht, während Andere sich in die Höhe betteln; trage den Schmerz getäuschter Hoffnungen, während Andere durch Schmeicheleien zum Ziele gelangen; entsage dem gnädigen Druck der Hand, den Andere sich durch Kriecherei verschaffen. Hülle dich in deine Tugend und suche einen Freund und dein tägliches Brod. Bist du mit ungebleichten Ehren grau geworden, so fühle dich glücklich und stirb."

„Fürchte den Tod nicht,
Gebeut es die Pflicht!"

Wahrhaft leben heißt energisch handeln. Das Leben ist ein Krieg, der tapfer ausgefochten sein will. Von einer hohen und ehrenhaften Entschlossenheit beseelt, muß der Mann auf seinem Posten der Pflicht stehen und dort im Nothfall sterben. In der Pflichttreue liegt die wahre Größe des Mannes. Läßt hingegen der Mann entgegen seinem Gewissen die Selbstsucht und die Leidenschaft vorherrschen, dann entsagt er seiner Mannheit, verliert seine Selbständigkeit und wird der Sklave seiner Sinne.

Nur wer seine Pflicht thut, ist frei. Der Weise Epiktet sagte: „Wir wählen unsere Rolle im Leben nicht; aber unsere Pflicht ist es, sie gut zu spielen. Der Sklave kann so frei, wie

der Konsul sein und die Freiheit ist das höchste Gut, das alle andern Güter überragt und dessen Besitz alle andern unnöthig macht. Du mußt den Menschen lehren, daß das Glück nicht da liegt, wo es die Menschen in ihrer Blindheit und Erbärmlichkeit suchen. Es liegt nicht in der Stärke; denn Myro und Ofellius waren nicht glücklich; nicht im Reichthum, Krösus war nicht glücklich; nicht in der Macht, denn die Konsuln waren nicht glücklich, und nicht in diesem Allem zusammen, denn Nero, Sardanapal und Agamemnon seufzten, weinten und rauften sich die Haare und waren die Sklaven der Umstände und die Genarrten des Scheins. Es liegt in dir selbst, in der wahren Freiheit, in der Abwesenheit oder Besiegung jeder unedlen Furcht, in der vollkommenen Selbstbeherrschung, in der Macht der Zufriedenheit und des Friedens, in der treuen Pflichterfüllung und endlich in dem ruhigen Dahinstreben des Lebens durch Armuth, Verbannung, Krankheit und das Thal der Todesschatten."

Das Pflichtgefühl wird selbst für den muthigen Mann zu einer Stärkung; es erhält ihn aufrecht und verleiht ihm Kraft. Pompejus that einen edlen Ausspruch, als seine Freunde ihm abriethen, sich in einem Sturm nach Rom einzuschiffen, weil sein Leben in große Gefahr gerathe. „Es ist nöthig, daß ich gehe," sagte er, „daß ich lebe, ist nicht nöthig." Er ging.

Wie sich von dem großen Washington erwarten ließ, war der Geist der Pflicht die große Triebkraft seines Lebens. Dieser Geist war das königliche und herrschende Element seines Charakters, welches diesem Einigkeit, Zusammenhang und Kraft verlieh. Wenn er seine Pflicht erkannt hatte, so erfüllte er sie auf jede Gefahr hin und mit unbeugsamer Ehrlichkeit. Washington setzte seinen aufrechten Gang durchs Leben fort, ohne als Oberbefehlshaber und später als Präsident auf dem Pfade der Pflicht jemals zu straucheln. Auf die Volksmeinung legte er keinen Werth; die Pflicht ging ihm über Alles.

Für Wellington war, wie für Washington, die Pflicht zum Wahlspruch geworden, und Niemand war ihr treuer als er.

„Auf dieser Welt," sagte er einmal, „gibt es Wenig oder Nichts, dessetwegen zu leben der Mühe werth ist, aber geradeaus gehen und unsere Pflicht thun, können wir Alle." Auch wer Andere weise beherrschen will, der muß erst treu zu dienen verstehen. Dem weisen Mann ziemt kein Wahlspruch besser, als: „Ich diene."

Auch in Nelsons Seele war die Pflicht der herrschende Gedanke. Der Geist, in dem er seinem Vaterland diente, sprach sich in seinem berühmten Tagesbefehl aus: „England erwartet, daß Jedermann seine Pflicht thue." Er signalisirte ihn der Flotte, ehe die Schlacht von Trafalgar begann, und als er starb, waren seine letzten Worte: „Ich habe meine Pflicht gethan, und danke Gott dafür."

Dieser Gehorsam gegen die Gebote der Pflicht ist der englischen Nation eigenthümlich und charakterisirt ihre größten öffentlichen Männer. Wahrscheinlich ist nie der Admiral einer andern Nation mit einem solchen Signal in die Schlacht gesegelt, als Nelson bei Trafalgar. Nicht „Ruhm", „Sieg", „Ehre" oder „Vaterland" lautete es, sondern einfach „Pflicht." Wie selten sind die Nationen, die sich unter einem solchen Schlachtruf um ihre Fahne schaaren! Mutter Britannien legt ihren Shawl ziemlich geschmacklos um sich und ist im Konzertsaal wenig zu Hause; aber sie versteht ihre Söhne zu erziehen, daß sie zwischen Haifischen und brandenden Wogen als Männer versinken, ohne Parade, ohne Prahlerei, als wäre die Pflicht das natürlichste Ding der Welt, und nie hält sie einen Schauspieler für einen Helden oder einen Helden für einen Schauspieler. (Smiles.)

Dieser, ein ganzes Volk durchdringende Geist der Pflicht ist etwas Großes, und so lange er sich erhält, braucht man nicht an der Zukunft zu verzweifeln. Die Hauptursache des kläglichen Zusammenbrechens der französischen Nation in jüngster Zeit liegt denn auch in dem gänzlichen Mangel an Pflichtgefühl und Wahrhaftigkeit, den man nicht bloß bei der Menge, sondern auch bei den Führern der Franzosen bemerkt hat. Nach Baron Stoffel sind in Frankreich Tugend, Familienleben, Vaterlands-

liebe und Ehre einem frivolen Geschlecht bloß noch als Gegenstände des Gelächters dargestellt worden. Wie schrecklich ist Frankreich für seine Versündigung gegen Wahrheit und Pflicht gezüchtigt worden!

Es gab aber eine Zeit, in der Frankreich viele große, von Pflichtgefühl beseelte Männer besaß. Das Geschlecht der Bayard, Düguesclin, Coligny, Düquesne, Turenne, Colbert und Sully scheint ausgestorben zu sein. Von diesem Schlag war Tocqueville. Dieser schrieb einmal an einen Freund: „Immer mehr werde ich mir der Glückseligkeit bewußt, die in der Erfüllung der Pflicht liegt. Ich halte sie für die höchste und realste. In der Welt gibt es bloß einen großen Gegenstand, der unserer Anstrengung werth ist: Das Wohl der Menschheit."

2. Mit der Pflichttreue ist die Wahrhaftigkeit des Charakters eng verbunden. Der pflichteifrige Mann ist vor allen Dingen wahr in seinen Worten wie in seinen Handlungen. Es gibt unter den Aussprüchen Lord Chesterfield's keinen, dem männlich gesinnte Männer einen größeren Beifall schenken werden, als den, daß die Wahrheit den Erfolg des feinen Mannes ausmache. Clarendon sagt von Falkland, einem der reinsten Edelleute seiner Zeit, er sei ein so eifriger Verehrer der Wahrheit gewesen, daß er sich eine Verstelluug ebenso wenig erlaubt haben würde, wie einen Diebstahl.

Die Wahrheit ist das eigentliche Band der Gesellschaft, ohne das sie zu existiren aufhört. Ein Haushalt kann nicht durch Lügen regiert werden und ebenso wenig eine Nation. Von allen Lastern ist das Lügen wohl das gemeinste. Dennoch nehmen manche Personen das Lügen so leicht, daß sie sogar ihre Diener anleiten, für sie zu lügen. — Das Lügen nimmt verschiedene Formen an; es erscheint als Klugheit, als Ausflucht, als Verschweigen, als Zweideutigkeit oder als Ausweichen und wird unter der einen oder anderen Verkleidung in allen Klassen der Gesellschaft angetroffen. Es gibt sogar Leute, welche sich ihres jesuitischen Geschicks in der Zweideutigkeit rühmen. Es gibt auch Leute, die für alle Menschen alles mögliche sind, die das Eine sagen und das Andere thun, aber sich bloß selbst täuschen,

wenn sie andere zu täuschen glauben, und die, weil sie durch und durch unehrlich sind, alles Vertrauen verlieren und zuletzt immer unglücklich, wenn nicht zu Verbrechern werden. Die Wahrhaftigkeit ist die sittliche Durchsichtigkeit und ist höher zu schätzen, als jede andere Eigenschaft.

Feuchtersleben, der große Seelenarzt, sagt: „Es gibt nur eine Sittlichkeit, und das ist die Wahrheit; es gibt nur ein Verderben, und das ist die Lüge. Dort ist Leben und Gesundheit, hier ist Verwesung. Wie ein heimliches Gift nagt und frißt die beständige Lüge an den innigsten Kräften unseres Daseins, und mit krankhaftem Behagen füttern wir den Wurm, der uns verzehrt. Nie war diese Kunst so weit gediehen, wie in unsern Tagen, ja wir sehen in dem Raffinement die Höhe der Bildung, auf welcher wir uns zu stehen rühmen. Niemand hat den Muth, Er selbst zu sein und doch beruht alle Gesundheit nur auf der Behauptung des ächten Selbst gegen Alles, was das Individuum in die Enge treiben will. Und warum unterwerfen wir uns der Lüge, diesem beständigen Krampf der Seele, diesem schleichenden Nervenfieber? Ist es nicht weit bequemer, wahr zu sein? Den Männern sag' ich dieß: Es gibt keine Kraft, ohne Wahrheit; und den Frauen sei es gesagt: Ohne Wahrheit gibt es keine Anmuth. Und soll ich ein Geheimniß ausplaudern, welches ebenso nahe liegt und ebenso schwer gefunden wird, als die Kunst mit dem Ei des Kolumbus, so wisset, daß das, was ihr als Genie bewundert, nichts ist, als Wahrheit. Muth, zu sein, was wir sind; seine Seligkeit in sich zu haben; immer und überall sein Glück in sich! Es gibt kein anderes Glück!"

Ja, das Herrlichste und Preiswürdigste im menschlichen Leben ist ein edler, auf Wahrhaftigkeit gegründeter Charakter. Ein solcher übt eine größere Macht aus, als der Reichthum, ja, er führt einen Einfluß mit sich, der nie versagt; denn es sind hauptsächlich sittliche Eigenschaften, welche die Welt beherrschen. „Selbst im Kriege," sagte Napoleon, „verhält sich das Sittliche zum Physischen, wie zehn zu eins." Auch Franklin schrieb seinen Erfolg als Staatsbürger nicht seinen Talenten

zu, denn diese waren mäßig, sondern der bekannten Rechtschaffenheit seines Charakters. „Daher geschah es," sagte er, „daß ich so viel Gewicht bei meinen Mitbürgern hatte." Die Charakterfestigkeit schafft Menschen in hoher und niedriger Lebensstellung Vertrauen. Man sagte von Kaiser Alexander I. von Rußland, daß sein persönlicher Charakter so viel werth sei, als eine Verfassung. Der aufrichtige Charakter ist eine viel größere Macht, als das Wissen. Verstand ohne Herz, Intelligenz ohne sittliche Führung, Gewandtheit ohne Wohlwollen sind zwar auch Mächte, aber sie können auch zum Bösen da sein.

Der höchste Lebensgrundsatz jedes Menschen sei also: „Sei immer das, was du zu scheinen wünschest!"

„Eine Hand voll sittliches Leben," sagt Georg Herbert, „ist mehr werth, als ein Scheffel Gelehrsamkeit."

Wir dürfen das Wissen nicht verachten, doch muß es mit einem reinen Charakter und mit Güte verbunden sein. Geistige Befähigung befindet sich zuweilen vereinigt mit dem gemeinsten sittlichen Charakter, mit der niederträchtigsten Kriecherei gegen Hohe und der Anmaßung gegen Niedrige. Jemand kann in der Kunst und Wissenschaft hochgebildet sein und trotzdem an Ehrlichkeit, Tugend, Wahrhaftigkeit und Pflichttreue hinter manchem armen und unwissenden Bauer zurückstehen. Die Bildung des Charakters muß in der Erziehung zur Hauptsache werden; alles andere ist ohne sie Nichts. Dem Talent und Genie darf man nur dann trauen, wenn es sich auf Wahrhaftigkeit und Aufrichtigkeit stützt.

Ein wahrhaftiger Charakter läßt sich nicht ohne Anstrengung bilden. Es bedarf dazu einer beständigen Selbstbeherrschung und Selbstzucht. Geleitet von dem Lichte großer Beispiele, die von den edelsten Vertretern der Menschheit gegeben wurden, soll Jeder von uns dahin streben, die höchste Stufe nicht des Reichthums, sondern der Ehrenhaftigkeit, nicht der Klugheit, sondern der Tugendhaftigkeit, nicht der Macht, sondern der Wahrhaftigkeit und Ehrlichkeit zu erreichen.

Wenn die Elemente des Charakters durch einen entschlossenen Willen in Thätigkeit erhalten und von einer hohen Gesinnung

geleitet werden, so betritt der Mensch, gleichviel mit welchem Schaden seiner weltlichen Interessen, den Pfad der Pflicht und verfolgt ihn beharrlich, so daß er sich dem Gipfel seines Daseins nähert. Er entfaltet nun den Charakter in dessen unerschrockenster Form und verkörpert die höchste Idee der Männlichkeit. Die Handlungen eines solchen Mannes wiederholen sich im Leben und in den Handlungen anderer. So klang jedes Wort Luthers gleich einer Trompete durch Deutschland. „Seine Worte waren halbe Schlachten," hat Richter gesagt.

3. In einem energischen, auf Pflichtgefühl und Wahrhaftigkeit beruhenden Charakter liegt eine fortreißende Gewalt. In einzelnen Fällen wirkt er, wie ein Talisman, als ob gewisse Menschen die Organe einer übernatürlichen Kraft wären. „Ich brauche bloß auf den Boden Italiens zu stampfen," sagte Pompejus, „und ein Heer tritt hervor." Auf den Ruf Peters des Einsiedlers stand Europa auf und stürzte sich auf Asien. In Gedanken und Thaten verkörpert hat der große Charakter die Eigenschaft der Unsterblichkeit. Der Gedanke eines großen Denkers lebt durch Jahrhunderte fort. Moses, David, Salomo, Plato, Sokrates und Xenophon, Seneca, Cicero, Epiktet, Jesus und Paulus sprechen aus ihren Gräbern noch zu uns. Theodor Parker hat gesagt, daß ein einziger Mann wie Sokrates für ein Land mehr werth sei, als viele Staaten wie Südcarolina.

Große Arbeiter und Denker machen recht eigentlich die Geschichte, die ja nur die fortlaufende Menschheit unter dem Einfluß von Männern von Charakter ist, von großen Führern, Königen, Philosophen, Staatsmännern und Patrioten, den wahren Aristokraten unseres Geschlechtes. Denn wirklich hat Carlyle nachgewiesen, daß die allgemeine Geschichte im Grunde nichts als die Geschichte großer Männer ist.

Große Männer stempeln ihr Volk und ihre Zeit mit ihrer Seele, wie Luther das moderne Deutschland, Dante Italien, Cromwell und Shakespeare England und Washington Amerika. Die Namen und das Andenken großer Männer sind das Leibgeding einer Nation. Niederlage, Abfall und Sklaverei kann

dieses heilige Vermächtniß nicht nehmen; sie sind im Leben wie im Tod das Salz der Erde.

Bei Washington wie bei andern großen Führern der Menschen lag die Größe nicht sowohl im Verstand, im Talent oder Genie, sondern in der Ehre, Wahrhaftigkeit, Redlichkeit und in der Herrschaft des höchsten Pflichtgefühls.

So gut wie die Einzelnen müssen die Nationen ihren Charakter behaupten. Sind diese nicht hochherzig, wahrhaft, ehrlich, pflichttreu, tugendhaft und muthig, so werden sie bei andern Nationen in geringer Achtung stehen und in der Welt kein Gewicht haben. Die Nation, die keinen höhern Gott hat, als das Vergnügen oder das Geld, ist schon verkommen. Institutionen allein können wenig dazu beitragen, den Nationalcharakter auf einer hohen Stufe zu erhalten. Die Idee einzelner Menschen und der in ihnen lebende Geist sind es, welche den moralischen Standpunkt und die Haltbarkeit der Nationen bestimmen. Wo die Massen in ihrem Gewissen, ihrer Sittlichkeit gesund sind, wird die Nation ehrlich und anständig regiert werden.

Die Größe eines Landes hängt nicht von der Ausdehnung seines Gebietes, sondern von dem Charakter seines Volkes ab. Das Volk Israel war ein kleines Volk, aber welch ein großes Leben entfaltete es und welchen mächtigen Einfluß übte es auf die Geschicke der Menschheit. Griechenland war nicht umfangreich, aber wie groß war es in der Kunst, der Literatur, der Philosophie und der Vaterlandsliebe. Athen hatte aber zwei schwache Punkte: Es kannte kein wahrhaftes Familienleben und es gab dort mehr Sklaven als Freie. Daraus entwickelte sich eine schlaffe Moral. Die Folge war der Untergang. Auch Roms Sturz ist der allgemeinen Verdorbenheit seines Volks und dem zunehmenden Geschmack an Vergnügen und Müßiggang zuzuschreiben. Lebt eine Nation nur für das Vergnügen, so daß jedes kleine Ich sein eigener Gott ist, so ist sie verurtheilt und ihr Verfall unvermeidlich. (Smiles.)

c. Sprüche.

a. Pflichttreue.

1. Rastlos vorwärts! festen Sinnes,
Brüder, auf der Bahn der Pflicht,
Daß dem Muthe des Beginnes
Die Vollendung auch entspricht!
Den Entschluß zur Thatkraft spornen
Sollen uns des Weges Dornen.

Fest das eigne Herz bezwingen,
Sprechen, wo die Feigheit schweigt,
Mit dem Unrecht mannhaft ringen,
Ob es uns auch Vortheil zeigt,
Das, was schlecht ist, kühn enthüllen —
Selig solches Pflichterfüllen!

Lieber schmachten in Beschwerden,
Lieber dulden Schmach und Spott,
Als der Pflicht entwendet werden —
Das ist: Treu sein sich und Gott.
Ganz dem Guten sich ergeben,
Das allein ist wahres Leben. (Dullers Gesangbuch.)

2. Kampf ist unsere Größe, und Tugend, die nur in Hinsicht auf jetzige oder künftige Glückseligkeit wirksam wird, blendender Eigennutz. Der Lohn der Güte ist — gut sein, und kein Gott ist fähig, einen höhern Preis aufzustellen, als das Bewußtsein, unsere Pflicht gethan zu haben. Pflicht ist das unsterbliche Wort, das uns über Abgründe hinwegträgt und das über Schreckniſſe siegt. Pflicht ist der erhabene Beweggrund des Weisen; reines Erkennen ist sein Führer; Vernunft ist sein Gesetz, des Gesetzes Erfüllung sein Urtheil. (Mayern.)

3. Wo viel Freiheit, ist viel Irrthum,
Doch sicher ist der schmale Weg der Pflicht. (Schiller.)

4. Hast du deine Pflicht gethan?
Dann sei alles Aechzen, Krächzen
Auch für heute abgethan! (Göthe.)

5. Thue deine Pflicht, mein Sohn,
Mit allem Feuereifer deiner Brust;
Und was du thust, sei Lohn, der dir genügt;
Die Tugend ohne Lohn ist doppelt schön. (Seume.)

6. Es ist eine eigene Sache im Leben, daß, wenn man gar nicht an Glück oder Unglück denkt, sondern nur an strenge, sich nicht schonende Pflichterfüllung, das Glück sich von selbst, auch bei entbehrender, mühevoller Lebensweise einstellt. (W. v. Humbold.)

7. Für den rechten Menschen ist Trost nicht heilsam, weil er schwächt; Pflicht ist sein wahrer Trost. (Feuchtersleben.)

b. Wahrhaftigkeit.

1. Es ist ein alter Spruch: das beste Leichentuch
Ist Redlichkeit, sie würzt den Tod mit Wohlgeruch.
Es ist ein alter Spruch: wenn sie mit dir nun schreiten
Zum Grabe, werden sie verschieden dich begleiten.
Dein einer Freund, dein Gut, bleibt hinter dir im Haus;
Dein anderer Freund, dein Ruhm, fliegt in die Welt hinaus.
Dein dritter Freund, dein Freund, begleitet dich an's Grab,
Und kehret um, sobald er warf die Scholl hinab.
Die Liebe schickt vielleicht dir ein paar Thränen nach,
Doch auf der großen Reis' ist dies Geleite schwach.
Ein gut Gewissen nur wird bei der Hand dich fassen,
Nur der Geleitsmann wird dich nimmermehr verlassen.
(Rückert.)

2. Wer gegen sich selbst und Andere wahr ist und bleibt, besitzt die schönste Eigenschaft der größten Talente. (Göthe.)

3. Ja, der Menschheit schönste Zierde ist ein freier, franker Mann,
Der die Wahrheit, seinen Glauben, unerschüttert sagen kann,
Der der glatten, bunten Schlange, Schmeichelei, den Krieg erklärt,
Weil sie am Erkenntnißbaume Blatt und Blüth' und Frucht zerstört. (A. Grün.)

4. Rechtschaffenheit! Sie sei der feste Grund,
Auf dem du gehst und stehst; Rechtschaffenheit
Schafft in dir selbst das Rechte allezeit,
Und ihre beste Segnung wird dir kund,
Indem sie des Vertrauens Fäden webt
Zu manchem schönen, ächten Herzensbund —
Ein Segen, der dich dauernd überlebt,
Ein Segen, der einst, deines Nachrufs Mund,
Erzählt, wie du geliebt, wie du gelebt,
Wie du gewuchert hast mit deinem Pfund.
(Jul. Hammer.)

5. Festen Muth in schweren Leiden,
Hülfe, wo die Unschuld weint,
Ewigkeit geschwornen Eiden,
Wahrheit gegen Freund und Feind,
Männerstolz vor Königsthronen —
Brüder, gält' es Gut und Blut —
Dem Verdienste seine Kronen,
Untergang der Lügenbrut! (Schiller.)

6. Höre, was der Volksmund spricht:
Wer die Wahrheit liebt, der muß
Schon sein Pferd am Zügel haben.
Wer die Wahrheit denkt, der muß
Schon den Fuß im Bügel haben.
Wer die Wahrheit spricht, der muß
Statt der Arme Flügel haben.

Und doch singet Mirza-Schaffy:
Wer da lügt, muß Prügel haben! (Mirza-Schaffy.)

7. Ehrlichkeit ist die feinste und sicherste Klugheit.

8. Dieß über Alles: Sei dir selber treu,
Und daraus folgt, so wie die Nacht dem Tage:
Du kannst nicht falsch sein gegen irgend wen. (Shakespeare.)

9. Aufrichtiger! Dein Werth ist unermeßlich
Für dich und Menschen. Du hast leichtes, sichres
Gefühl der Brust. Wer stets so spricht und lebt,
Wie er im Innern denkt, stimmt mit sich selbst,
Stimmt mit dem Gott, stimmt mit dem All umher,
Froh mit dem Guten, gut selbst mit dem Bösen.
Aufrichtiger! Dein Blick ist frei! Dein Druck
Der Hand belebt! Wem du erscheinst, dem ist
Ein wahrer Mensch, ein Götterbild erschienen. (L. Schefer.)

10. Der Vater an seinen Sohn.

Ueb' immer Treu' und Redlichkeit
Bis an dein kühles Grab,
Und weiche keinen Finger breit
Vom Weg der Tugend ab!
Dann wirst du wie auf grünen Au'n
Durch's Pilgerleben geh'n;
Dann kannst du sonder Furcht und Grau'n
Dem Tod entgegen seh'n.

Dann wird die Sichel und der Pflug
In deiner Hand so leicht;
Dann singest du beim Wasserkrug,
Als wär' dir Wein gereicht.
Dem Bösewicht wird alles schwer,
Er thue, was er thu';
Das Böse treibt ihn hin und her
Und läßt ihm keine Ruh.

Der schöne Frühling lacht ihm nicht,
Ihm lacht kein Aehrenfeld;
Er ist auf Lug und Trug erpicht
Und wünscht sich nichts, als Geld.
Der Wind im Hain, das Laub am Baum
Saust ihm Entsetzen zu;
Er findet nach des Lebens Traum
Im Grabe kein Ruh.

Sohn, übe Treu' und Redlichkeit
Bis an dein kühles Grab,
Und weiche keinen Finger breit
Vom Weg der Tugend ab!
Dann suchen Enkel deine Gruft
Und weinen Thränen d'rauf;
Und Sonnenblumen, voll von Duft,
Blüh'n aus den Thränen auf. (Hölty.)

11. Du sollst kein falsches Zeugniß ablegen wider deinen Nächsten. (2. Mos. 20. 16.)

12. Ein nichtswürdiger Zeuge weiß eine Sache beredt vorzutragen. (Spr. Sal. 19, 28.)

13. Ein falscher Zeuge bleibt nicht ungestraft. (Spr. Sal. 19, 5. 9.)

14. Gott haßt die falschen Zeugen. (Spr. Sal. 6, 19.)

15. Du sollst beim Namen Gottes nicht falsch schwören, denn der Herr wird den nicht ungestraft lassen, der seinen Namen mißbraucht. (2. Mos. 20, 7.)

16. In Folge des Meineids geht ein Land zu Grunde. (Jer. 23. 10.)

17. Wo falsche Schwüre geleistet werden, da nehmen reißende Thiere überhand. (Spr. der Vät. 5, 9.)

18. Uebet Treue und Wahrheit einer gegen den andern. (Sach. 7, 9.)

19. O Herr, deine Augen sind auf die Wahrhaftigkeit gerichtet. (Jer. 5, 3.)

20. Meine Lippen müssen stets Offenheit, meine Rede die Wahrheit verkünden. (Hiob 23, 3.)

21. Der Mund, der da lüget, tödtet die Seele. (Weish. Sal. 1, 11.)

22. Güte und Weisheit sollen dich nie verlassen; binde sie um deinen Hals, schreibe sie auf die Tafel deines Herzens, dann findest du Gnade bei Gott und Gunst bei den Menschen. (Spr. Sal. 3, 3.—4.)

23. Thue recht und scheue Niemand. (Sprichwort.)

Prüfstein.

Ich prüfe Dein Bestreben,
Wahrheitsliebe, Handlungsweise,
Es sei'n dieselben offen oder leise. —
Dies sind die Richter Dir im Leben
Und liefern mir Beweise,
— Ob offen, ob auch leise —
Wie du es meinst — nach deiner Weise.

B. Pflichten gegen Gemeinde und Staat.

1. Die Gemeinnützigkeit und Wohlthätigkeit.

a. Beispiele: 1. Fellenberg. — 2. Pestalozzi. — 3. Escher von der Linth. — 4. William Haldimann.

1. Emanuel von Fellenberg. (1771—1844.)

Dieser Mann ist der Stifter von Hofwyl, einem jetzt abgeblühten pädagogischen Gemeinwesen, das an Ausdehnung, Ruf und Bedeutung in der Geschichte der Pädagogik einzig dasteht.

Er wurde im Juni 1771 geboren und stammte aus einem angesehenen Patriziergeschlecht von Bern. Vater und Mutter

wußten schon in dem jungen Knaben durch Hinweisung auf die Noth und das Elend des armen Volkes sein Mitgefühl zu erwecken, sein Herz zu veredeln und seinen Willen auf edle, große Ziele der Menschenliebe zu richten. Fellenberg studirte in Tübingen die politisch-philosophischen Wissenschaften, reiste dann 1794 nach Paris, wo er mit Abbé Grégoire bekannt wurde, kehrte bald nachher in die Heimath zurück, mußte sich aber im Jahr 1798 beim Einfall der Franzosen nach Deutschland flüchten, ging später als Gesandter nach Paris, zog sich aber bald aus der politischen Laufbahn zurück und kaufte 1799 den vernachlässigten Wylhof bei Bern, von ihm Hofwyl getauft, um hier nun die Lösung seiner Lebensaufgabe zu beginnen; denn in der Erziehung erblickte er das Hauptmittel zur Begründung der Wohlfahrt der Nationen und der Menschheit.

Zuerst wurde er Landwirth. Unverdrossen griff er selber zu Hacke und Spaten. Er entwässerte und bewässerte; er verbesserte seine Pflüge und Eggen; er erfand Pferdehacken und Säemaschinen; er führte veredelte Obstsorten und neue Kulturpflanzen ein. Aber die Kultur des Bodens war ihm nicht Zweck, sondern nur Mittel; die rationelle Landwirthschaft sollte ein Erziehungsmittel werden durch lohnende Arbeit mit Einsicht betrieben; er wollte die vernachlässigten untern Klassen zu einer behaglichern, geistigern Existenz heranbilden. Zu diesem Zwea beredete er Pestalozzi, den Menschenfreund, der schon auf den Knaben einen so lebhaften Eindruck gemacht hatte, seine Erziehungsanstalt in die Nähe Hofwyls nach Münchenbuchsee zu verlegen. Aber Pestalozzi zog bald wieder von dannen. Und nun gründete Fellenberg im Jahr 1804 auf eigene Faust eine Armenschule. Bettelkinder, körperlich und geistig verwahrloste Knaben, sogar junge Sträflinge nahm er unentgeltlich auf, nährte und kleidete sie und ließ sie unterrichten, wogegen sie unter Anleitung ihrer Lehrer die leichtern Feldarbeiten auf seinen ausgedehnten Gütern verrichten mußten. Nützliche Arbeit sollte dabei Erholung vom Unterricht, lehrreicher Unterricht Erholung von der Arbeit gewähren. Anfangs fehlte es namentlich an

hingebenden, menschenfreundlichen und anspruchslosen Armenlehrern. Erst nach Jahren fand durch eine glückliche Fügung Fellenberg an J. J. Wehrli, dem Sohne eines thurgauischen Lehrers, einen Mann, in welchem sich alle diese Eigenschaften beisammen fanden. Die sogenannte „Wehrlischule" erfreute sich bald eines europäischen Rufes und wurde zu einer Musteranstalt für die ganze gebildete Welt; in fast allen Staaten Europa's und selbst außerhalb unseres Erdtheils, in Nordamerika, Brasilien und Ostindien wurden ähnliche Anstalten errichtet, in welchen man ein Heilmittel gegen die Verarmung und eine unschätzbare Wohlthat für die Einzelnen und für die Staaten und die ganze menschliche Gesellschaft sah. Hofwyl wurde zum Wallfahrtsort für alle erleuchteten Geister, für Kaiser und Könige.

Als die Wehrlischule im gedeihlichen Gange war, schritt ihr Gründer eine Stufe weiter. Er gründete für Söhne wohlhabender Bauern ein „landwirthschaftliches Institut", wo dieselben den Landbau theoretisch und praktisch erlernen konnten. Hier war den jungen Landwirthen Gelegenheit gegeben, aus dem alten überlieferten Geleise, welchem schon Vater und Großvater gedankenlos gefolgt waren, herauszutreten und die Vortheile einer rationellen Bodenkultur, verbesserte Geräthschaften und neu eingeführter Nutzpflanzen kennen zu lernen. Bald verbreitete sich auch der Ruf dieser zweiten Anstalt, deren Erfolge durch landwirthschaftliche Volksfeste, von welchen zwei in den Jahren 1807 und 1810 in Hofwyl abgehalten wurden, zur Schau gestellt wurden. Namentlich das letztere fiel äußerst glänzend aus, und Tausende aus der Nähe und Ferne, unter andern hohen Gästen auch die Kaiserin von Rußland, wohnten demselben bei; es wurde das Vorbild aller jener landwirthschaftlichen Volksfeste, wie sie sich später in den meisten Ländern Europa's wiederholten.

Im Jahr 1808 folgte eine neue, die glänzendste Schöpfung Fellenbergs, eine Erziehungs- und Bildungsanstalt für Söhne höherer Stände. Sie entstand aus einem kleinen Kerne. Zu den Söhnen des Hauses gesellten sich die

Söhne einiger Freunde. Aus den Wenigen aber wurden bald so Viele, daß die vorhandenen Räume nicht mehr genügten, und so entstand jener großartige, weithin sichtbare Bau, welcher ein Palast genannt werden könnte, wenn er in seinem äußern Schmuck nicht so republikanisch schlicht, so bürgerlich einfach wäre. Regierende Fürsten und der hohe Adel aller Länder beeilten sich, ihre Söhne dem erleuchteten (aufgeklärten) Bernerpatrizier zur Erziehung anzuvertrauen. Vermischt mit dem Nachwuchs der alten Berner-Geschlechter tummelten sich in den Schulsälen und auf den Spielplätzen Hofwyls Knaben, zum Voraus dazu bestimmt, einst Kronen zu tragen, oder als die Nächsten an den Stufen mächtiger Throne zu stehen. Alle Sprachen wurden da gesprochen, alle christlichen Religionen bekennt und gelehrt. Neben den verwahrlosten Knaben der Bettler und Vaganten (in der Wehrlischule), neben den Söhnen der behäbigen Bauern (im landwirthschaftlichen Institut) wurden hier nun auch die erzogen und herangebildet, welche einst Völker beherrschen und Staaten leiten sollten. Männer vom bedeutendsten wissenschaftlichen und schriftstellerischen Ruf wirkten als Lehrer. Der Betsaal mit einer schönen Orgel vereinigte nach einander Katholiken und Protestanten zu ihren Andachtsübungen. Wie oft sah man auf dem Kieswege zwischen den Häusern und Anlagen die schönen Kutschen der vornehmen gekrönten und ungekrönten Besucher dieses berühmten Wallfahrtsortes!

Meinet ihr, jetzt habe Fellenberg auf seinen Lorbeeren ausgeruht? Keineswegs! Dem rastlosen Geiste genügte das bisher Geschaffene noch lange nicht. Er gründete in Hofwyl auch eine Erziehungsanstalt für junge Mädchen, welche unter der Leitung der Frau v. Fellenberg und ihrer Töchter trefflich gedieh und einen Bestand von zwölf Jahren hatte. Weiter suchte Fellenberg seine Wirksamkeit in Hofwyl auf Heranbildung von Volkslehrern auszudehnen und seine Grundsätze in die weitesten Kreise zu verbreiten. Deßhalb versammelte er schon im Jahr 1808 in Hofwyl gegen vierzig Schullehrer aus allen Theilen der Schweiz, um sie daselbst einem mehrwöchentlichen Ausbildungskurs beiwohnen zu lassen. Im Jahr 1832 wurde

dann eine vom Staat anerkannte Bildungsanstalt für Lehrer eröffnet, für welche die bernische Regierung eine Summe bewilligte, die Fellenberg zum Ankauf guter Bücher verwendete, welche er unter die Lehrer austheilen ließ. Er zog es vor, aus seinen eigenen Mitteln einer ansehnlichen Zahl von Lehrern jährlich während drei Monaten Unterricht, Wohnung und Nahrung unentgeltlich geben zu lassen.

Jetzt sollten für den Musterstaat in Hofwyl noch zwei Provinzen gewonnen werden. Für den Bürgerstand der Städte war noch nicht gesorgt. Deßhalb eröffnete Fellenberg im Jahr 1830 eine Mittel- oder Realschule, wo der höhere Handwerker, der kleine Kaufmann seine ihm angemessene Bildung erhalten konnte. Auch diese Schule kam zu guter Stunde in's Leben und stand bald in erfreulichem Flor. Eine Pflegeanstalt endlich, wo die ersten zarten Keime des jungen Weltbürgers gehegt und gepflegt würden, sollte das letzte, seiner Bedeutung nach das erste Glied der langen Kette sein. In seinen letzten Jahren gründete Fellenberg in Hofwyl auch noch eine Kleinkinderschule. Mitten in großartigen Plänen, beschäftigt mit der Gründung einer Industrieschule, einer Vorläuferin des schweizerischen Polytechnikums, überraschte den 73jährigen Greis der Tod. Er starb am 21. November 1844, nachdem er auch im öffentlichen Leben schon im Jahr 1833 die höchste Ehrenstelle, die ihm in seiner engern Heimath zu Theil geworden, bekleidet hatte, die eines Landammanns des Kantons Bern.

So war aus dem ehemaligen vernachlässigten Wylhof ein abgerundetes Ganzes geworden, wo für die Erziehung aller Stände der menschlichen Gesellschaft, jedes Alters und beider Geschlechter gesorgt war, ein staunenswerthes Denkmal der geistigen Kraft und Ausdauer eines einzigen Mannes.

Fellenberg wird am besten charakterisirt in den hier nachfolgenden Worten, die Dr. Theodor Müller am Grabe desselben gesprochen hat:

Fellenberg war ein Mann des Glaubens, und zwar eines felsenfesten Glaubens! Sein Glaube war mehr als ein bloßes Gottvertrauen; sein Glaube war die unerschütterliche

Ueberzeugung, daß das Werk seines Lebens aus Gott stamme, daß es eine von Gott ihm übertragene Aufgabe sei, und daß er dem Höchsten dafür verantwortlich sei, jede Stunde seines irdischen Daseins dieser Aufgabe ganz zu weihen. Er hat nicht bloß mündlich, sondern auch in Schrift es ausgesprochen, daß er sich wie einen Kriegsmann betrachte, der den von Gott ihm anvertraute Posten bis zum letzten Athemzug behaupten müsse, und er ist bis zum letzten Lebenshauch wissentlich kein Haarbreit von seinem Posten gewichen. Er sagte einst vor den versammelten Mitarbeitern: Ich würde mich als einen Kain ansehen, flüchtig und fluchbeladen, wenn irgend ein Mißgeschick der Erde, wenn die bitterste Kränkung mich nöthigen könnte, feig vor meiner Aufgabe zu fliehen! Und dieser Glaube an einen von Gott gestellten Beruf war es, welcher ihn vermochte, mit Verzichtung auf die gewöhnlichen Freuden und Genüsse des Lebens, auf allen äußern Glanz und Prunk, zu welchem er durch Stellung und Vermögen berechtigt war, das Kreuz eines dornenvollen, mühseligen, entsagungsreichen Lebens auf sich zu nehmen und in schmuckloser Einfachheit mit ausharrender Geduld bis an's Ende zu tragen. Durch diesen Glauben erhielt sein Leben jene Gleichförmigkeit der Haltung, des Tones, der Farbe, jenen unverlöschlichen Charakter der Einheit, durch welchen es als ein großes Ganze, gleich wie aus einem Stück gegossen, erscheint. Von seiner Jugend bis in sein hohes Alter beherrschte ihn seine Lebensaufgabe mit unwiderstehlicher, überirdischer Gewalt; auf sie bezog sich all sein Reden und Thun, im einfachen Privatgespräch wie in seinen öffentlichen Reden blickte stets diese Seele seiner Seele hindurch, jede Faser seiner geistigen Organisation war von ihr durchdrungen, sie war der Pulsschlag seiner rastlos wirkenden Thätigkeit. Aus diesem unerschöpflichen Reichthum eines felsenfesten, Berge versetzenden Glaubens stammt endlich jene unbeugsame Standhaftigkeit, jener Felsenmuth, welcher ihn in den gefahrvollsten Krisen seiner Anstalten, bei den härtesten, schmerzhaftesten Prüfungen niemals verließ, sondern im Gegentheil stets wuchs mit der Gefahr, und mit jedem Morgenroth neu sich offenbarte.

Er war ein Mann der Liebe, und zwar einer thatkräftigen Menschenliebe. Schon in dem Knaben ward von einer edelgesinnten, frommen Mutter der Keim dieser Menschenliebe gepflanzt; sie zeigte ihm, was Armennoth und Volkselend heißen wolle, nicht bloß mit Worten, sondern in Beispielen; sie beschwor den feurigen, gerührten Knaben, dem Wohlthun, der Unterstützung hülfsbedürftiger Brüder, der Verminderung menschlichen Jammers und Elendes sein ganzes Leben zu weihen, und das Gelübde, welches der erschütterte Knabe in Mutterhände gelegt, hat er als Mann ein langes Leben hindurch mit Manneskraft und Mannesthat gelöset. Die Hunderte von armen Kindern, die er nicht bloß dem Bettelstab, sondern dem Laster und Verbrechen entriß, „denen er Kenntnisse und Befähigung zu einem nützlichen Beruf ertheilen, die er zu Arbeit, Fleiß und sittlich-religiöser Selbstbeherrschung erziehen ließ", diese werden einst Zeugniß für ihn ablegen vor Gottes Thron. Die Hunderte von unglücklichen, nothleidenden Menschen aus der Nähe und Ferne, denen er, im Bunde mit seiner gleichgesinnten Gemahlin, Arbeit, Brod, Trost, Hülfe und Beistand jeglicher Art darbot, und die stets mit getrockneten Thränen von Hofwyl weggingen, diese werden Zeugniß für ihn ablegen vor Gottes Thron. Und die vielen Opfer, groß und klein, welche er seit fast einem halben Jahrhundert, öffentlich und im Stillen, für gemeinnützige, menschenfreundliche Zwecke, für Volksbildung und Volksveredlung, auf den Altar des Vaterlandes gelegt hat, diese werden Zeugniß für ihn ablegen vor Gottes Thron.

Er war ein Mann der Hoffnung, und zwar einer felsenfesten Hoffnung. Ein öffentliches Blatt hat vor Kurzem gesagt: Allen Schmerz der Täuschung überwand er leicht durch die Hoffnung des zukünftigen Besseren. Und so war es! Seine Hoffnung war unzerstörbar wie sein Glaube, weil beide aus derselben Quelle flossen. Er hoffte mit Zuversicht, daß einst das Reich Gottes herrschen werde unter den Völkern, in welchen das Evangelium unseres Herrn und Heilandes Jesu Christi nicht mehr ein bloßes Wort, sondern eine große Völkerthat sein wird, und er war überzeugt, daß kein Versuch, kein Streben,

zur Anbahnung dieses göttlichen Reiches auch nur an einzelnen, zerstreuten Punkten mitzuwirken, jemals verloren gehen könne; daher hoffte er auch, daß die Samenkörner, welche er selbst unabläßig in die Furche der Zukunft zu streuen bemüht war, dereinst aufgehen und Früchte tragen würden zur Ehre Gottes und zum Segen der Menschheit, und diese Hoffnung wird gewiß gerechtfertiget werden! In allen Jahrhunderten wird man stets wieder auf die von ihm betretene, von Gottes Finger ihm vorgezeichnete Bahn zurückkehren müssen; es gibt keinen Weg, der sicherer zum Ziele führt, als den einer allmäligen Wiedergeburt des Menschengeschlechts durch eine allumfassende, sittliche Völkererziehung. Unendlich ist die Idee, jede Ausführung aber Stückwerk und menschlich beschränkt. Nur erst nach und nach, in langem Laufe der Zeiten, kann durch ähnliche, gottbegeisterte Männer das vollständig verwirklicht werden, was dem erleuchteten Geiste in Augenblicken der höchsten Weihe mit lichten Umrissen und glänzenden Farben als ideales Himmelsbild erscheint. Und die stets lauter sich ankündigenden Völkerkrisen, welche einst das ganze Gesellschaftsgebäude aus den Fugen zu reißen drohen, welche der Verewigte in ihren Ursachen wie in ihrer ganzen Gefahr erkannte, und welche er durch eine gesteigerte Nationalbildung und vorzüglich durch das gegliederte Zusammenwirken vieler, wie ein großes Netz über die Völker verbreiteter Armenerziehungsanstalten zu entwaffnen hoffte, diese werden vielleicht einst mit Donnerstimme auf die von ihm gewandelte Bahn zurückweisen.

So hat Glaubenskraft ihn stets über der Sturmfluth des Lebens emporgehalten, thatkräftige Menschenliebe hat seine Tage geadelt, und in freudiger Hoffnungsstärke ist er von hinnen gegangen!

2. Heinrich Pestalozzi. (1746—1827.)

Dieser Mann ist dadurch, daß er die Volksschule reformirt hat, einer der größten Wohlthäter des Menschengeschlechtes geworden. Sein ganzes Leben ist voll von Selbstverleugnung und Aufopferung, voll von Liebe für das arme Volk.

Im Jahr 1775 gründete er auf seinem Besitzthum Neuhof im Aargau eine Armenanstalt. Dabei verlor er sein ganzes Vermögen. Als 1798 durch den Kampf mit den Franzosen in Unterwalden viele arme Kinder elternlos geworden sind, geht Pestalozzi, dem Rufe der helvetischen Regierung und dem inneren Triebe folgend, nach Stanz und wird da Lehrer, Erzieher und Krankenpfleger der Verwaisten. Seiner dortigen Wirksamkeit wird durch die Franzosen am 8. Juni 1799 ein Ende gemacht. In Burgdorf und Münchenbuchsee setzt Pestalozzi seine Erziehungsbestrebungen fort. Im Jahr 1804 verlegt er seine Anstalt nach Yverdon. Hier erwarb sich seine Anstalt einen Ruf, der sich weit über Europa ausdehnte. Yverdon wurde das Mekka der Schulfreunde und Pädagogen aller Länder und Welttheile. Eine Menge von Lehrern strömte herzu, um von seinen Lippen die neue Lehre der Menschenbildung zu hören. Pestalozzi ist der Genius der humanen Erziehung, ein großartiger Geistesheld, der mitten aus den Trümmern seines verhängnißvollen Lebenswerkes das Motto für die Erziehung der Gegenwart und Zukunft errungen hat: „Entwickelung der Menschennatur". Er hat gearbeitet sein Leben hindurch, unverändert, ohne Rast, mit einem warmschlagenden, tieffühlenden, von Menschenwohlfahrt belebten Herzen, für das Wohl der Menschheit, für das Glück der Armen und Nothleidenden, für die naturgemäße Erziehung der Kinderseele. „Der Mensch ist meine Welt", gab er darum zur Antwort, als er gefragt wurde, ob er nicht auch die Wunder der Gebirgswelt in den Alpen zu schauen begehre. Mit seiner unbeugsamen Liebe und mit seinem klaren, lebendigen und tiefsinnigen Geiste hat er ein Erziehungssystem geschaffen, an dessen Realisirung die Gegenwart arbeitet und das die Grundsteine der Erziehung der Zukunft enthält, weil sein Dichten und Trachten dahin ging, den Gang der Natur in der Entwicklung des Menschengeschlechts zu erforschen, ein geschworner Feind des geistlosen Mechanismus, ein unermüdeter Kämpfer gegen das todte Hinbrüten, gegen alles geisttödtende und abstumpfende Mittheilen und Abrichten in hohen und niederen Schulen. Um Bedrängten und Unterdrückten zu helfen,

war ihm kein Opfer zu groß, nichts zu theuer; denn er suchte nicht seinen Vortheil. Oft theilte er mit Armen den letzten Gulden, gab einem Bettler sogar die silbernen Schnallen von den Schuhen und band diese dann mit Stroh zusammen. Er ging zum König von Preußen nach Neuenburg, um ihn für seine Idee zu gewinnen, obschon er sehr krank war und unterwegs mehrmals ohnmächtig wurde. An Demuth, Bescheidenheit und Anspruchslosigkeit kam ihm keiner gleich, und bei aller männlichen Entschlossenheit war er harmlos und hingebend, mild und gefällig, zartsinnig und gefühlvoll, wie ein Kind. Pestalozzi ist ein erleuchtender, gründlicher und schöpferischer Bildungsheld, wie ihn kein anderes Volk hat, ein Aar, der, wie Dante von Homer sagt, im Fluge Alle überwindet. Keiner hat, wie er, die Welt für die große Aufgabe der Menschenveredlung begeistert, Keiner, wie er, die stumpfe Welt erschüttert und ihren Widerstand besiegt; ein Mann, groß durch den Glauben an seine Idee, groß durch das, was er gewollt hat, groß durch die Selbstverläugnung, womit er für seine Idee kämpfte, groß durch den Eifer, Menschenelend zu lindern, und das alles in einem Zeitalter, wo die Kriegsfakel loderte, und wo die Menschen von den geistigen Interessen abgelenkt wurden.

Pestalozzi hat die Wissenschaft der Erziehung als eine nationale Angelegenheit, nicht nur als eine der Schule und des Hauses betrachtet. Er war durchaus kein Parteimann. Nur gegen ein's war er ein unversöhnlicher Feind, gegen den Geist der Finsterniß, trete er in katholischem oder evangelischem Gewande auf, gegen den Geist der Selbstsucht, der den Einzelnen, wie ganze Völker in's Verderben stürzt.

Pestalozzi streitet nicht um Meinungen, er vertritt nur die ewig wahren sittlichen Ideen, die schon Jesus vertreten hat. Das Streben Pestalozzi's kann nicht besser ausgedrückt werden, als mit seinen eigenen Worten in der Vorrede zu Lienhard und Gertrud: „Ich habe keinen Theil an allem Streit der Menschen über ihre Meinungen; aber das, was sie brav, und treu und bieder machen, was Liebe Gottes und Liebe des Nächsten in ihr Herz und

Segen in ihr Haus bringen kann, das, meine ich, sei außer allem Streit uns allen und für uns alle in unsere Herzen gelegt."

Da Pestalozzi die reine Idee des Christenthums erfaßt hatte, war er ein gewaltiger Streiter gegen die verdummenden Lehren herrschsüchtiger Kirchen, wie man aus folgenden Sätzen ersieht:

„Geist der Pfaffheit! Trügerin! So lange die Welt steht, mißbrauchst du den Glauben an Gott, die Menschen zu der Thorheit und zu einem abgöttischen Sinn zu lenken."

„Du erfüllest ihre Gedanken mit Bildern von Gott und du machst das Spintisiren deiner heißen Stunden zu Offenbarungen des Allmächtigen."

„Du lösest den Gürtel auf, der die Erde verbindet, er ist Liebe Gottes, und du bindest deine Haufen mit den Stricken deiner Meinung."

„Du setzest den Menschen im Namen Gottes das Schwert an die Kehle und trittst mit deinem Buchstabendienst die Menschen in Staub, die anders denken, als du."

„Du brauchst die Schwäche der Könige und die Heuchelei der Höfe, deinem Glauben aufzuhelfen."

„Du entmannst die Söhne des Staates und machst den Priester zum König."

„Seitdem die Welt steht, hast du die Erde erschüttert."

„Seitdem die Welt steht, hast du den Königen Ketten gegeben wider die Menschen, und den Menschen Schwerter wider die Könige."

„Der Pfaffheit gebundener Sinn nähret das Laster, und des Götzendienstes sinnenbehagliche Feier ist wie Minnegesang jedem Naturtrieb."

„Trügerin! Du fragst das Waislein: Kennst du meinen Gott und den Unterdrückten: Kannst du meinen Glauben auswendig?"

„Selbst der fromme Sinn der Tugend wird dein Knecht. Wem du den Kopf nimmst, der dienet dir."

Ueber Religion und Sittlichkeit sprach Pestalozzi herrliche Worte:

„Kommt in die Hütte der Armen und zu den Thränen der Waisen! Da lernet ihr Gott kennen, und gut sein und Menschen werden!"

„Ich achte das Innere deines Wesens, o Mensch, für göttlich."

„Durch Sittlichkeit erhebe ich mich zu der obersten Höhe, die meine Natur, nach Unschuld strebend, zu erreichen vermag, zur Kinderunschuld, zu der göttliche Kräfte meine Natur fähig machen."

„Die Religion, insofern sie wirkliche und wahre Religion ist, geht den Staat eigentlich nichts an, als nur insofern er schuldig ist, das Recht der Individuen, ihrer Ueberzeugung auf jeden Fall getreu zu sein, zu beschützen und zu erhalten."

„Das Christenthum ist ganz Sittlichkeit, darum auch ganz Sache der Individualität des einzelnen Menschen."

3. Hans Conrad Escher von der Linth. (1767—1823.)

Dieser ausgezeichnete Menschenfreund stammt aus der gleichen Stadt, wie Pestalozzi, aus Zürich. Zur Zeit der Helvetik übte er eine einflußreiche politische Thätigkeit aus. Später zog er sich von diesem Gebiete zurück, lebte seinem kaufmännischen Beruf, der Wissenschaft und der Wohlthätigkeit. Seine Lieblingswissenschaft war die Geologie. Auf zahlreichen Streifzügen durch die schweizerische Gebirgswelt erwarb er sich eine Kenntniß unseres Vaterlandes, wie wenige Schweizer sie hatten. Auf seinen Wanderungen in das Glarnerländchen lernte er auch den damals trostlosen Zustand des Linththales und der Gegend zwischen dem Wallen- und Zürchersee kennen. Er schilderte diesen Zustand mit folgenden Worten: „Bis zum Eintritt der Linth in den Zürichsee werden die weiten Wiesengründe überschwemmt. Bereits ist das Uebel so gewachsen, daß die Anwohner der Linth unvermögend sind, demselben zu wehren. Die Straßen von Wesen und Wallenstadt sind im Sommer nur

noch für Schiffe brauchbar. Die Ueberschwemmung fluthet in die Erdgeschosse der Häuser, ersteigt schon da und dort die ersten Stockwerke, wo dann im zurückgelassenen Schlamm die Sommerhitze verpestende Dünste erzeugt. In den schwächlichen, blassen und geistlosen Gestalten glaubt man wandelnde Schatten zu sehen, abgehärmt durch das Gefühl der Noth ihrer noch unglücklicheren Kinder."

Der Anblick solchen Jammers brachte in Escher den großherzigen Entschluß zur Reife, die Entsumpfung der Linthgegenden zu seiner Lebensaufgabe zu machen. Schon im Spätsommer 1803 wurde der in Freiburg versammelten Tagsatzung der Plan für Bildung eines Aktienvereins vorgelegt. Im Jahr 1805 erhielt Escher den Auftrag, einen Aufruf an das schweizerische Volk zu entwerfen, damit sich dasselbe bei dem Unternehmen werkthätig betheilige. Aber erst im Jahr 1807 ward die Sache energisch an die Hand genommen. Hier verließ jetzt Escher seine Vaterstadt und Familie und schlug im Dorfe Schännis seinen Wohnplatz auf. Hier handelte es sich um das Abstecken und Ausgraben der nöthigen Kanäle. Vom frühen Morgen bis zum späten Abend war Escher in Thätigkeit. Weder Kälte, noch Nässe vermochten ihn zurückzuhalten. Nicht selten griff er selber zum Spaten, um die Arbeiter aufzumuntern. Er theilte mit ihnen ihr Mahl und sorgte wie ein Vater für sie in gesunden und kranken Tagen. Kein Wunder, wenn sie ihn als Vater verehrten und liebten. Im Mai 1811 konnte der 15,000 Fuß lange Walliser-Kanal eröffnet werden, durch welchen die Linth in den Wallensee geleitet wurde, damit sie in dessen unergründlichen Tiefen ihre Geschiebmassen ablagere. Es blieb nun noch die Kanalisirung vom Wallensee bis zum Zürichsee zu vollenden, und die dort entstandenen Sümpfe zu entwässern. Im Jahr 1820 war das ganze Werk vollendet. Da schrieb Escher an seinen Freund Baucher in Genf: „Ich betrachte meine Aufgabe als geschlossen und hoffe, meine Pflicht gegen das Vaterland und die Menschheit während meines Aufenthalts auf dieser Erde erfüllt zu haben." Nachdem er 14 Jahre seines Lebens dem großartigen Werke, welches ohne ihn weder begonnen,

noch zu Ende geführt worden wäre, gewidmet, konnte er nun mit gerechtem Stolze die Thäler und Flächen überschauen, welche früher ungesunde Sümpfe gewesen waren, jetzt aber in fruchtbare Felder und blühende Gärten sich verwandelt hatten und von muntern Menschen bevölkert waren, die ihn als ihren Wohlthäter segneten. Er fühlte sich glücklicher, als viele Sterbliche, wenn schon die Sümpfe, die er ausgetrocknet, das harte Leben und die aufreibenden Anstrengungen die Kraft seines starken Körpers gebrochen hatten.

4. William Haldimann. († 1862.)

Die Voreltern dieses großartigen Menschenfreundes stammen aus dem bernischen Emmenthal, dem Schauplatz der Dorfromane von Jeremias Gotthelf. Unser William aber wurde zu London den 9. September 1784 geboren, wo sein Vater als Kaufmann lebte. Der Knabe wurde erzogen in der Atmosphäre der City zwischen Kaufmannsbüchern und Waarenballen, schon von der Wiege an bestimmt, ein Mitglied jener Zunft zu werden, welche von ihrer düstern Schreibstube an der Themse aus ihre Fäden nach allen fünf Welttheilen spinnt und den großartigen Verkehr aller Nationen und Völker vermittelt, welchen wir Welthandel nennen. Haldimann war in seiner Jugend ein lebensfroher Mann, und schien mehr für die Freuden der Geselligkeit zu schwärmen, als für die doppelte Buchhaltung. Gleichwohl wurde er schon in seinem 25. Jahr zum Mitglied des Rathes der Bank von England ernannt und hatte als solches nun viel mit Geldgeschäften zu thun. Im Jahr 1820 betrat er auch die parlamentarische Laufbahn, aus welcher er schon nach 6 Jahren schied. Bald nachher liquidirte er auch sein Kaufmannsgeschäft, durch welches er sich ein großes Vermögen gesammelt hatte, und von jetzt an lebte er ganz seinem Hang zur Ausübung einer großartigen Wohlthätigkeit und Gemeinnützigkeit.

Er verließ jetzt London, um seinen bleibenden Wohnsitz am rebenbekränzten Genfersee bei Ouchy aufzuschlagen. So wie

Haldimann in London Geschäftsmann und Staatsmann war, so war er in Ouchy bloß noch Menschenfreund und übte hier das Wohlthun mit fürstlicher Großartigkeit.

Als zu Anfang der Zwanzigerjahre das Griechenvolk gegen seine muselmännischen Unterdrücker aufstand, und als für dasselbe die liberale Menschheit Geldunterstützungen sammelte, da gab Haldimann zuerst 25,000 Franken, und bald nachher noch 500,000 Franken zur Ausrüstung einer kleinen Flotte in Marseille. Würde aber einer diese Freigebigkeit in den Zeitungen ausposaunt haben, so hätte ihm Haldimann wenig Dank gewußt. Seine größte Freude war das Wohlthun, und sein größter Aerger das Lob der Menge.

Von Lausanne aus besuchte Haldimann aus Gesundheitsrücksichten die Bäder von Aix in Savoyen. Der Anblick armer Kranker, die dort gleich ihm Heilung suchten, gab ihm den Gedanken ein, daselbst ein Spital für die Armen zu stiften. Ein großer Spital wurde vollständig auf Kosten von Haldimann erbaut und ausgestattet, und Haldimann übertrug dessen Verwaltung einem Lokalcomité und stellte dabei nur die Bestimmung fest, daß bei den Aufnahmen keine Rücksicht auf das Glaubensbekenntniß genommen werden dürfe. Haldimann war also auf politischem und religiösem Gebiet ein Freund der Freiheit. Er war auch kein Anhänger irgend einer Pfaffenlehre, sondern des echten Christenthums; denn sein einziges Bekenntniß war die That der Liebe.

Nicht nur im Großen war Haldimann wohlthätig, sondern ebenso sehr im Kleinen; denn nicht nur ganzen Völkern und Menschenklassen sprang er bei, sondern auch unzähligen Einzelnen, doch durfte dabei die Linke nie wissen, was die Rechte that. Bekannter sind schon wieder andere Liebeswerke, wie etwa folgende: Da gründete er eine Schule, dort ließ er durch eine arme Gegend eine Straße bauen, wiederum an einem andern Ort beschenkte er mit vielen Opfern eine wasserarme Gegend mit einem Brunnen ꝛc.

Die großartigste Schöpfung seiner Nächstenliebe ist das Blindenasyl in Lausanne. Den Blinden, diesen ärmsten

der Armen zur Linderung ihres herben Schicksals einen Strahl der ewigen Liebe leuchten zu lassen, das war unserem Menschenfreund ein würdiges Ziel und ein Werk, sein edles Leben zu krönen. Abermal gab er im Jahr 1842 600,000 Franken hin, und ließ daraus das Blindenasyl erbauen; doch damit war er nicht zufrieden, er beschenkte die Anstalt noch überdies mit 500,000 Franken. Er selbst machte es sich zur Aufgabe, über seine Stiftung zu wachen. Täglich verfügte er sich zu seinen Pfleglingen, um sich mit ihnen zu unterhalten, sie aufzumuntern, dem Unterrichte beizuwohnen und öfters selber als Blindenlehrer aufzutreten. Dem Stifter, dem Direktor Hirzel und dem Arzte Recordon, verdankt Haldimann's Blindenanstalt einen Ruf, der weit über die Grenzen der Schweiz hinausgeht.

Auch nach dieser großen That der Menschenliebe ruhte die Wohlthätigkeit Haldimann's nicht. Bald gab er 50,000 Franken für ein Waschhaus, bald 75,000 Franken für den Bau einer Kirche ꝛc. ꝛc.; „denn schön ist nach dem großen das schlichte Heldenthum."

Die Tage des Alters brachten Haldimann viele Leiden. Dennoch blieb sein Geist heiter und sein Wohlwollen gegen die Menschheit erlitt keine Minderung. In diesen Tagen, die für Andere die Tage der Trübsal gewesen wären, sagte er einst zu einem Freund: „Ich weiß nicht, wie's kommt, aber ich habe mich nie glücklicher gefühlt, als eben jetzt."

Haldimann schloß seine Augen im Herbst 1862. Er ruht auf dem Friedhof von Ouchy. Das war ein wahrer Christ und guter Mensch.

„Die Stätte, die ein guter Mensch betrat,
Ist eingeweiht für alle Zeiten." (Göthe.)

b. Lehren.

Der einzelne Mensch ist nicht nur Glied einer Familie, sondern auch Glied eines größeren sittlichen Verbandes der Gemeinde. Eine Gemeinde ist ein zur Erreichung gemeinsamer Interessen gestifteter Verband vieler Familien. Der

Einzelne darin ist ein Bürger. Die Haupttugend eines guten Bürgers ist die Gemeinnützigkeit. Der Mensch hat nicht nur Pflichten gegen sich selbst, sondern auch Pflichten gegen seine Gemeinde, und diese bethätigt er durch Gemeinnützigkeit.

Zu den gemeinsamen Interessen einer Gemeinde gehören z. B. Bau und Unterhaltung von Straßen und Eisenbahnen und öffentlichen Gebäuden, wie Schule, Kirche, Spitäler, Waisenhäuser, Gaswerke, Wasserleitungen 2c., ferner die Verwaltung des gemeinsamen Vermögens. Denn in der Regel besitzt eine Gemeinde Aecker, Wiesen, Wälder oder andere Liegenschaften, aus deren Erträgnissen sie die eben genannten und ähnliche Ausgaben bestreitet und deren Ueberschüsse unter die Ortsbürger vertheilt werden; Letzteres entweder in Geld oder durch die Erlaubniß, an der Benützung jener Grundstücke Theil zu nehmen (Almend, Bürgernutzen). Der Ertrag des Grundbesitzes aber würde in den meisten Fällen nicht hinreichen, um alle Obliegenheiten, welche die Gemeinde hat, zu erfüllen. Sie erhebt deßhalb mancherlei Steuern, wie Straßen- und Brückenzölle, Weinoctroi, und verlangt, wo es nöthig ist, je nach dem Vermögen der einzelnen Bürger Beiträge, theils regelmäßige für jedes Jahr, theils für bestimmte Zwecke, wie z. B. für einen Schulhausbau. Die Besorgung dieser Einnahmen kostet natürlich selbst wieder Arbeit und Beamte, welche für ihr Leistungen bezahlt sein wollen. Und wenn die Verwaltung der Einnahmen und Ausgaben schon für einen reichen Privatmann oder für den Besitzer eines größeren Geschäftes nicht immer einfach und leicht ist, so ist sie vollends in einer Gemeinde, wo der Theilnehmer gar viele sind, eine ausgedehnte und umständliche. Die Stadt Berlin z. B. verwendet allein für ihre Schulen über eine Million Thaler. Bis diese beigetrieben und am richtigen Orte ausgegeben sind, muß gar mancher Kopf und manche Hand in Bewegung gesetzt werden.

Eine weitere und sehr wichtige Aufgabe der Gemeindeverwaltung bildet die Ortspolizei. Dabei darf man durchaus nicht bloß an die Spitzbuben und Vagabunden denken, wie sie ausfindig gemacht und eingesperrt werden: es ist darunter noch

gar vieles Andere zu verstehen, was die Wohlfahrt und Sicherheit der Gemeinde betrifft. So die Sorge für Reinlichkeit auf Straßen und öffentlichen Plätzen und die Verhütung alles Dessen, was der Gesundheit des Ortes nachtheilig sein könnte; die Unterstützung der Armen aus Gemeindemitteln; die Aufrechthaltung der Ordnung auf dem Markte; die Löschanstalten bei Feuersbrünsten; das Gesindewesen u. s. f., kurz, alles Das, was man die Hausordnung eines Dorfes oder einer Stadt nennen könnte.

Endlich bilden auch die Wahlen für die Gemeindeämter einen wichtigen Theil der Gemeindeverwaltung selbst. Denn wie es auf der einen Seite nothwendig ist, daß Einer regiere und die Andern sich unterordnen: so ist es auf der anderen billig, daß die einzelnen Bürger selbst dabei mitzusprechen haben, wen sie für den Tüchtigsten halten, um ihre Angelegenheiten zu verwalten.

Alle diese Geschäfte werden natürlich nach bestimmten Staatsgesetzen und unter Aufsicht des Staates besorgt, der keines seiner Glieder außer Acht lassen darf, und darüber wachen muß, daß Alles mit rechten Dingen zugehe.

An der Spitze der Gemeindeverwaltung steht der Präsident des Gemeinderathes. In wichtigen Angelegenheiten entscheidet die Gesammtheit der Bürger, die Einwohnergemeinde.

Mehrere große Gemeinden zusammen bilden wieder einen größeren Verband, z. B. einem Amtsbezirk, wie man ihn an einigen Orten heißt.

In diesem Verband wird namentlich das Gerichtswesen besorgt.

Je mehr es einer Gemeinde gelingt, ihre Angelegenheiten selbst zu besorgen, ohne die Hülfe des Staates in Anspruch zu nehmen, desto besser ist es mit dem Staate bestellt. Dieses wird ihr gelingen, wo die Gemeinnützigkeit jeden Bürger, und die Gewissenhaftigkeit und Pflichttreue jeden Beamten beseelt.

Der gute Bürger wird nie vergessen, wie viele Wohlthaten er selber der Gemeinde zu verdanken hat. Er weiß daher auch, daß er nicht nur für sich zu sorgen und zu arbeiten hat, sondern

daß er auch dazu auf der Welt ist, andern zu helfen und zu nützen. Er ist stets bereit, auch die gemeinsamen Interessen zu fördern und wird dies bethätigen durch Gemeinnützigkeit und Opfersinn.

Je mehr der Einzelne den Andern dient, desto reicher ist er selbst und desto werthvoller ist sein Leben für ihn, wie für die Gesammtheit. Nur im Wirken ist Leben, und Mensch sein heißt ein Kämpfer sein, ein Kämpfer für die hohen Interessen der Gesammtheit.

Und wie kurz und flüchtig ist das Leben desjenigen, der nur für sich gelebt hat. Aber unvergänglich und ewig ist das Leben dessen, der gute Thaten für das Gesammtwohl gethan hat.

Auch ist in der Welt das Glück nur darin zu finden, daß man Andere glücklich macht. Dieses Glück zu finden, hat jeder Bürger reichliche Gelegenheit.

c. Sprüche.

1. Hilft dem Armen die tägliche Gabe Begüterter? Halb nur hilf ihm, daß er sich selbst helfe, so hilfst du ihm ganz. (Schaller.)
2. Reine, absichtlose Wohlthätigkeit ist der Hochgenuß des Daseins. Wer ihn nicht schmeckte, hat nicht gelebt.
3. Die frohesten Stunden des Menschen sind in Anderer Glück verwebt. * * *
4. Egoismus ist die höchste Armuth eines zu Gott erschaffenen Wesens. * * *
5. Die Menschen suchen nicht Wahrheit, Gerechtigkeit, Freiheit; sie suchen nur sich selbst; und wüßten sie nur sich selbst recht zu suchen. (F. H. Jakobi.)
6. Die Gemeinnützigkeit ist eine Tugend, in der die Vorwelt uns oft übertraf. Je mehr sie verschwindet, je mehr das Gift der Selbstsucht und des Eigennutzes an ihre Stelle tritt, desto mehr steigt das Elend der Zeit.

7. Die Selbstsucht zerfrißt die heiligsten Bande der Freundschaft; sie trennt Gemeinde von Gemeinden, Stände von Ständen, Bürger von Bürgern. Sie unterhält die Flamme des gegenseitigen Hasses. Wirf sie weit weg von dir! So wird dein Name unter spätern Geschlechtern fortleben.
8. Hat dich der Himmel mit Reichthümern gesegnet! Gehe hin und verbreite diesen Segen durch nützliche Stiftungen und Anstalten über Tausende deiner minder reichen Mitbürger oder ihrer Kinder! Bist du nicht begütert, so hilf mit deinen Kenntnissen und Geschicklichkeiten.

   Dann stirbst du einst mit dem süßen Bewußtsein: Ich habe nicht vergebens gelebt; ich lebe noch in meinen guten Thaten fort.
9. Wer gut ist, ist frei und darum glücklich; wer bös ist, ist unglücklich. Jeder Mensch genießt das innere Seelenglück in dem Maß, als er es verdient.
10. In dir trägst Himmel oder Hölle
    Und deinen Richter in der Brust.

Pflichten der christlichen Menschenliebe.

11. Du sollst deinen Bruder nicht hassen in deinem Herzen, du sollst deinen Nächsten lieben, wie dich selbst, denn ich bin der Herr. (3. Mos. 19, 17. 18.)
12. So Jemand spricht: Ich liebe Gott, und hasset seinen Bruder, der ist ein Lügner. Denn wer seinen Bruder nicht liebet, den er siehet, wie kann er Gott lieben, den er nicht siehet? Und dies Gebot haben wir von ihm, daß wer Gott liebet, daß der auch seinen Bruder liebe. (1. Joh. 4, 20. 21.)
13. Wenn ich mit Menschen- und mit Engelzungen redete, und hätte der Liebe nicht, so wäre ich ein tönendes Erz oder eine klingende Schelle. Und wenn ich weissagen könnte und wüßte alle Geheimnisse, und alle Erkenntniß, und hätte allen Glauben also, daß ich Berge versetzte, und hätte der

Liebe nicht, so wäre ich nichts. Und wenn ich alle meine Habe den Armen gäbe, und ließe meinen Leib brennen und hätte der Liebe nicht, so wäre es mir nichts nütze. (1. Cor. 13, 1—3.)

14. Ihr Lieben, lasset uns unter einander lieb haben, denn die Liebe ist von Gott; und wer lieb hat, der ist von Gott geboren und kennet Gott. (1. Joh. 4, 7.)

15. Daran haben wir erkannt die Liebe, daß er sein Leben für uns gelassen hat; und wir sollen auch das Leben für die Brüder lassen. (1. Joh. 3, 16.)

16. Die Liebe ist langmüthig und freundlich, die Liebe eifert nicht, sie stellet sich nicht ungeberdig, sie suchet nicht das Ihre, sie lässet sich nicht erbittern, sie trachtet nicht nach Schaden. Sie freuet sich nicht der Ungerechtigkeit, sie freuet sich aber der Wahrheit. Sie verträgt alles, sie glaubet alles, sie hoffet alles, sie duldet alles. Die Liebe hört nimmer auf. (1. Cor. 13, 4—8.)

17. Wer seinen Bruder hasset, der ist in Finsterniß, und wandelt in Finsterniß, und weiß nicht, wo er hingehet; denn die Finsterniß hat seine Augen verblendet. (1. Joh. 2, 11.)

---

2. Gerechtigkeit.

a. Beispiele: 1. Aristides. — 2. Zaleucus. — 3. Gustav Adolph. — 4. Friedrich II. — 5. Joseph's II. Gerechtigkeitsliebe.

1. Aristides. (450 v. Chr.)

Ein Zeitgenosse des Themistokles war der Athener Aristides. Vorzüglich zeichnete er sich durch hohe Rechtschaffenheit aus, so daß er den Ehrennamen „der Gerechte" erhielt. Ungeachtet seiner Armuth, zeigte er eine solche Uneigennützigkeit, daß ihn

sogar seine Feinde deshalb rühmten. Wie Themistokles, war auch er erglüht für das Gedeihen und die wachsende Größe Athens, aber während Themistokles im Erkennen der Lage sich klaren Blicks erwies, zeichnete sich Aristides durch einen reineren Willen aus. Aristides begehrte Nichts für sich, er wollte nur dem Vaterlande dienen; in Themistokles war die Liebe zum Vaterlande nicht so selbstsuchtloser Art, sein Streben für den Vortheil Athens und den Vortheil seiner Person fielen in Eins zusammen.

Diese und andere Unterschiede waren die Ursache, daß die beiden einflußreichen Männer nicht in Freundschaft lebten. Während Aristides besorgte, der durch seine Reden mächtige Themistokles möchte, durch persönlichen Ehrgeiz aufgereizt, das Volk zu verderblichen Handlungen hinreißen, sah sein Gegner mit neidischem Blick auf das Ansehen, welches Aristides beim Volke genoß. Als Themistokles die bedeutenden Geldmittel zum Bau der Flotte beantragte, war es Aristides, der die Flottenpläne des Themistokles mit aller Macht bekämpfte.

Einst kam Themistokles in die Volksversammlung und sagte, er habe einen Plan, der für die Athener sehr heilsam sei, er könne ihn aber nicht öffentlich bekannt machen. Man möge ihm einen wackern Bürger geben, dem er seinen Plan mittheilen wolle. Dazu wählte das Volk den Aristides. Themistokles eröffnete ihm nun, man könne die Flotte der Spartaner, die zu dieser Zeit mit den Athenern nicht in freundschaftlichem Verhältniß lebten, auf heimliche Weise in Brand stecken, um deren Seemacht zu vernichten. Darauf sagte Aristides in der Volksversammlung, die Ausführung des Planes sei zwar für Athen von großem Nutzen, aber höchst ungerecht. Im Vertrauen auf die Gerechtigkeitsliebe des Aristides fragten die Athener nicht einmal darnach, und die Ausführung dieses Planes unterblieb.

Themistokles war nicht im mindesten zweifelhaft über die Ehrenhaftigkeit seines Gegners; aber eben so klar sah er, daß, wenn derselbe seine Pläne, besonders die in Bezug auf die Vergrößerung der Flotte, durchkreuzte, Athen unrettbar seinem Verderben entgegen gehe. Da beschloß Themistokles das Scherben-

gericht gegen Aristides aufzurufen. Es fiel dem gewandten Redner und Führer der Volkspartei nicht schwer, für die Ansicht, jener sei dem Staate gefährlich und daher seine Verbannung auf 10 Jahre eine Nothwendigkeit, 6000 Stimmen zu gewinnen.

Aristides war selbst in der Volksversammlung, in der seine Verbannung beschlossen wurde. Da reichte ihm ein Landmann, der nicht schreiben konnte, seine Scherbe und sprach: „Schreibe doch für mich den Namen Aristides darauf." — „Was hat dir denn," fragte Aristides, „dieser Mann zu Leide gethan, daß du ihn verurtheilen willst?" — „Gar nichts," antwortete der Bürger, „ich kenne ihn nicht einmal; aber es ärgert mich, daß alle Welt ihn den Gerechten nennt." Aristides that dem Manne seinen Willen. Mit der gleichen Ruhe empfing er den Beschluß seiner Verbannung.

Nach vier Jahren jedoch, als die Athener durch die Kriegsschaaren des Xerxes hart bedrängt wurden, erschien der verbannte Aristides, alle persönliche Kränkung hintenansetzend, auf der Flotte, um an dem Geschick des verhängnißvollen Kampfes bei Salamis theilzunehmen, ein strahlendes Beispiel reinster Vaterlandsliebe. Auch Themistokles sah in Jenem jetzt nicht den politischen Gegner, sondern den Vaterlandsfreund, und er empfing ihn daher mit Herzlichkeit.

Bald darauf sollte Aristides, den man feierlich wieder nach Athen zurückgerufen hatte, dem Vaterlande noch größere Dienste leisten. Das Landheer des Xerxes, welches von Mardonius commandirt wurde, war nach der Schlacht bei Salamis noch in Griechenland geblieben und hatte Athen zum zweiten Male zerstört. Da kämpfte Aristidis als Feldherr der Athener mit den Spartanern im Bunde in der Schlacht bei Platäa gegen das 300,000 Mann starke Perserheer, welches nach blutigem Kampfe so vollständig geschlagen wurde, daß nur wenige Ueberbleibsel der unermeßlichen Streitmacht nach Asien zurückkehrten.

Später ernannte man Aristides zum Anführer der griechischen Flotte, und er bekleidete dieses Amt in höchsten Ehren. Der ganze Schatz, welcher zur Unterhaltung und Verstärkung

der Seemacht aus den Beiträgen der einzelnen verbündeten Staaten gesammelt wurde, stand unter seiner Aufsicht.

Aristides verwaltete sein Amt in so selbstsuchtloser Weise, daß, während andere Staatsmänner sich bereicherten, er arm ward. Als er starb, hatte er das beseligende Bewußtsein, stets das Beste für sein Volk gewollt zu haben, und er würde von Solon, wenn dieser noch gelebt hätte, als glücklich gepriesen worden sein. Den Seinen hinterließ er keine irdischen Schätze, wohl aber den Schatz der Liebe des Volkes. Und dieser Schatz gestaltete sich auch zum Segen der Hinterlassenen, zunächst der Töchter, die der Staat ausstattete, darnach des Sohnes, dem der Staat eine Geldsumme und Aecker überwies. (Dietlein.)

2. Zaleucus.

Unter den würdigen Männern, die sich in den griechischen Staaten als Gesetzgeber um ihre Nation verdient gemacht haben, nennt die Geschichte auch den Zaleucus, einen Schüler des Pythagoras. Ihm verdankte die Stadt Lokris, deren Bewohner sich zuvor in einem rohen, ungebildeten Zustande befanden, die Einrichtung ihrer Gesetze. Ueberzeugt, daß das Glück eines Staates vorzüglich auf der guten Einrichtung der Familien beruhe, und besonders durch die Unverletzlichkeit der Ehe erhalten werden könne, hatte er unter Andern das Gesetz gegeben: daß jeder überwiesene Ehebrecher mit dem Verluste seiner beiden Augen bestraft werden sollte. Sein eigener Sohn, ein junger, feuriger Jüngling, glaubte durch seinen Stand, als der Sohn des ersten Mannes im Staate, weniger als Andere an die Gesetze gebunden zu sein, und war einer der Ersten, der als ein Uebertreter jenes Gesetzes angeklagt wurde. Das Verbrechen war erwiesen. Sein Urtheil hing jetzt von der Entscheidung des Vaters ab. Wollte dieser der Empfindung des väterlichen Herzens nachgeben, so war es um das Ansehen der Gesetze geschehen. Er sprach für das Gesetz, und verdammte den Sohn zu der bestimmten Strafe. Die ganze Stadt wurde darüber zum Mitleid bewegt; man fühlte, welche Ueberwindung es den

Vater gekostet habe, die Liebe zum Sohne der Liebe zur Gerechtigkeit nachzusetzen; man beschwor ihn, das Urtheil zu widerrufen. Lange blieb der Greis unerbittlich; endlich entschloß er sich zu einiger Nachsicht; der Vollstrecker der Strafe wurde vorgefordert, um sie zu vollziehen. Er selbst setzte sich zuerst nieder, und ließ sich das eine Auge ausnehmen, dann mußte der Sohn das andere hergeben, und so erhielt er durch den getheilten Verlust sich und dem Sohne das Gesicht, ohne das Ansehen des Gesetzes zu schwächen.

3. Gustav Adolph.

Gustav Adolph, König in Schweden, hatte mit Siöblat, einem Edelmann, wegen eines Rittergutes einen Prozeß. Die Sache wurde von dem obersten Justizgerichte entschieden, und der König war selbst dabei gegenwärtig, als der Ausspruch geschehen sollte. Die Räthe wollten aus Ehrerbietung vor dem Könige aufstehen; aber er verbot es ihnen, und sagte: „Erinnern Sie sich jetzt ja daran, daß Sie hier im Namen des Königs sitzen, um Recht und Gerechtigkeit zu verwalten! Vergessen sie jetzt ganz, wer ich bin, und bei dem Urtheile, das Sie heute fällen werden, sprechen Sie nur allein nach Ihrem Gewissen!" Die Richter erkannten zum Vortheile des Edelmanns. Der König sagte kein Wort. Er verlangte nur die Akten zu sehen. Und als er sich aus denselben von der Rechtmäßigkeit ihres Ausspruches überzeugt hatte, so lobte er ihre Rechtschaffenheit, und versicherte sie, daß es ihm höchst mißfällig gewesen sein würde, wenn sie anders geurtheilt hätten.

4. Friedrich II.

Das Schloß Sanssouci bei Potsdam war der Lieblingsaufenthalt Friedrich's II., Königs von Preußen, den auch noch die Nachwelt den Großen nennt. Einige Zimmer dieses Schlosses sind nur im Innern verändert worden; die Arbeits-, Bibliothek- und Schlafzimmer des großen Königs sind

aber ganz in ihrer frühern Gestalt geblieben. So erinnert hier Alles noch an den Gründer des Schlosses, an den großen Herrscher. Aber auch eine Windmühle, die nahe bei dem Schloß steht, ist ein merkwürdiges Denkmal für den König; und dies Denkmal hat nicht, wie manche, die von der Nachwelt errichtet werden, den eigenen Ruhm zum Zwecke. Diese Mühle war dem von Friedrich dem Großen entworfenen Plane des Schlosses und Gartens zuwider. Der König ließ den Müller zu sich kommen, und trug ihm an, die Mühle zu verkaufen. Der Müller hatte sie vom Vater geerbt, und wollte sie auch auf seine Kinder bringen. Der König versprach ihm eine bessere Mühle anderwärts zu bauen, und auch die Summe baar auszahlen zu lassen, die er für seine Mühle fordern würde. Aber der Müller bestand auf seinem Kopf. Nun wurde der König unwillig. „Weißt du wohl, daß ich dir deine Mühle nehmen kann, ohne einen Groschen dafür zu geben? sagte er in der Hitze. „Ja, Ew. Majestät," antwortete der Müller, „wenn das Kammergericht in Berlin nicht wäre." Dem König gefiel die rasche Antwort, sein Eifer legte sich, und der Müller blieb ungestört im Besitze der Mühle. So war es auch dem König damals bei der Erbauung des Schlosses und der Errichtung des Gartens verdrießlich, daß die Allee zum Haupteingange von Sanssouci nicht in gerader Richtung geführt werden konnte, sondern nur so, daß sie einen Winkel macht. Bei der Tafel des Königs machten seine Gesellschafter verschiedene Vorschläge, wie dem abzuhelfen wäre. Die Schwierigkeit lag hauptsächlich in der unüberwindlichen Liebe einer armen Frau zu ihrem kleinen Hause, einem Erbstück, das sie um keinen Preis verkaufen wollte. Der General Graf von Rothenburg behauptete, der König könne sie zwingen, einen dreifachen Ersatz des Werthes, oder ein viel besseres Haus auf einer andern Stelle dafür anzunehmen. Der Marquis d'Argens wurde hierüber aufgebracht, und behauptete mit der ihm eigenen Lebhaftigkeit, die Könige dürften Niemand das Seinige, auch gegen besseren Ersatz, mit Gewalt nehmen; denn sonst könnte man es auch bald von einem Hause auf die Frau oder Tochter eines

Mannes anwenden, in welchem Falle der hohe Werth des Verlorenen durch Geld gar nicht ersetzt werden könne. Der König sagte: „d'Argens hat Recht." Die Allee macht noch jetzt einen Winkel. Aber diese winklige Allee und die Mühle bei dem Schlosse sind sprechende Denkmäler der Gerechtigkeitsliebe des Königs.

5. Joseph's II. Gerechtigkeitsliebe.

Einst herrschte in Böhmen arge Theurung, so daß viele Einwohner die bitterste Noth litten. Da ließ Joseph Getreide in großer Menge nach Böhmen schaffen und reiste selbst dorthin, um zu sehen, ob auch alles richtig und ordentlich vertheilt werde. Unerkannt kam er in eine kleine Stadt. Vor dem Amtshause hielten mehrere mit Korn beladene Wagen; die Bauern aber, denen die Wagen gehörten, standen dicht beisammen und sprachen heftig mit einander. Um die Ursache befragt, antworteten sie dem Kaiser: „Hier warten wir schon lange und haben noch einen Rückweg von acht Stunden zu machen." „Das ist wahr," setzte der anwesende Amtsschreiber hinzu, „außer ihnen warten noch die Einwohner des Ortes seit mehreren Stunden vergeblich auf die Austheilung des Getreides." Der Kaiser, welcher nur einen einfachen Oberrock trug, trat darauf mit dem Amtsschreiber in das Haus und sprach zu dem Amtmann, der eben große Gesellschaft hatte: „Ich bin kaiserlicher Offizier und möchte Sie ersuchen, die armen Leute drunten abzufertigen, die schon so lange gewartet haben." „Die Bauern können noch länger warten," versetzte der Amtmann, „ich werde mich durch sie nicht in meinem Vergnügen stören lassen." „Aber man muß doch menschlich sein und die Leute nicht ohne Noth plagen." „Sie haben mir keine Lehren zu geben, mein Herr; ich weiß, was ich zu thun habe." „Nun denn," rief der Kaiser entrüstet, „so muß ich Ihnen sagen, Herr Amtmann, daß Sie mit dem Korn und seiner Austheilung gar nichts mehr zu schaffen haben, Sie sind von dem Kaiser, den Sie hier vor sich sehen, als ein Unwürdiger, Ihres Amtes entsetzt. Die Vertheilung aber besorgen Sie, Herr Amtsschreiber, Sie sind von heute an Amtmann."

Kaiser Joseph hatte am 7. September 1776 bei Prag ein Uebungslager in derselben Gegend aufschlagen lassen, wo im Jahr 1757 der preußische Feldmarschall Graf von Schwerin im siegreichen Kampfe gegen die Oesterreicher mit der Fahne in der Hand heldenmüthig gefallen war. Als die Schaaren an jener Stelle vorüber zogen, sprengte der Kaiser herbei, ließ um den Baum, zu dessen Fuße Schwerin den Heldengeist ausgehaucht hatte, ein Viereck bilden, stellte sich in die Mitte, und befahl dem Grafen Nugent, das Andenken des preußischen Heerführers durch eine dreifache Salve aus allen Geschützen und Gewehren, und volle Kriegsmusik zu ehren. Es geschah. Bei jeder Salve nahm der Kaiser den Hut ab und ließ nach vollbrachter Todtenfeier jedem Soldaten, der damals gegen Schwerin gefochten, einen Dukaten und den sämmtlichen anwesenden Truppen für diesen Tag einen doppelten Sold auszahlen. (Herzog.)

b. Lehren.

Gerechtigkeit ist die eine Haupttugend des guten Menschen. So wie die Menschenliebe gebietet: Hilf den Leidenden und diene allen, so gebietet die Gerechtigkeit: Laß jedem das Seine und beleidige Keinen!

Laß jedem das Seine! Ein jeder, der lebt, hat auch ein heiliges Recht auf dieses Leben und seine Existenzbedingungen. Keiner hat sich selber auf die Erde gesetzt, sondern jeder ist hier erschienen in Folge einer großen Naturnothwendigkeit. Darum hat auch jeder gerechte Ansprüche an das Schicksal, wenigstens soviel, daß es ihm möglich sei, durch Fleiß und Arbeitsamkeit seine Existenz zu fristen und dabei auch seine naturgegebenen Vernunftkräfte auf eine menschenwürdige Weise auszubilden. Also gerechte Ansprüche hat jeder Mensch, und zwar auf materielle wie auf geistige Güter. Diese Ansprüche werden nur in einer solchen menschlichen Gesellschaft, in der die Grundsätze der Moral, Menschenliebe und Gerechtigkeit herrschen

und stärker sind, als der Egoismus und das Recht oder die Gewalt des Stärkern. Ein Volk aber, das diese Grundsätze der Moral nicht befolgt, ein Volk, in dem der Schwache von dem Starken ausgebeutet und unterdrückt wird, in dem die Idee des feineren oder gröberen Faustrechts in wörtlicher oder bildlicher Auffassung gilt, in dem neben der Idee des Kampfes um das Dasein der Grundsatz der Gerechtigkeit nicht Platz findet, ein solches Volk verdient nicht den Namen einer gebildeten menschlichen Gesellschaft. Ein solches Volk, und wenn es noch so schöne Kirchen baute, den Sabbath noch so strenge hielte und noch so laut beten und singen und Gott lobpreisen würde, es stellte doch nur eine Raubwirthschaft dar, in der der Reiche den Armen, der Starke den Schwachen, der Hohe den Niedrigen, der Große den Kleinen ausbeutet, so wie es im Reich der unvernünftigen Geschöpfe geschieht. Die nothwendige Folge müßte sein, daß auch alle Schwachen und Ausgebeuteten sich zusammenschaaren und den Krieg auf Leben und Tod mit den Besitzenden beginnen. Das Gespenst des Kommunismus zeigt sich nur in solchen Staaten, wo durch Verdummung der Massen diese unfähig gemacht werden, in materieller und geistiger Beziehung ein menschenwürdiges Dasein zu fristen und wo der Egoismus der besitzenden Klassen so groß ist, daß man selbst das Christenthum mißbraucht, um die Massen auf der Stufe der Rohheit zu erhalten. Jedes Auftauchen der unsinnigen, kommunistischen Ideen ist zwar, wie alles in der Welt, als eine naturgesetzliche Nothwendigkeit anzusehen; aber es ist eben deßhalb auch eine schwere Anklage gegen die Moral einer Nation und namentlich gegen diejenigen Veranstaltungen derselben, die die Pflege des sittlichen Lebens zu ihrer Aufgabe gemacht haben. Zu diesen wird Gott sprechen: „Weichet von mir, ihr Uebelthäter; denn den Hungrigen habt ihr nicht gespiesen, den Durstenden nicht getränket und den Nackenden nicht gekleidet."

In einer Nation, in der der kolossale Egoismus des Menschen auf der Einen Seite ungeheure Reichthümer aufgespeichert und auf der anderen Seite die kolossale Armuth der Proletarier geschaffen und dazwischen jeden Mittelstand mit

mäßigem Wohlstand ausgerottet hat, in einer solchen Nation hat die Moral keinen Platz; um so mehr aber das scheinheilige Heuchlerthum. „Gerechtigkeit erhöhet ein Volk." Sie wohnt in solchen Ländern, wo nicht nur kolossaler Reichthum und kolossale Armuth als Gegensätze zu finden sind, sondern wo ein mäßiger Wohlstand die Menge beglückt, und wo nicht die ausgebeuteten Massen unter Verweisung an eine ungewisse ewige Seligkeit um den Genuß dieses Erdenlebens betrogen werden.

Die Gerechtigkeit und die Menschenliebe verlangen, daß hier auf der Erde möglichst vielen Menschen der Himmel des inneren und äußeren Glückes erbaut werde. Die ewige Himmelsburg, die über den Wolken sich erhob, wie andererseits der Höllenpfuhl, in welchem die Gottlosen gepeinigt werden, beide sind in Folge der Fortschritte der Wissenschaft und im Interesse der Gerechtigkeit und Menschenliebe gefallen und in's Reich der religiösen Einbildungskraft verwiesen. Gott ist überall und nirgends; seine Wohnung ist die Welt, und die Gesetze der Natur, die sich täglich wunderlos und doch in ewigem Geheimniß vollziehen, sind sein Wille und seine Gedanken. Himmel und Hölle sind hereingenommen in die Brust des Menschen und Gottes Richterstuhl steht nur noch im Gewissen und in der Weltgeschichte.

Das Reich Gottes wird nur auf der Erde erbaut und aus irdischen Bausteinen durch die unermüdliche Arbeit des menschlichen Geistes, durch die Ideen der Gerechtigkeit und Menschenliebe. „Nirgends sonst (Rothe) wird der Himmel gemacht, als auf der Erde, und aus sonst Nichts, als aus ihr." Wer dieser Arbeit im Dienste der Gerechtigkeit und Menschenliebe aus freiem Willen sich unterzieht, der ist selig in seiner That und steht im Dienste der Gottheit. (Lang.)

Der Mensch lebt aber nicht vom Brod allein. Nicht daß er sich kleide und satt esse, beglückt den Menschen, sondern daß er auch im Lichte der Erkenntniß wandle und am Aufbau des Reiches des Guten sich betheilige. Also auf intellektuelle und moralische Ausbildung seiner Naturanlagen hat jeder Mensch gerechten Anspruch. Dieses geschieht durch die Volksbildungs-

anstalten. Tüchtige, auf Wissenschaft und Wahrheit und Moral gegründete Volksbildung ist die erste Forderung der Gerechtigkeit an eine zivilisirte Nation. Aber eine Nation, welche eine solche Volksbildung nicht gewährt, hat keinen Anspruch auf Gerechtigkeit und Moral. Durch Vernachlässigung der auf Wissenschaft und Wahrheit gegründeten Volksbildung wird nur das Elend des Proletariats erzeugt; darum ist die rothe Internationale die Tochter der schwarzen.

Auch den Thieren ist der Mensch Gerechtigkeit schuldig; denn auch diese haben ein Recht an das Leben.

Ein zweiter Grundsatz der Gerechtigkeit ist: Beleidige Niemanden! Dieser Grundsatz geht hervor aus der Kenntniß von dem Leiden, das jede ungerechte Handlung über Andere bringt. Kurz sind die Tage unseres Beisammenseins auf Erden; vergifte sie dir und andern nicht durch Beleidigungen. Hast du einen Feind, bereite dir den süßen Triumph der Versöhnung. „Verzeihen ist der Siege göttlichster." (Jean Paul.) „Liebet eure Feinde." (Jesus.) Nur der ist tugendhaft, der ohne Ansehung der Person Gutes thut und die allgemeine Glückseligkeit vermehrt, ja selbst das Glück seiner Feinde. Er fühlt sich erhaben über die Ränke, Umtriebe und Leidenschaften des gemeinen Lebens und will nur beglücken, wo andere aus Selbstsucht Böses thun. Er ist erhaben über Beleidigungen und Feindschaft; er läßt sich durch sie nicht hindern, denen wohl zu thun, die ihn hassen. Seine Rache heißt Verzeihen.

Ueber Rechtspflege.

Es wäre ein glückliches Leben auf der Erde, wenn Jeder den Gesetzen gehorchte und den andern Menschen ihre Rechte unverkümmert ließe. Leider ist das nicht der Fall. Darum muß der Staat dafür sorgen, daß solche, welche die Rechte anderer verletzen, gestraft werden.

Alle Angelegenheiten des Kaufs und Verkaufs, der Pacht-, Mieth- und Erbschaftsverhältnisse werden durch das bürgerliche Recht bestimmt. Alle Fälle von Verbrechen, wie Diebstahl, Mord, Aufruhr u. s. w. werden durch das Straf- oder Kriminalrecht behandelt. Da tritt der Staat selbst als Ankläger und Richter auf; denn es handelt sich hier nicht bloß um das Recht eines Einzelnen.

In allen ernstern Fällen, wo es sich um die Bestrafung eines Bürgers handelt, werden außer den eigentlichen Rechtsgelehrten sogenannte Geschworne aus dem Volk beigezogen. Die gelehrten Richter haben dabei das Amt, durch Voruntersuchung und durch die Leitung der Gerichtsverhandlungen die thatsächlichen Umstände bis in's Kleinste darzulegen und für den Fall der Schuld das Maß der Strafe zu bestimmen. Der Geschworne hat nur seine Ueberzeugung über die Schuld oder Nichtschuld des Beklagten auszusprechen. Dazu bedarf es keiner Rechtsgelehrsamkeit, sondern nur eines klaren Verstandes und eines redlichen Gewissens.

Dagegen in allen bürgerlichen Streitigkeiten, wo Alles lediglich auf die Auslegung der Rechtsbestimmungen ankommt, entscheidet allein der fachmäßig gebildete und vom Staat bestellte Richter. Der Verurtheilte kann ein höheres Gericht (obere Instanz) anrufen, an das Obergericht „appelliren".

Weil die rechtlichen Formen so verwickelt sind, daß ein Ungelehrter sie nicht kennt, so erwählen sich die streitenden Parteien Fürsprecher oder Advokaten. Diese müssen aber von ihrer Arbeit auch leben und darum wird das Prozessiren theuer.

Der Advokatenstand ist ein sehr achtungswerther Stand; nur solche Advokaten, die alle möglichen Prozesse annehmen, auch wenn sie wissen, daß ihr Client im Unrecht ist, verdienen keine Achtung.

c. Sprüche.

1. Man soll die Gerechtigkeit höher achten als das größte Glück der Erde. Gesundheit, Fröhlichkeit, die Liebe Anderer, ja selbst das Leben hängt nicht immer von uns ab. Gerechtigkeit ist das Einzige, was uns gehört, was wir in unserer

Gewalt haben, was uns kein Zufall, keine Macht, ja selbst der Tod nicht rauben kann. (Lafontaine.)

2. Was ist denn Recht und was ist Unrecht? Was?
Die Liebe ist das Recht, das Unrecht ist der Haß!
(Raupach.)

3. Gerechtigkeit gegen Alle bedeutet die wahre Liebe zu dem Einen. (Bettina.)

4. Wolle nicht immer großmüthig sein, aber gerecht sei immer!
(Claudius.)

5. Es ist die große Sache aller Staaten
Und Thronen, daß geschieh', was Rechtens ist,
Und jedem auf der Welt das Seine werde;
Denn da, wo die Gerechtigkeit regiert,
Da freut sich jeder sicher seines Erb's,
Und über jedem Hause, jedem Throne,
Schwebt der Vertrag wie eine Cherubswache.
— — — — — Gerechtigkeit
Heißt der kunstreiche Bau des Weltgewölbs,
Wo Alles Eines, Eines Alles hält,
Wo mit dem Einen Alles stürzt und fällt. (Schiller.)

6. Die Gnade möget ihr für euch behalten,
Gerechtigkeit soll hier im Lande walten. (Schiller.)

7. — — — An seinen Feinden
Kann man am besten seine Tugend prüfen.
Wenn du gerecht bist gegen deinen Feind,
So magst du kühn dich den Gerechten nennen. (Raupach.)

8. Wohl ist ein guter Spruch
Der: „Leben und leben lassen."
Und 's bringt eher Segen als Fluch,
Etwas zu scharf nicht fassen. (Blumauer.)

9. Vergeben und Vergessen ist die Rache des braven Mannes.
(Schiller.)

10. Verzeihen wir, damit man uns verzeihe. (Seume.)

11. Der Mensch ist nie so schön, als wenn er um Verzeihung bittet, oder selber verzeiht. (Jean Paul.)

12. Rache ist süß, aber vollzogen, bitter. * * *

13. Nach Recht und Gerechtigkeit strebe, damit du lange lebest.
(5. Mos. 16, 20.)

14. Segen umstrahlt das Haupt des Gerechten. (Spr. Sal. 10, 6.)

15. Hütet euch vor allem Unrecht. (Sir. 17, 12.)

16. Die Gerechtigkeit ist unsterblich. (Weis. Sal. 1, 15.)

17. Je mehr Gerechtigkeit, desto mehr Einigkeit. (Sprüche der Väter 2, 7.)

18. Unrechtmäßiger Gewinn vergeht, Ehrlichkeit allein hält Stich. (Sir. 40, 12.)

19. Gott hasset das Unrecht. (Jud. 5, 19.)

20. Wohl dem, der das Gesetz heilig hält. (Spr. Sal. 29, 18.)

21. Wer das Gesetz verachtet, verwundet sich selber. (Sprüche Sal. 13, 13.)

---

3. Vaterlandsliebe.

a. Beispiele: 1. Leonidas. — 2. Römersinn und Römertugend. — 3. Hermann. — 4. Johanna von Orleans. — 5. Niklas Zriny. — 6. Arnold von Winkelried. — 7. Georg Washington.

1. Leonidas. (480 v. Chr.)

Der Perserkönig Xerxes rüstete sich gegen das kleine Griechenland. Mit einem ungeheuren Kriegsheer von 1,700,000 Mann zog er über den Hellespont. Der Zug dauerte 7 Tag und 7 Nächte. Alles schien verloren. Die meisten griechischen Staaten, von einem wahrhaft tödtlichen Schrecken befallen, hatten dem

Könige ihre Unterwerfung angezeigt, und sogar das Orakel zu Delphi forderte auf, vorläufig allen Widerstand aufzugeben.

Anders dachten die Männer von Sparta und Athen und ihre wenigen Bundesgenossen. Für sie gab es nur ein Zweifaches in der vorhandenen Lage: zu siegen, oder im Kampfe für die höchsten Güter der Menschheit, für Freiheit, Vaterland und für freie Geistesentwickelung zu sterben. Freiwillige Unterwerfung unter einen dumpfen Barbarenwillen erschien jenen hochgesinnten Männern als eine Erniedrigung, von der es ein Auferstehen niemals gibt. Auf den Rath des griechischen Helden Themistokles sollte dem Landheer in dem Engpaß zu Thermopylä der erste Widerstand geleistet werden, während die griechische Flotte an dem nördlichen Vorgebirge der Insel Euböa bei Artemisium Stellung nahm.

Inzwischen wälzte sich das Heer der Perser durch Thessalien, und die Flüsse hatten nicht genug Wasser zum Trinken für das Heer. Endlich lagerte sich Xerxes vor dem Passe von Thermopylä, dem einzigen Zugange aus Thessalien nach Mittelgriechenland. Dieser Platz war dem Könige Leonidas von Sparta zur Vertheidigung überwiesen worden. Er hatte nur 6000 Mann, unter ihnen nur 300 auserlesene Spartaner, die er sich selbst ausgewählt hatte.

Xerxes war schneller herangerückt, als es Leonidas erwartet hatte, sonst hätte er wohl noch mehr Streiter heranziehen können. So blieb dem Helden denn die Aufgabe, mit seiner geringen Macht dem großen Perserheere den Durchgang durch die Thermopylen zu wehren. Und wahrlich, es wäre dies der Heldenschaar auch gelungen, hätte nicht, wie wir hören werden, schnöde Geldgier einen Menschen zu schändlichem Verrathe verleitet.

Xerxes erstaunte, als er vernahm, daß ein so kleines Häuflein ihn aufzuhalten gedachte. Er wartete vier Tage und schickte Boten hin mit dem Befehle, ihm sofort die Waffen auszuliefern. „Komm und hole sie!“ lautete die lakonische Antwort. Und als ein Späher verkündigte: „Die Perser sind so zahlreich, daß die Sonne verdunkelt wird, wenn sie ihre Pfeile abschießen,“

erwiderte einer der Spartaner ganz ruhig: „Desto besser, so werden wir im Schatten fechten.“

Am Morgen des 5. Tages gab Xerxes den Medern und Kissiern den Befehl, die Griechen lebendig zu ergreifen und sie ihm vorzuführen. Die Meder und Kissier drangen wüthend vor, aber sie erlitten so große Verluste, daß sie zurückweichen mußten. Xerxes schäumte vor Wuth und, um die Sache mit einem Schlage zu beendigen, ließ er die Schaar der 10,000 Unsterblichen gegen den Feind vorrücken. Doch auch diese auserlesene Schaar richtete nichts aus. Die Spartaner fochten als tapfere, kriegskundige Männer; zuweilen flohen sie, dann schwenkten sie wieder um und erschlugen die nacheilenden Feinde Während des Kampfes sprang Xerxes, der auf einem erhöhten Sitze dem Gefechte zusah, dreimal vor Entsetzen empor. Als der Abend kam, wichen die Perser zurück und die Griechen standen unerschüttert in ihrer Stellung. Am folgenden Tage begann der Kampf von Neuem; aber so viele Perser herankamen, so viele sanken unter den Schwertern der Griechen. Als die Sonne unterging, sah Xerxes zum zweiten Male die Truppen sich zurückziehen. Da ward ein Grieche, Ephialtes, vor Xerxes geführt; dieser Elende erbot sich, den Persern einen geheimen Fußpfad über das Gebirge zu zeigen. Gier nach Gold machte ihn zum Verräther an seinem Vaterlande. Xerxes nahm den Vorschlag an, und schon in derselben Nacht zogen Tausende von Persern über das Gebirge. Am Morgen erfuhr Leonidas durch Späher, daß die Perser ihn umgangen hatten. Noch war es möglich zu entkommen. Leonidas sandte seine Bundesgenossen hinweg; nur er mit seinen 300 Spartanern wollte den Platz vertheidigen. Der blutigste der Kämpfe begann. Die Griechen in rothen Kriegsmänteln und mit Kränzen auf den Häuptern gingen den Persern entgegen bis zu einer breiteren Stelle. Die Perser hoben mit Beben den Kampf gegen die Heldenschaar an. Die Spartaner thaten Wunder der Tapferkeit. Xerxes mußte sogar seine Leute mit Peitschenhieben vorwärts treiben lassen. Immer neue Heere wurden vorgetrieben, da schmolz die kleine Schaar der spartanischen Helden immer mehr zusammen. Allein

voran kämpte Leonidas. Jetzt fiel er und es erhob sich um ihn ein Kampf, wie er kaum gesehen worden war. Viermal wurden die Perser zurückgeschlagen, zwei Brüder des Perserkönigs fielen dabei; die Spartaner gewannen den Leichnam ihres Königs. Um diese Zeit kamen die von Ephialtes geführten Perser den Griechen in den Rücken. Nun galt es den letzten Todeskampf. Die Spartaner, den Leichnam ihres geliebten Königs mit sich führend, zogen sich gegen eine Mauer zurück und wehrten sich hier wie die Löwen. Endlich von dichten Feindesschaaren umstürmt, fielen auch die letzten der Tapferen, ihren König, der in der Mitte lag, mit ihren Leibern deckend.

Viertausend Griechen starben zu Thermopylä den Heldentod. An der Stelle, wo die Griechen fielen, wurde eine Denksäule errichtet, in welcher die Worte eingegraben waren:

„Mit dreihundertmal Zehntausenden kämpften einstmals
Hier viertausend Mann Peloponnesiervolk."

Die Spartaner erhielten eine besondere Inschrift; sie lautete:

„Fremdling, melde dem Volk Lacedämons, daß wir hier liegen,
Weil im Gehorsam wir seine Gebote befolgt."

Der Verräther Ephialtes, dessen Name für alle Zeit zu einem Zeichen des Brandmals wurde, sollte sich seines Lohnes nicht lange freuen. Die Griechen setzten einen Preis auf seinen Kopf. Nachdem er einige Zeit flüchtig umher geirrt war, ward er erschlagen. (Dietlein.)

2. Römersinn und Römertugend.

1. Horatius Cocles. (510 v. Chr.)

Der entthronte Tarquinius reizte einen mächtigen König im nördlichen Italien, Porsena, zum Kriege wider die Römer. Dieser drang schon mit seinem Heere von einem Hügel herab gegen Rom. Nur noch die Tiber, über die eine hölzerne Brücke führte, trennte ihn von der Stadt. Die geringe Mannschaft, welche hier zur Bewachung stand, wird von dem Feinde zurückgedrängt und flieht; bloß ein Mann, Horatius, bleibt am Eingange der Brücke stehen. Zwei Andere, durch sein Beispiel ermuntert, gesellen sich zu ihm, und diese drei halten den Feind mit Schilden und Schwertern auf. Während der Zeit wird hinter ihnen die Brücke abgebrochen. Als noch die letzte Möglichkeit ist, hinüber zu kommen, rufen die Römer den Ihrigen zu; zwei gehen, Horatius aber bleibt. Erst da die Brücke ganz zusammen fällt, stürzt er, gerüstet wie er ist, in die Tiber hinab, und schwimmt unter vielen ihm nachgesandten Wurfspießen zu den Seinen hinüber, die ihn als ihren Retter empfangen.

2. Agrippa. (492 v. Chr.)

Nach Beendigung dieses Krieges entstand eine bittere Feindschaft unter den Römern selbst, zwischen den Vornehmen und dem Volke. Die Patricier mit den Consuln drückten die Plebejer mehr, als früher die Könige. Da beschloß das Volk, aus der Stadt zu ziehen und dort die Vornehmen allein zu lassen. Es brach also bewaffnet, seine Fahne voran, auf, und lagerte sich einige Meilen von Rom auf einem Berge. Zwei Gesandtschaften fertigte der bedrängte Senat an die Ausgewanderten ab, sie zur Rückkehr zu bewegen, doch vergebens. Zu einer dritten wählte man den Liebling des Volkes, Agrippa. Diesem gelang es, sie zur Nachgiebigkeit zu stimmen. „Hört," sprach er, „eine Geschichte! Einst empörten sich die Glieder des Körpers wider den Magen. Sie wollten es nicht länger dulden, daß dieser allein behaglich in der Mitte sitze, und sich von den andern füttern und tragen lasse. Sie versagten ihm also ihren Dienst. Die Hände wollten keine Speisen mehr an den Mund tragen, der Mund sie nicht aufnehmen, und die Zähne sie nicht zermalmen. Diesen Vorsatz führten die Glieder eine Zeitlang aus. Da nun aber der Magen nichts erhielt, so konnte er auch keine Nahrungssäfte den Gliedern mittheilen, und alle wurden matt. Jetzt sahen sie ein, daß sie dem Magen unrecht gethan hätten, und er doch nicht so müßig sei, als es scheine. Sie führten ihm wieder Speise zu, und wurden dafür bald wieder neu belebt." Das Volk begriff den Sinn der Fabel, es kehrte daher

zurück, jedoch nicht eher, als bis man ihm noch besondere Vertreter aus seiner Mitte, Tribunen, die dem Senate beiwohnen durften, gestattete.

3. Brutus. (510 v. Chr.)

Patriciersöhne hatten sich gegen die neue Ordnung der Dinge in Rom verschworen. Unter diesen waren auch zwei Söhne des Consuls Brutus. Was war nun zu thun? Das Gesetz sprach deutlich: „Tod jedem Verräther!“ Er selbst hatte es in Vorschlag gebracht; blieb das Unternehmen ungestraft, so war für Gesetz und Ordnung zu fürchten. Vollstreckung des Gesetzes war also nothwendig — und doch sollte der Vater den Befehl geben, seinen eigenen Kindern das Haupt abzuschlagen. Volk und Senat blickten voll Rührung auf sie, und waren zur Verzeihung geneigt; nur Brutus nicht. Er unterdrückte die Vatergefühle und sprach als Staatsbeamter über seine Söhne das harte Todesurtheil aus. Vor seinem Angesichte ließ er an ihnen die Strafe vollziehen, keine Thräne entstürzte während deß den Augen des Vaters. Zu Hause erst weinte er darüber, daß seine Söhne das befreite Vaterland hatten verrathen wollen, und darüber, daß er kinderlos geworden.

4. Cincinnatus. (460 v. Chr.)

Die Sabiner bedrohten Rom. Da sandte der Senat Abgeordnete zu Cincinnatus, einem edeln römischen Bürger, daß er die Leitung des Heeres übernehme. Man fand ihn bei der Feldarbeit. Er wischte sich Staub und Schweiß ab, zog den Bürgermantel an, empfing die Gesandten, ging nach Rom, und ordnete den Heereszug mit Strenge und Geschicklichkeit. Als er den Feind besiegt hatte, kehrte er zu seiner ländlichen Arbeit zurück.

5. Curtius. (362 v. Chr.)

In den Zeiten der Samniterkriege barst plötzlich der Marktplatz in Rom auseinander, und eine weite Spalte trennte den

Raum. Da wurde prophezeit, daß die Spalte sich schließe, wenn ein ausgezeichneter Mann sich hineinstürze. Alsbald erbot sich hiezu Curtius, ein berühmter Krieger. Wie zum Kampfe gerüstet, nahte er auf seinem Streitrosse, und stürzte sich in die Kluft. Die Bürger warfen ihm Blumen und Früchte nach.

6. Manius Curius.

Ein Volk Unteritaliens wollte dem Consuln Manius Curius Geschenke anbieten lassen, damit er günstig gestimmt werde. Die Gesandten trafen ihn auf einer hölzernen Bank am Feuerherde, wo er sich Rüben kochte. Er sprach zu den Gesandten: „Kann derjenige, der sich so begnügt, nach Gold verlangen? Ich will lieber reiche Leute beherrschen, als selbst reich sein.“

7. Fabricius.

Die Römer schickten wegen Auswechslung von Gefangenen einige Gesandte an Pyrrhus, König in Epirus, unter denen sich auch Fabricius befand. Dieser Mann, ein römischer Rathsherr, war bei großer Armuth seinen Mitbürgern schon lange ein Muster der Genügsamkeit gewesen. Pyrrhus nahm ihn gar freundlich auf, und wollte ihm ein reiches Geschenk als ein Zeichen seiner Hochachtung geben. Fabricius nahm es aber nicht an und sprach: „Ich muß, lieber König, dein Anerbieten ausschlagen. Ich bin zwar arm, besitze nur einen kleinen Acker und ein Häuschen; aber dennoch bin ich glücklich, denn ich werde von meinen Mitbürgern geachtet. Mein Acker gibt mir, was ich bedarf. Jede Speise schmeckt mir, weil sie der Hunger würzt, und der Schlaf ist mir nach der Arbeit sanft. Dieser Mantel schützt mich gegen die Kälte, und meine schlechten Hausgeräthe sind bequemer, als kostbare. Behalt also dein Geld und ich will meine Armuth und meinen guten Namen behalten.“

8. Rutilius Rufus

wurde von einem Freunde um eine Gefälligkeit gebeten, die mit der Amtsehre nicht vereinbar war. Er schlug das Ver-

langen ab. Da beklagte sich der Freund. Rutilius sprach: „Was hilft mir deine Freundschaft, wenn ich ihretwillen gegen Pflicht und Gewissen handeln soll?“ Rutilius wurde nach Asien verbannt. Jemand machte ihm Hoffnung, daß er durch Bürgerkrieg bald nach Rom zurückkehren könnte. Er sprach: „Ich will lieber ein Verbannter sein, als Rom im Bürgerkriege sehen.“

9. Pompejus.

In Rom herrschte Hungersnoth. Pompejus hatte eine Ladung Getreide zusammengebracht. Das Meer war stürmisch, die Schiffleute wollten nicht fahren. „Daß ich lebe,“ sprach Pompejus, „ist nicht nothwendig, aber daß ich zur Unterstützung des römischen Volkes abreise, ist unerläßlich.“

10. Mammäa,

eine Römerin, verstattete ihrem Sohne niemals Gesellschaft mit schlecht erzogenen jungen Menschen. Sie sagte: „Die Feinde in einer Schlacht mögen überwunden werden; die Laster aber dauern die ganze Zeit unsers Lebens.“

3. Hermann, der Befreier Deutschlands. (9 n. Chr.)

Die erste Kunde über unsere Vorfahren ist uns durch die Römer geworden, welche auch die ersten bekannten Kämpfe mit den alten Deutschen hatten. Nachdem Cäsar schon den Rhein zur Grenze zwischen Gallien und Deutschland gemacht hatte, wollte Augustus auch das Land rechts des Rheines seinem Reiche einverleiben. Er sandte seinen Stiefsohn Drusus über den Rhein, welcher auch bis an die Elbe vorrückte. Als dieser tapfre Feldherr gestorben war, setzte sein Bruder Tiberius die Eroberung fort, und nach diesem sandte August den Varus als Statthalter nach Deutschland, damit er die Eroberung Deutschlands vollende.

Neue Zwingburgen wurden angelegt, neue Straßen wurden gezogen, und der geldgierige Varus selbst bezog unweit Minden

an der Weser ein Lager, das gar bald das Ansehen einer Stadt gewann. Hierher verlegte er die Märkte des Landes, hier hielt er Gericht, hierher berief er die deutschen Fürsten, damit sie von ihm die Befehle Roms entgegen nähmen. Gleich als wären die freien Männer die Unterthanen und Knechte der Römer, forderte er von ihnen schwere Abgaben und ließ es, im Vertrauen auf seine Macht, an Bedrückungen und Erpressungen ebenso wenig fehlen, wie an Ausfällen des Spottes und Hohnes. Was aber die Germanen am tiefsten empörte, war der Umstand, daß Varus ohne Weiteres das römische Gerichtswesen bei ihnen einführte. Nicht nach ihrem ursprünglichen Heimathsrechte, das ein Ausfluß ihres religiösen Wesens war, sondern nach römischem Recht, in römischer Sprache und unter Hinzuziehung römischer Anwälte ward fernerhin Recht gesprochen, und es geschah nicht selten, daß, etwas Unerhörtes bei den Germanen, freie Männer zu Stockschlägen verurtheilt wurden. Aber nicht blos als Herr des Ruthenbündels, sondern auch als Herr des Richtbeiles zeigte sich Varus den Germanen, denn er verhängte auch Todesstrafen. Solche Knechtschaft dünkte den Germanen die äußerste Schmach, und wären die Römer nicht verblendet gewesen, sie hätten aus Haltung, Blick und Geberden des Volkes erkennen müssen, daß sich ein Ungewitter über ihren Häuptern zusammenzog. Nur fehlte den Deutschen noch ein Mann, der die Führerschaft gegen den mächtigen Feind übernehmen konnte und wollte. Dieser Mann kam, es war Hermann oder Arminius. Alles, was die Römer durch mehr als zwanzigjährige Anstrengung errungen hatten, raubte ihnen ein einziger Schlag durch die Klugheit und Tapferkeit dieses deutschen Helden, dessen Name noch jetzt vom deutschen Volke mit dankbarer Liebe gefeiert wird.

Hermann war der durch Schönheit, Kraft und Heldensinn ausgezeichnete Sohn des Cheruskerfürsten Segimar (Sigmar), der ein tapfres Volk, das vom Harz bis zur Elbe wohnte, beherrschte. Hermann war, wie viele vornehme deutsche Jünglinge, in früher Jugend nach Rom gegangen, um im römischen Heere Dienste zu nehmen. Bald zeichnete er sich durch Tapferkeit aus und stieg zu der Würde eines römischen Bürgers und Ritters

empor. Auch fehlte es nicht an Verführungen, um ihn an das schwelgerische Leben der Römer zu fesseln und ihn sein Volk und Vaterland vergessen zu machen. Aber stets blieb er den alten deutschen Sitten treu und seinem Vaterlande mit heißer Liebe zugethan. Als er in die Heimath zurückkehrte, sah er die nahe Unterjochung seines Vaterlandes vor Augen, und heimlich berief er die Besten und Edelsten der Cherusker, Marsen, Chatten, Brukterer und einiger anderer deutscher Stämme zusammen, denen er seinen Plan mittheilte, welcher auf einen allgemeinen Aufstand und auf Vernichtung des römischen Heeres hinzielte. Schwer war die Aufgabe, welche sich Hermann stellte, denn die Römer standen mit großer Kriegsmacht in Deutschland, und die Deutschen waren schwer zu vereinigen und noch schwerer zusammen zu halten. Doch Hermann verzagte nicht. Zunächst suchte er durch Freundlichkeit das Vertrauen des Varus zu gewinnen, und das gelang ihm so, daß dieser ihn sogar bei wichtigen Angelegenheiten zu Rathe zog und sogar die gewöhnlichen Vorsichtsmaßregeln, die ein Feldherr in Feindesland zu beobachten hat, versäumte. Da geschah es, daß Hermann's Schwiegervater, Segest, theils weil er die Schmach des Volkes nicht fühlte, theils weil ihn unversöhnlicher Haß gegen Hermann erfüllte, der ihm seine Tochter Thusnelda entführt und sie gegen seinen Willen zur Gemahlin genommen hatte, diesen dem römischen Feldherrn Varus als einen Mann bezeichnete, der Aufruhrpläne in sich berge und gegen den er sich sichern müsse. Varus aber verachtete den Rath, er war zu sicher und vertraute auf sein geübtes und zahlreiches Heer.

Kurze Zeit darauf brachten römische Beamte, verwundet und gehetzt, die Kunde in's Lager des Varus, ein germanischer Stamm an der Ems habe einen Aufstand unternommen und es seien die meisten der römischen Beamten erschlagen worden. Das war Hermann's Werk, der sich noch im Lager befand. Varus sollte aus dem Lager gelockt werden, und wirklich traf er sogleich seine Vorbereitungen zum Aufbruch. Hermann begleitete das römische Heer eine Strecke; dann entfernte er sich unter dem Vorwande, ihnen neue Bundestruppen zuzuführen,

ging aber zu dem schon versammelten Heere seiner treuen Deutschen und eilte mit denselben den Römern nach, die durch den Teutoburger Wald zogen. Anfangs war das Heer wohlgemuth, denn sie waren wohl bewaffnet und den Deutschen an Zahl weit überlegen. Bald aber wurde in dem schluchtenreichen Gebirge der Marsch beschwerlicher, man mußte Wege mit der Axt durch Dickicht bahnen und Dämme über Moräste legen. Da kamen auch noch heftige Regengüsse und Sturm dazu, denn es war im Spätherbste des Jahres 9 nach Chr., so daß die Wege grundlos wurden; dabei ertönte auf den Anhöhen der fürchterliche Kriegsgesang der Deutschen und die Römer wurden gewahr, daß sie überlistet und in eine wegloſe Gegend gelockt waren. Von allen Seiten zogen nun Schaaren deutscher Kämpfer herbei, die dem Sturme, als willkommenem Kampfgenossen, entgegenjauchzten. Da wird es auf einmal ganz nahe beim römischen Heere in den Büschen lebendig und hie und da flogen wohlgezielte Pfeile oder Speere aus dem Dickicht hervor und streckten manchen Römer nieder; hie und dort brachen Kühne mit geschwungenen Schwertern urplötzlich in die Feindesreihen, Todesloose austheilend, und verschwanden, ehe noch die in schweren Rüstungen auf dem schlüpfrigen Boden einherschreitenden Römer sich zur Wehre setzen konnten. So verging der erste Tag der Schlacht mit leichten Angriffen. Am Abend kam Varus an eine Stelle, die sich zur Errichtung eines Lagers eignete. Aber die Deutschen ließen dem Feinde keine Ruhe. Die Kriegsgesänge der Germanen übertönten den Sturm. Vernichtung war das Losungswort der Germanen. Endlich am dritten Tage kam Varus, der schon alles überflüssige Gepäck unterwegs hatte verbrennen lassen, mit seinem Heere an den westlichen Saum des Gebirges in die Ebene nahe bei Detmold. Hier stand die Hauptmacht der Deutschen. Mit vereinter Kraft griffen sie die Römer an, die sich männlich wehrten. Aber für alle Tapferkeit ist nichts feil als der Tod. Jauchzend stürzen sich die Deutschen in der verzweifelten Römer Reihen. „Die Freiheit! die Freiheit!" schallt es wie Donner des Himmels den Römern in die Ohren. Vor der Gewalt der Streitäxte, Keulen- und Schwerthiebe der

Deutschen brechen krachend die Schilde, Helme, Panzer und Schädel der Römer. Hermann selbst ist überall. Hier ordnet er an und ruft: „Drauf Brüder!“ Dort kämpft er mit der Kraft von zehn Männern, und alle Deutschen thun es ihm nach. Des Feindes Schaaren sind zersprengt, und die Flucht wird allgemein. Da faßt den Varus die Verzweiflung. Er stürzt sich in das mit dem Griff auf den Boden gestemmte Schwert. Nur wenige Römer entfliehen. Die Schlacht ist gewonnen.

Ein Theil der wenigen Gefangenen wurde dem Schlachtengott Zio geopfert, die übrigen machte man zu Sklaven.

Als Kaiser Augustus die Kunde von der Vernichtung eines seiner trefflichsten Heere empfing, legte er Trauerkleider an und ließ sich Monate lang Haar und Bart nicht scheeren. Bisweilen, ganz von Schmerz überwältigt, stieß er den Kopf gegen die Wand und rief: „Varus, Varus! gib mir meine Legionen wieder!“ Ganz Rom war voll Entsetzens vor den Deutschen und glaubten mit jedem Tage, sie kämen, wie einst die Cimbern und Teutonen, gen Welschland heran. In Gallien und am Rhein wurde zur Nothwehr gerüstet; allein diese Furcht war grundlos. Nicht an Eroberung dachten die Sieger, die theure Freiheit erkämpft zu haben, war ihnen genug.

Vergeblich machten die Römer neue Versuche, in Deutschland einzudringen und Hermann zu züchtigen. Mit Segest's, des Verräthers Hilfe, gelang es ihnen zwar, Hermann's Schaaren zurückzudrängen und sogar seine theure Gemahlin Thusnelda gefangen zu nehmen, die ihren Gatten niemals wieder sah, aber Hermann war der Schutz des Vaterlandes und schirmte dasselbe als oberster Führer zwölf Jahre lang. Da traf ihn die Hand eines Verräthers. Er fiel durch Meuchelmord. Doch das deutsche Volk sang seinen Ruhm in herrlichen Heldenliedern und nannte ihn den Befreier von Deutschland.

(Dietlein.)

4. Johanna von Orleans. (1429.)

Im Jahre 1328 war das Königshaus der Kapetinger, die seit länger als 300 Jahren in Frankreich geherrscht hatten, in gerader Linie ausgestorben. Es folgten nun Könige aus dem Hause Valois, einer Seitenlinie der Kapetinger. Da der König von England, welcher ein Enkel des letzten Kapetingers war, nun auch Ansprüche auf den französischen Thron machte, so entstand ein mehr als 100jähriger Krieg zwischen Frankreich und England. Am härtesten wurde aber Frankreich unter dem Könige Karl VII. bedrängt, indem die Engländer vereint mit den Burgundern alles Land bis an die Loire von Norden und Nordwesten her erobert hatten und die Stadt Orleans belagerten, um sich einen Weg nach dem südlichen Frankreich zu bahnen. Da, während die Noth am höchsten stieg und Karl VII. sich schon bereit machte, nach dem äußersten Süden zu fliehen, erhielt er unerwartet eine wunderbare Retterin.

Das war die Jungfrau von Orleans. Sie war in dem Dorfe Domremy an der Maas in Lothringen geboren, wo ihr Vater, Thibaut d'Arc, ein schlichter Bauer war. Unter Beschäftigungen ihres Standes war Johanna (so hieß das Mädchen) heran gewachsen; man rühmte ihre Sanftmuth und Gottesfurcht, doch neigte sie sich zur Schwärmerei. Mit Schmerz erfuhr sie das Elend ihres Vaterlandes, die Noth der bedrängten Stadt Orleans und das Unglück des Königs Karl VII. Da wurde sie immer stiller und stiller; sie lauschte auf jede Nachricht, stand oft zerstreut und in sich gekehrt da, und alle ihre Gedanken waren nur auf den ritterlichen König gerichtet. Schlaflos lag sie oft auf ihrem Lager und dachte nur daran, wie dem Vaterlande zu helfen sei. Mit dieser Sehnsucht nach Besserung des Zustandes verbanden sich die frommen Gefühle ihres Herzens, daß nur von Gott Hilfe zu hoffen sei. Diese Gefühle wurden so innig und lebendig, daß ihr himmlische Gestalten im Traume erschienen, von denen sie aufgefordert wurde, Orleans zu entsetzen und den König Karl nach Rheims zur Krönung zu führen. Von diesem Glauben getrieben, ging sie in das benachbarte

Städchen Vaucouleurs zu dem Befehlshaber Baudricourt, welcher sie zum Könige führte. Dieser hielt sich damals im Schlosse Chinon auf, nicht weit von Orleans. Er horchte hoch auf, als ihm der Ritter erzählte, wen er mitbringe, und welche Erscheinungen das Mädchen vorgebe.

Ohne Furcht trat sie hier vor den König und sprach in prophetischem Tone: „Wohledler Dauphin: Mir ist vom Himmel der Auftrag geworden, Eure Feinde von Orleans zu vertreiben und Euch nach Rheims zu führen." Obwohl sie nie vorher den König gesehen hatte, so soll sie ihn doch auf der Stelle aus den Hofleuten, von denen er sich in der Kleidung nicht unterschied, herausgefunden haben. Auch soll sie ein in einer benachbarten Kirche befindliches Schwert, welches längst vergessen war, genau beschrieben und dasselbe begehrt haben. Solche und ähnliche Gerüchte verbreiteten sich unter dem Volk. Der König aber behielt sie bei sich und ließ ihr gleich eine Rüstung machen und eine weiße Fahne, auf welcher Gott mit einer Weltkugel gemalt war. So zeigte er sie auf prachtvollem Streitrosse dem Heere, welches ihr laut zujauchzte und begeistert zu den Waffen griff.

Wie sehr der feste Glaube an himmlischen Beistand auf ein Heer wirken kann, ist schon von der Eroberung von Jerusalem her bekannt, und dies zeigte sich auch hier wieder. Es war urplötzlich ein ganz neuer Geist in die Soldaten gefahren, und ungeduldig warteten sie auf das Zeichen zur Schlacht. Die erste Gelegenheit, wo das Mädchen ihren Muth beweisen sollte, war ein Versuch, den der Graf Dunois machte, die halbverhungerten Einwohner von Orleans mit Lebensmitteln zu versehen. Ein Haufen Soldaten war versammelt, den Zug nach Orleans zu beschützen. Vorher befahl die Jungfrau, daß alle Soldaten beichten müßten; dann führte sie Zucht und Ordnung wieder ein. Jetzt schrieb sie an die Anführer der Engländer, die vor Orleans standen, und befahl ihnen, sogleich die Belagerung aufzuheben und Frankreich zu verlassen. „Gebt heraus," ließ sie ihnen sagen, „die Schlüssel von allen den Städten, die ihr bezwungen wider göttliches Recht. Die Jungfrau kommt

vom Könige des Himmels, euch Frieden zu bieten oder blutigen Krieg. Wählt! denn das sage ich euch, damit ihr's wißt: das schöne Frankreich ist nicht für euch beschieden!" Die Engländer lachten. „Nun!" sagten sie, „Karl muß doch sehr in Noth sein, daß er zu Weibern seine Zuflucht nimmt!" Aber im Herzen war ihnen ganz anders zu Muthe. Abergläubisch waren sie so gut wie die Franzosen und dachten voll Angst daran, wo das Alles noch hinaus wolle. Der Zug mit den Lebensmitteln brach auf; die Jungfrau führte die Soldaten an mit der weißen Fahne, und sie sehen und die Waffen wegwerfen, war bei den Engländern eins. Ohne Schwierigkeiten wurden die Vorräthe in die Stadt geschafft; Johanna selbst, die nun das Mädchen von Orleans genannt wurde, hielt ihren Einzug in die befreite Stadt, deren Einwohner sie als ihre Retterin empfingen. Man richtete ihr eine gute Wohnung ein bei dem Schatzmeister des Herzogs von Orleans und setzte ihr eine treffliche Mahlzeit vor. Aber mäßig, wie sie war, rührte sie nichts davon an; sie nahm nur eine Schale, füllte sie mit Wasser und Wein und schnitt einige Stückchen Brod hinein. Mehr aß sie nicht.

Im englischen Lager war alles wie verwandelt. Die Engländer waren so fest überzeugt von ihrer himmlischen Sendung, daß sie nicht gegen sie fechten wollten und gleich die Flucht ergriffen, sobald sie sich nur mit ihrer Fahne zeigte. Daher ließen sie auch nun die Franzosen in die Stadt und aus derselben ziehen, wie sie nur wollten. Die Franzosen, die sich bisher furchtsam hinter die Mauern verkrochen hatten, griffen nun selbst die Engländer an und nahmen ihnen einen festen Punkt nach dem andern.

Das erste Versprechen der Jungfrau, die Befreiung von Orleans, war erfüllt. Das zweite war die Krönung des Königs zu Rheims. Daher forderte sie nun den König zum Zuge dahin auf. Die ganze Gegend bis dahin war noch von Engländern besetzt und Rheims selbst in ihren Händen. Aber Johanna und das begeisterte Heer der Franzosen nahmen eine Stadt nach der anderen und Rheims sandte ihr die Stadtschlüssel entgegen. Am folgenden Tage (17. Juli 1429) fand sogleich die Krönung

statt. Während der ganzen Feier hatte Johanna neben dem Könige gestanden und das Banner in der Hand gehalten.

Nach der Krönung warf sich Johanna dem Könige zu Füßen und flehete um Erlaubniß, wieder heimzukehren, da ihre Sendung vollendet sei. Allein Karl und sein Hof wollten es noch nicht zugeben, da die Engländer noch zu mächtig waren und sogar Paris noch in Besitz hatten. Auf Karls dringendes Zureden blieb Johanna noch, zu ihrem Unglücke.

Anfangs ging zwar Alles gut. Fast alle benachbarten Städte unterwarfen sich bei der ersten Aufforderung. Dagegen bedrängte der Herzog von Burgund die Stadt Compiegne. Hier hinein warf sich die Jungfrau, um der Besatzung Muth zur Vertheidigung zu machen und unternahm am folgenden Tage einen Ausfall. Da aber die Feinde heftig drängten, zog sie sich zurück, drang dann noch einmal vor, wurde aber hier von den Franzosen verlassen, von den Burgundern umringt und nach einem wüthenden Gefechte gefangen genommen.

Wie triumphirten nun die Burgunder und Engländer! In Paris wurde das Te Deum gesungen und die Engländer betrachteten den Fang als einem großen Sieg. Zunächst wurde sie in einen Thurm gesperrt. Der Herzog von Bedford, der für den jungen Heinrich VI. von England regierte, kaufte sie den Burgundern ab. Als sie das hörte, entsprang sie aus dem Thurme, wurde aber bald wieder eingeholt und nach Rouen gebracht. Eigentlich hätte man ihr als einer Kriegsgefangenen nichts thun dürfen; aber es lag ihren Feinden zu viel daran, sie ums Leben zu bringen, so daß sie vor einem geistlichen Gerichte der Zauberei, Gottlosigkeit, Abgötterei und Hexerei förmlich angeklagt wurde. Hier antwortete sie mit der größten Unerschrockenheit. Man führte sie mit Ketten gebunden vor das Gericht. Sie bat, man möchte sie losbinden. „Gut!“ sagten die Richter, „aber du mußt versprechen, nicht wieder entwischen zu wollen.“ „Nimmermehr!“ antwortete sie, „im Gegentheil werde ich entfliehen, wie und wo ich kann!“

Vier Monate lang wurde das arme Mädchen mit Fragen gequält, um sie irre zu machen. Man fragte sie, warum sie

sich auf ihre Fahne verlassen hätte, da diese ja doch nur durch Zaubersprüche geweiht worden sei. „Nur allein auf Gott!“ Weiter fragte man, warum sie bei der Krönung sich neben den König gestellt habe? „Weil,“ war die Antwort, „die, welche alle Gefahren mit ihm getheilt hatte, auch an der Ehre Theil nehmen mußte.“ „Aber,“ fragte man endlich, „wie abscheulich war es doch, daß du als Jungfrau dir anmaßtest, über Männer den Oberbefehl im Kriege zu führen!“ „Das sehe ich nicht ein,“ antwortete sie, „denn ich hielt Alles für erlaubt, um die Engländer aus Frankreich zu vertreiben und mein Vaterland zu befreien.“ Da man ihr weiter nichts anhaben konnte, so sprachen endlich die geistlichen Richter das Urtheil, sie sei eine Ketzerin, ihre angeblichen Offenbarungen seien nichts als Eingebungen des Teufels, und sie sei daher dem weltlichen Arme zu überliefern. Der Gedanke, nun verbrannt zu werden, warf endlich ihren ganzen Muth darnieder, der schon durch die lange Gefangenschaft gebrochen war. Sie legte sich aufs Bitten und versprach, ihre Offenbarungen zu widerrufen und nie wieder dergleichen vorzugeben. „Gut!“ sagten die Richter, „dann soll deine Strafe gemildert werden; du sollst — auf Zeitlebens bei Wasser und Brod im Gefängnisse bleiben!“ Aber bald ärgerten sie sich, daß sie das Mädchen nicht lieber aus der Welt geschafft hätten, und dachten auf einen Vorwand, es noch zu thun.

Sie hatte unter anderem versprechen müssen, nie wieder Mannskleider zu tragen. Geschwind hingen daher ihre Feinde solche Kleider in ihr Gefängniß. Sobald Johanna sie sah, wachten die alten Gedanken wieder mit aller Lebhaftigkeit auf. Sie konnte dem Triebe nicht widerstehen, sie anzuziehen und sich in ihnen in die glücklichen Tage ihrer kriegerischen Thätigkeit zurückzuträumen. Da rauschte plötzlich die Thür auf; ihre Gefangenwärter überraschten sie in der verbotenen Tracht, und nun half kein Bitten und Flehen und Versprechen. Es hieß, sie sei eine zurückgefallene Ketzerin und müsse daher sterben. Dies Urtheil wurde auch wirklich an ihr vollzogen, und sie auf dem Marktplatze von Rouen verbrannt. Selbst der Scharfrichter war durch die Hinrichtung des unschuldigen Mädchens

so ergriffen, daß er, sowie zwei ihrer Richter, nachher die heftigsten Gewissensbisse über seinen Antheil daran empfand; und als 24 Jahre später die Verwandten der Jungfrau es dahin brachten, daß die Acten ihres Prozesses noch einmal nachgesehen wurden, fand es sich auch, daß nur die Ränke der schändlichen Priester sie schuldig gemacht hatten. Nun wurde sie, freilich zu spät, für unschuldig erklärt. Man errichtete ihr in Orleans mit Recht eine Ehrensäule, und noch bis auf den heutigen Tag wird dort jährlich der Tag durch ein Volksfest gefeiert, an welchem sie die Stadt von den Engländern befreite. Auch die Hütte in Domremy, in welcher sie geboren wurde und lebte, die Kammer, worin sie schlief, ist noch erhalten und wird von den Reisenden oft noch mit Rührung betrachtet. Die Engländer hatten von dem Tode der Jungfrau keinen Gewinn; sie verloren eine Schlacht und Stadt nach der andern. Und als auch Philipp der Gute auf Karl's Seite trat und Talbot fiel, da war es gar aus mit ihnen. Sie behielten nur die Festung Calais (die sie aber im 16. Jahrhundert auch verloren haben) und mußten das Land räumen. So war der Krieg zu Ende.

(Dietlein.)

Noch hing Johanna an der Heimath Stille,
Als schon der Britten trotz'ge Macht in's Herz
Von Frankreich drang, burgund'scher Rosse Huf
Die Flur von Orleans zerstampfte, Krieg
Und Kriegsgeschrei die halbe Welt erfüllte
Und Frankenblut in reichen Strömen floß.
Zertreten war des Landmanns süße Hoffnung,
Verscheucht vom Dorfe der idyll'sche Friede,
Verwiesen aus den Städten jede Kunst,
Die der Gesittung dient, — das rauhe Klirren
Des Stahls erschreckte jene Zeit, die ganz
Vom Sturm erfaßt nur Weh und Jammer hegte! —

Da war's, daß in Verborgenheit die Hülfe
Aus heiligem Gemüth in's Leben brach,
Es sah die Schäferin vom Dom Remy

Die Heil'gen ihres Kirchleins ob sich schweben,
Vor denen oft ihr Herz sich ausgeschüttet,
Sah sie, geschmückt mit überird'schen Kronen,
Den frommen Blick aus der Verklärung neigen
In ihres Volkes Noth und schweren Kummer.
In fünfzig Schlachten Sieger stürmt der Britte
Durch's flache Land mit todesgier'gen Schaaren,
Um Orleans braust der Kampf und ach, verloren
Ist Frankreich, wenn ein Retter nicht geboren!

Da naht sie, — glühender stieg ihr Gebet
Seit vielen Tagen auf; der Erd' entrückt
Vernahm den Schrei sie ihres Landes doch,
Den Engel sieht sie vor sich, lauscht empor
Den wunderbaren Worten seines Mundes,
Die ihm ihr eigen Herz gelieh'n, und die
Sie von dem Boten jetzt zurück erhält
Als ein geweihtes Gut der höhern Welt.
Der Himmel will's, — sie folget seinem Ruf.
Der Feldherrnstab in ihrer schwachen Hand
Beschämt die Ritterschaft der beiden Heere,
Sie stürmt voran, hoch flattert ihr Panier, —
Wo Helden zittern, Mauern niederstürzen,
Legt sie die Leiter an: „Gott und die Jungfrau!"
Ruft sie und reißt den Pfeil sich aus der Wunde!

Vom Blut der Krieger schäumet die Loire
Und Orleans liegt im rothen Abendschein,
Gerettet aber ist das Vaterland
Von einem Mädchen, dessen einz'ge Kraft
Ein ungeschminkter, hoher Glaube war,
Von der Gewalt des Herzens, die sich, groß
Und rein zugleich, nur an das Große klammert!
Ach, warum mußte sie die Tigerhöhle
Des geistlichen Gerichts zu Rouen sehen?!
Was loderten in Flammen diese Glieder,
Die ein Gefäß der reinsten Güte waren?

O fragt sie Alle, die verkannt, verfehmt,
Entweiht als Helden gingen durch die Zeit
Und aus dem Feuerstrom der Qual
Die weißen Flügel ihrer Seele hoben!
Es war auch ihr Geschick, — doch ihre Liebe,
Sie hat sich durch den Haß der Zeit gerungen,
Johanna hat die Edelsten bezwungen,
Hat aus der Nacht zum Licht sich aufgeschwungen!

Was hier auf Erden träumt ein großes Herz,
Was es vollbringt in wundersamer Kraft,
Es ist nicht Traum, es ist nicht Dichtung bloß,
Die uns empor zu Sonnenhöhen rafft:
Die Wurzel ist es, die uns alle nährt,
Die der Verstein'rung uns'res Lebens wehrt.
Und wenn der Dichter diese selt'ne Art,
Die Bande der Natur durchbrechen läßt,
Wenn er als ein Symbol der innern Freiheit
Die äußern Fesseln durch ein Wunder sprengt, —
Der ächte Sinn wird es noch heut verstehen:
Das ewig Wahre kann nicht untergehen!

So steig' empor denn, wundersamer Schatten,
Tritt auf die Bretter, werde Wirklichkeit,
Und lehre uns, daß in der Zeit Ermatten
Das Herz allein noch rettet und befreit!

(R. Weber.)

5. Niklas Zrinyi.

Ein Zeitgenosse Maximilians II. war Soliman, der als der mächtigste Sultan bekannt ist, den die Osmanen jemals hatten. Derselbe rückte im Jahr 1566 mit einem Heere von 200,000 Mann nach Ungarn, wo er schon 40 Jahre früher in der wichtigen Schlacht von Mohács gesiegt hatte. Diesmal wandte er sich gegen die Festung Szigeth in der Absicht, sich an

dem tapfern Feldherrn Niklas Zrinyi zu rächen, welcher einen türkischen Fähnrich überfallen und getödtet hatte und nun in der Festung befehligte.

Zrinyi hatte in Szigeth nicht mehr als 2500 Soldaten, dazu 60 Kanonen; an Pulver und anderm Kriegsbedarf fand sich in der Festung mehr als nothwendig war. Als die ungeheure türkische Heeresmacht anfangs August sich um die Stadt lagerte, versammelte er die Kriegsleute und Bürger im innern Burghofe, und ermahnte sie zur Ausdauer im Kampfe für König, Vaterland und Religion. Er schloß seine Rede mit den Worten: „Damit unter euch kein Mißtrauen gegen mich stattfinde, schwöre ich zuerst und gelobe dem allmächtigen Gott, dem Könige als unserm Herrn, dem unglücklichen Vaterlande, endlich euch Kriegern und wackern Männern, euch nie zu verlassen, mit euch zu leben und zu sterben und jedes Schicksal mit euch zu tragen." Die Soldaten und Bürger gelobten in gleicher Weise als treue, folgsame Männer ihm pünktlichen Gehorsam zu leisten, mit ihm zu leben und standhaft mit ihm in den Tod zu gehen.

Am 8. August beschossen die Türken die Neustadt von drei Seiten, und als der nächste Tag erwachte, griffen die Janitscharen an, während vier große Karthaunen und kleineres Geschütz die innere Burg beschossen und den Thurm mit den Glocken niederwarfen. Der Kampf dauerte den ganzen Tag. Als die Nacht einbrach, ließ Zrinyi, um seine Kräfte auf einen kleinen Raum zusammenzuziehen, selbst die Neustadt anzünden, dafür aber die der Burg zunächst liegende Altstadt verrammeln. Doch die Macht der Türken war zu groß, als daß das kleine Häuflein auf die Dauer hätte Widerstand leisten können. Nach zehntägiger ungeheurer Anstrengnng erstürmten die Feinde die Altstadt. Eine Woche nachher versuchten sie auch die Burg zu erstürmen und erneuerten ihre Angriffe jeden Tag. So groß aber auch die Anstrengungen, die sie machten, und die Verluste, die sie erlitten, sein mochten, so hatte es doch den Anschein, als solle das Unternehmen nicht gelingen. Da stieg Soliman, obgleich alt und krank, selbst zu Pferde, um seine Krieger zu ermuthigen;

doch auch dies war vergebens. Zrinyi's tapfere Schaar, obgleich an der Zahl schon viel geringer, als zu Anfang der Belagerung, wankte in ihrer Treue und Tapferkeit keinen Augenblick. Da schrie der Großherr mit Anstrengung seiner letzten Kraft dem Großvezier zu: „Wird denn dieser Schornstein nicht aufhören zu brennen und die große Trommel des Sieges nicht bald zu hören sein? Was machen meine Janitscharen?" Kaum hatte er diese Worte gesprochen, so traf ihn der Schlag. Der Großvezier hielt seinen Tod geheim, um die Schaaren nicht zu entmuthigen. Den Leibarzt, der um den Tod wußte, ließ er erdrosseln, weil er ihn in Hinsicht der Verschwiegenheit als unzuverläßig erachtete. Vor dem großherrlichen Zelte fand noch das übliche Gepränge statt. Weil aber der Todesfall doch nicht lange ein Geheimniß bleiben konnte, ließ der Großvezier vermelden, daß nach Beschluß des Herrschers sämmtliche Paschen und Hauptleute hingerichtet werden sollten, wenn nicht längstens in drei Tagen die großherrliche Fahne auf den Mauern von Szigeth wehte.

Am 8. September, als ein großer Theil der Burg eingeäschert war, der andere brannte und wegen Wassermangels nicht gelöscht werden konnte, gestand Zrinyi die Unmöglichkeit, den Platz länger zu behaupten. Die rühmlichst begonnene That sollte nun auch rühmlich vollendet werden. Der Befehlshaber versammelte die ihm nach so vielen Kämpfen noch übrig gebliebenen fünfhundert Mann um sich und sprach zu ihnen: „Unlöschbare Flammen und erstickender Rauch beschleunigen unser Schicksal; nur damit, nicht aber durch Macht und Tapferkeit, konnte uns der Feind aufreiben. Wie wir uns vor vier und dreißig Tagen angelobt haben, so wollen wir heute vereinigt im letzten Kampfe mit einander sterben. Die da draußen können uns tödten, aber besiegen nur den, der sich ihnen ergibt. Ich werde euch vorangehen und — baut fest darauf, Waffenbrüder! — bis zum letzten Todesstreich nicht von euch weichen. Thut beherzt, was ihr mich thun seht!"

In einem leichten seidenen Gewande, auf dem Haupte einen schwarzsammtnen Hut, den er sonst nur an Hochzeiten unter

Freunden trug, und der mit einem hohen Reiherbusch geschmückt war, in den Kleidern den Schlüssel zur Festung mit hundert Dukaten bergend, den Säbel, den er schon als Jüngling geschwungen, in der Rechten, zog er als Führer des todesmuthigen Häufleins an das Thor. Es wird aufgeschlossen, ein mit gehacktem Eisen, Kettentrümmern und Büchsenkugeln geladener Mörser unter die auf der Brücke gehäufte Erde abgefeuert, und in der Rauchwolke stürzte Niklas Zrinyi, nach ihm seine Männer, unter die feindlichen Haufen, Tod und Verderben um sich verbreitend; er fiel, von zwei Kugeln und einem Pfeil getroffen.

Die Türken legten den Leichnam auf eine Kanone und schnitten den Kopf ab. Von der gesammten Besatzung blieben nur wenige am Leben. Als die Türken nun das Schloß besetzen, flog die Pulverkammer auf, wobei noch dreihundert Feinde umkamen. Im Ganzen verloren sie vor Szigeth mehr als 25,000 Mann. (Herzog.)

6. Arnold von Winkelried.

In der für die Freiheit der Schweiz so entscheidenden Schlacht bei Sempach am 9. Juli 1386 konnten die österreichischen Truppen nicht angegriffen werden, weil diese in völliger Rüstung von den Pferden gestiegen waren, und sich dicht aneinander gestellt hatten, so daß ihre Vorderseite ganz mit Eisen bedeckt, und durch Piken und Lanzen gesichert war. Arnold von Winkelried, Bürger von Unterwalden, hörte in seinem Herzen den Ruf des Vaterlandes. „Ich will euch eine Gasse machen," sagte er, „theure Mitbürger! gedenket meines Weibes und meiner Kinder!" Zwar wußte er wohl, daß es ihn unausbleiblich das Leben kosten würde; aber dies schreckte ihn nicht zurück. Mit ruhiger Unerschrockenheit stellte er seine Leute in die Gestalt eines Dreiecks, er selbst nahm die Spitze davon ein, und ermahnte sie, ihm nach durch die Lücke zu dringen, die er ihnen öffnen würde. Hierauf warf er seine Waffen von sich, umfaßte und richtete gegen sich so viele Spieße der Feinde, als seine beiden Arme umspannen konnten, und indem er sie mit der

ganzen Last seines Körpers niederdrückte und in seinen Leib grub, machte er dadurch in den feindlichen Schaaren, die, zuvor enge geschlossen, nicht angegriffen werden konnten, eine Oeffnung. Die Schweizer, durch das entschlossene Beispiel ihres heldenmüthigen Mitbürgers angefeuert, stürzen sich mit Wuth ihm nach, hauen ein, drängen zurück, werfen nieder; der Tod geht vor ihnen her, allenthalben verbreiten sie Unordnung; die Niederlage der Feinde wird allgemein, und von dem Augenblicke an erklärte sich der Sieg für die gute Sache der Schweizer.

7. Georg Washington.

Nordamerika mit seinen unermeßlichen Wäldern und Grasebenen, Seen und Sümpfen, wilden Thieren und wilden Menschen hatte im Anfang nicht viel Anziehendes für die Europäer. Obgleich die Küste dieses großen Landes schon 1497 von einem Engländer Namens Cabot entdeckt war, so wurde doch erst unter der Königin Elisabeth durch den Engländer Walter Raleigh dort eine Colonie angelegt, die der Gründer zu Ehren der „jungfräulichen Königin" Virginien (d. i. Jungfrauenland) nannte. Dieser Versuch fand nun bald Nachahmung. Und bald entstanden mehrere ähnliche Ansiedlungen in den Wäldern Nordamerikas. Aber den Einwanderern war kein leichtes Loos beschieden. Fern von all den Hilfen, die das Vaterland geboten, in einem ungewohnten, oft verderblichen Klima, mußten sie die Wälder ausrotten, Land, das noch nie ein Pflug berührt, mühsam anbauen, und die Rothhäute (die Ureinwohner) mit ihren steinernen Streitäxten und gefährlichen Scalpirmessern waren ihnen gar gefährliche Nachbarn. Aber so unter Kampf und Arbeit wuchs ein kräftiges Volk heran, und allmälig trat ein erträglicher Verkehr besonders durch den Handel zwischen den Ureinwohnern und den europäischen Ansiedlern ein. Mit jedem Jahre kamen nun Einwanderer nicht nur von England, sondern auch von anderen europäischen Ländern herüber, größtentheils unternehmende, freiheitsliebende Männer, die, um den kirchlichen oder bürgerlichen Unterdrückungen

im Mutterlande zu entgehen, in dem neuen Erdtheile einen Zufluchtsort suchten und fanden. So entstanden eine lange Reihe von Colonien, unter denen Pennsylvanien mit der Hauptstadt Philadelphia am schnellsten empor blühete.

Alle Colonisten, aus welchem Lande sie immer waren, erkannten die Oberhoheit Englands an und trieben fast ausschließlich Handel mit diesem Reiche; England seinerseits pflegte auch die nordamerikanischen Colonien und schützte sie gegen alle auswärtigen Angriffe. Es brachte sie durch großen Aufwand zu einer solchen Blüthe, daß die Zahl der Bürger binnen 150 Jahren zu drei Millionen anwuchs. Deshalb verlangte aber England auch Abgaben, welche die Amerikaner jedoch nur unter der Bedingung entrichten wollten, daß sie dieselben durch ihre Abgeordneten, welche man in das englische Parlament aufnehmen sollte, bewilligten. England bedachte nicht, daß den Staatsbürgern, welche gleiche Pflichten haben, auch gleiche Rechte gebühren, und daß man die Mündiggewordenen auch als solche behandeln und ihnen Theilnahme an der Gesetzgebung und Steuerauflegung zugestehen müsse; es wies die Forderung der Amerikaner zurück, legte ihnen die Stempelacte, nach der sie zu allen kaufmännischen und gerichtlichen Verhandlungen Stempelpapier gebrauchen sollten, und dann die Zollacte auf, die für die Einfuhr von Thee, Glas, Papier und Bleiweiß eine mäßige Abgabe verlangte. Der Ausführung beider Verordnungen, als ohne ihre Zustimmung gegeben, widersetzten sich die Colonisten thätlich und wurden in der Ueberzeugung von der Rechtmäßigkeit ihrer Forderungen bestärkt, als die Engländer beide Gesetze wieder zurücknahmen, nur daß vom Thee ein Einfuhrzoll noch entrichtet werden sollte. Als nun 1773 im Hafen von Boston drei mit Thee beladene englische Schiffe einliefen, widersetzten sich die Einwohner der Ausladung, und als diese von dem englischen Statthalter erzwungen werden sollte, überfiel ein Haufe Vermummter die Schiffe und warf 342 Kisten Thee in's Meer.

Dieser Gewaltstreich war die Losung zu einem Kriege, der erst 1783 beendigt wurde. Die Provinzen traten in Phila-

delphia durch Abgeordnete in einen Bund zusammen, sie bewaffneten sich gegen England, zogen die Wilden und auch europäische Nationen, die auf die Engländer eifersüchtig waren, besonders die Franzosen, in ihr Interesse und wählten zu ihrem Anführer den berühmten Washington.

Georg Washington, Nordamerikas erster Bürger, Feldherr und oberster Beamter, im Sinne des Alterthums einer der größten Männer seiner Zeit, wurde am 22. Februar 1732 in der Grafschaft Westmoreland in Virginien geboren, wo sein Vater ein reicher Pflanzer war. Der junge Washington erhielt den ersten Unterricht nach dem frühen Tode seines Vaters unter den Augen seiner trefflichen Mutter und später auf der Schule zu Williamsburg, der ehemaligen Hauptstadt Virginiens. Bei glücklichen Anlagen machte er gute Fortschritte und studirte besonders Mathematik. Nach beendigten Studien nahm er Theil an einem Kriege zwischen Frankreich und England und lebte dann, wie die meisten Gutsbesitzer, auf seinen Gütern ganz den bürgerlichen Geschäften und den Wissenschaften. Er hatte einen überaus schweren Stand, als ihn der Wille seines Volkes 1775 an die Spitze des Bundesheeres stellte. Es fehlte an nichts weniger als an Allem, an Waffen, Pulver, Kanonen, Kleidung, Pferden, Geld — und gut geschulten Soldaten, denn die Truppen waren größtentheils Freiwillige, die sich nur zu kurzer, einjähriger Dienstzeit verpflichtet hatten. Dennoch verlor er den Muth nicht, und es war vornehmlich seine Festigkeit, Vorsicht und Besonnenheit, die ihn unter solchen Umständen, einem geübten, wohlgerüsteten und streng geordnetem Heere gegenüber, sich behaupten und endlich den Sieg gewinnen ließ. Doch kam ihm auch die allgemeine Begeisterung zu Hilfe. In Pennsylvanien bildete sich sogar eine „Compagnie der Greise," lauter deutsche Flüchtlinge, hochbetagte Männer, die in Europa Kriegsdienste gethan hatten. Der älteste wurde zum Hauptmann gewählt, er war fast 100 Jahre alt. Statt der Fahne trugen sie einen schwarzen Trauerflor. In den ersten Jahren hatte Washington wenig Erfolg. Aber im Jahre 1777 wurde bei Saratoga ein englischer General mit seinem ganzen Corps gefangen genommen.

Und 4 Jahre danach wurde bei Yorktown ein anderer englischer General von Washington selber eingeschlossen und ebenfalls mit seinem ganzen Heere gefangen. Von da an gab England die Hoffnung auf, die Amerikaner zu besiegen. Es war schon seit Jahren in großer Bedrängniß. Es fehlte ihm an Truppen. Da nahm es Deutsche in Sold, und mehreren deutschen Fürsten, Württemberg, Braunschweig, Gotha, brachte solcher Handel großes Geld ein. Der Landgraf von Hessen-Kassel verkaufte zwölftausend seiner Landeskinder in die englischen Colonieen; es kamen englische Commissäre nach Kassel, die verkauften Menschen wurden auf dem Markte besichtigt und dann, nachdem das Geld erlegt war, zu Schiff oder Wagen fortgeschafft, Vätern und Müttern zu großem Jammer und Herzeleid. Aber mit welchem Herzen mögen die armen Menschen in einem ihnen fremden Kriege, in einem unwegsamen, wenig bewohnten Lande gekämpft haben! Auch half den Engländern der schmähliche Handel nichts; denn ihre Feinde mehrten sich zusehends. Frankreich, Englands alter Nebenbuhler und Feind, trat offen auf die Seite der Colonieen und schloß 1778 einen Bund mit ihnen. Viele Franzosen waren schon vorher nach Amerika gegangen, um in den Reihen der Republikaner für ihre Freiheit mitzustreiten; unter ihnen Lafayette, ein edler, hochsinniger Mann, der für sein Geld selber ein Schiff für die amerikanische Sache ausrüstete. Auch Spanien, auch Holland traten dem Kampfe gegen England bei. England sah sich von allen Seiten verlassen und verloren. So kam 1783 der Friede zu Versailles zu Stande, in welchem England die Unabhängigkeit der nordamerikanischen Freistaaten anerkannte.

Washington legte nun seine Befehlshaberstelle nieder und kehrte, von dem Dank und der Verehrung seiner Mitbürger begleitet, auf sein Landgut in Virginien zurück, wo er einige Jahre in glücklichem Frieden mit seiner Gattin und Kindern verlebte. Aber lange ließ man ihm nicht Ruhe. 1787 versammelten sich die Abgeordneten der Staaten, um eine Verfassung zu berathen; man kam überein, daß alle gemeinsamen Angelegenheiten ein Congreß besorge, der, aus dem Senat und

dem Haus der Repräsentanten bestehend, sich jedes Jahr in der unserm Helden zu Ehren genannten Stadt Washington versammle, und daß die vollziehende Gewalt in die Hand eines Präsidenten gelegt werde, der alle vier Jahre aufs Neue zu wählen sei. Zum ersten Male wurde Washington als Präsident gewählt, und nach Ablauf der vier Jahre noch einmal. Seine weise, umsichtige Verwaltung erhob das Land zu Macht und Ansehen, Ruhm und innerem Wohlstand. Die Staaten der Union nahmen in Handel, Bevölkerung, in Reichthum, Betriebsamkeit einen so riesenhaften Aufschwung, wie kein Staat in der ganzen Geschichte alter und neuer Zeit. Washington starb 1799, der Erste im Kriege, der Erste im Frieden, der Erste im Herzen seiner Landsleute. Und da lebt er noch heute in dankbarem Ehrengedächtniß. In der Stadt seines Namens unter einem ihm errichteten Denkmal ruht seine Hülle.

Folgendes namentlich zeichnet die Tugend von Washington: Im Jahr 1782, da schon der Krieg seinem Ende nahte, die Unzufriedenheit der Offiziere und Soldaten mit den Maßnahmen des Kongresses auf den Gipfel gestiegen war, gewann der Gedanke in der Armee immer mehr Raum, es könne der schwankende Zustand der Regierung nur dadurch beseitigt werden, daß man dem verehrten Oberfeldherrn die unumschränkte Königsmacht verleihe. Eine Anzahl von Offizieren verfaßte eine Adresse an Washington, und ein alter Oberst überreichte sie.

Washington antwortete darauf: „Sir! Mit einer Mischung von Schrecken und Bestürzung habe ich die Gesinnungen aufmerksam gelesen, welche Sie meiner Prüfung unterstellt haben. Seien sie überzeugt, Sir, kein Vorfall im Laufe des Krieges hat schmerzlichere Gefühle in mir erweckt, als die Mittheilung, die Sie mir machten, daß Ideen in der Armee gehegt werden, wie Sie ausgesprochen haben, Ideen, die ich mit Abscheu betrachten und mit Strenge tadeln muß.

„Für diesmal wird die Mittheilung derselben in meinem Busen ruhen, es müßte denn eine fernere Anregung der Sache eine Anzeige nothwendig machen.

„Ich kann durchaus nicht begreifen, welcher Theil meines Benehmens zu einer solchen Zuschrift aufmuntern konnte, die mir das größte Unheil zu verhüllen scheint, das über mein Vaterland kommen könnte. Lassen Sie sich also beschwören, wenn Sie irgend eine Rücksicht auf Ihr Vaterland, auf sich selbst oder die Nachwelt, oder auf mich nehmen, solche Gedanken aus Ihrem Geiste zu verbannen und weder aus eigenem Antrieb noch aus Veranlassung eines Andern je wieder eine Gesinnung ähnlicher Art auszusprechen."

b. Lehren.

Die höchsten Lebensaufgaben der einzelnen Menschen können durch kleine Verbände, wie die Gemeinden sind, nicht gelöst werden. Dazu bedarf es eines größeren sittlichen Lebenskreises, nämlich der Vereinigung vieler Gemeinden zu einem großen Ganzen, das man Staat heißt.

Wie der Ackerbau die Grundlage für alle höhere Gesittung, so ist der Staat die vollendetste Ausbildung derselben; und alle Güter des gebildeten Lebens, die wir in unseren früheren Betrachtungen priesen, finden in seinem Schooße ihren Schutz und ihre Pflege. (Deimling.)

Denkt euch einmal, was aus uns werden sollte, wenn plötzlich alles Das aufhörte, was wir jetzt von staatlicher Fürsorge genießen; wenn sich außer unsern nächsten Angehörigen Niemand mehr um uns bekümmerte; wenn wir Haus und Hof, Handel und Wandel und selbst unser Leben und Sterben dem bloßen guten Willen der Menschen anheimstellen müßten; wenn Jeder sich selbst zu schützen hätte und keine Obrigkeit wachte! Wie schnell wären alle die Güter vernichtet, deren wir uns jetzt erfreuen; wie rasch würden wir in jenen Zustand der Barbarei zurücksinken, wo Jeder allein für sich sorgt und nur das Recht des Stärkeren gilt! Was würde aus allen den gemeinnützigen Einrichtungen werden, die jetzt unser Leben fördern und uns Sicherheit oder doch, wenn das Unglück einmal nicht zu verhüten ist, Hilfe bieten nicht nur gegen die Eingriffe der Menschen,

sondern auch gegen feindliche Naturgewalten, wie Feuersbrunst, Hungersnoth und verheerende Krankheiten!

Und wenn wir etwa meinen wollten, dafür sei der Staat nicht nothwendig (den sich überhaupt Manche fälschlich nur wie einen unbequemen Gebieter denken), das Nämliche ließe sich auch durch eine einfache Verabredung der Bürger untereinander erreichen: so fragt euch nur, wie lange es mit dem guten Willen aller einzelnen Mitglieder einer solchen Gesellschaft dauern würde, an der Jemand nur Theil nähme, wie etwa an einem Casino oder Sängerbund, wie lange es damit dauern würde, wenn nicht das zwingende Band des Staates das Ganze zusammenhielte! Gewiß ist es eine lobenswerthe Sache um die vielen Vereine, welche die Menschen, zumal in unsern Zeiten, gründen, um gewisse gemeinschaftliche Zwecke zu erreichen, wie z. B. Sparkassen, Wittwenkassen, Lebensversicherungen, Feuer-, Wasser- und Hagelversicherungen u. drgl. Aber alle diese Genossenschaften können sich nur bilden, wo schon ein Staat vorhanden ist, und sie haben ihren Bestand nur unter dem Schutze der staatlichen Ordnung. Die Stadt- oder Dorfgemeinde selbst kann ihre Zwecke nur erfüllen, insofern sie als ein Glied in jenes größere Ganze eingefügt ist.

Deßhalb darf man sich auch die Entstehung des Staates nicht so vorstellen, als wären die Menschen plötzlich eines Tages zusammengetreten und hätten unter einander verabredet, einen Staat zu bilden. So wenig als sie zusammentraten, um auszumachen, wie sie alle Gegenstände sprachlich benennen wollten. Wie sie zu dem letzteren Vorhaben die Sprache schon hätten mitbringen müssen, so wäre auch ja zu jenen Verabredungen schon die Kenntniß von staatlichen Einrichtungen nothwendig gewesen. Um einen Vertrag über den Staat zu schließen, hätte der Staat schon bestehen müssen. Vielmehr verhält sich die Sache so:

Gerade wie die Sprache als Anlage in den Menschen gepflanzt ist, und wie er ohne diese Anlage nie würde sprechen lernen (so wenig als das Thier es lernt): so sind die Staaten in der Entwicklung des Menschengeschlechts nicht durch einen

Einfall und die Willkür einzelner Menschen plötzlich entstanden, sondern sie sind in dem Verlauf der Geschichte allmählich geworden. Ohne Zweifel in der oben angedeuteten Weise: indem sich eine größere Zahl von Familien zu Stämmen und diese wieder zu größeren Vereinen erweiterten. Indessen ist die erste Staatenbildung so alt, daß sich dieser Vorgang dem Blicke der Geschichtsforscher entzieht; ebenso wie die erste Entstehung der Sprache. Kein Mensch vermag genau zu sagen, wie es dabei hergegangen.

Was aber ist nun der Staat, so wie wir ihn jetzt besitzen?

Daß eine bloße Anhäufung von Menschen noch kein Staat ist, erkennen wir sofort. Denn sonst würden auch Indianerhorden einen Staat ausmachen, was doch nicht der Fall ist. Was aber ist er denn anderes?

Fast ließe sich ein Räthsel darauf machen: „er ist das Ding, das Jeder kennt und Keiner doch recht benennen kann; das überall zum Vorschein kommt und doch nirgends zu greifen ist.“ Damit aber wären wir der Sache selbst nicht näher gekommen. Wir müssen uns deßhalb schon bequemen, etwas ausführlicher zu verfahren und unser Denken etwas mehr anzustrengen. Am besten stellen wir uns diesen geheimnißvollen, unsichtbar-sichtbaren Wohlthäter unter einem Bilde vor, wie dem folgenden.

Wenn man von einem Stein ein Stück abschlägt, so wird er zwar kleiner, allein er bleibt, was er war: ein Stein. Wenn man aber eine Pflanze oder einen Thierkörper zerschneidet, bleiben beide etwa auch noch, was sie zuvor waren? Hat man vielleicht zwei, drei, sechs Pflanzen oder zwei, drei, sechs Thiere, wenn man beide in diese Zahl von Stücken geschnitten? Und wenn Jemand etwa in der Meinung, die Pflanze oder das Thier wieder zu ergänzen, diese Stücke zusammensetzen wollte, wäre es auch mit dem kräftigsten Kitte: würde ihm Jenes gelingen? Natürlich nicht.

Der Leib einer Pflanze oder eines Thieres ist eben mehr als die bloße Zusammenreihung seiner Theile: er ist ein lebendiges, ein untheilbares Ganzes. Die einzelnen Theile bilden

seine Glieder und dienen ihm als Werkzeuge (Organe) für seine Ernährung, sein Wachsthum und seine übrigen Lebensverrichtungen. Alle diese Glieder stehen im Zusammenhang, und jedes ist dem Ganzen nothwendig. So erhebt sich auf der Wurzel der Pflanze der Stamm oder Stengel; durch ihn steigen die Säfte, die jene braucht, aus der Erde empor zu den Blättern, die selbst wieder dazu dienen, gewisse Stoffe aus der Luft der Pflanze zuzuführen, andere auszuathmen u. s. w.

Ganz ähnlich nun verhält es sich mit dem Staat. Auch er ist ein organisches Gebilde, ein gesellschaftlicher Organismus. Auch in dem Staatskörper bewegt sich ja eine Fülle von Kräften auf und ab und durchdrängt nährender Saft geistigen und sittlichen Lebens das in steter Entwicklung begriffene Ganze; auch in ihm findet ja eine reiche Gliederung und ein unzerreißbarer Zusammenhang der einzelnen Theile statt, und ein Jeder ist, so zu sagen, ein nothwendiges Blatt, ja eine Frucht und, wolle Gott, eine recht gesunde auf dem weit ausgebreiteten Baume. Oder ist etwa der Landmann dem Ganzen weniger nothwendig als der Handwerker; haben der Gelehrte und der Künstler nicht ebenso gut ihre Bestimmung in diesem Wunderbau, wie der Arzt und der Amtmann, der Kaufmann und Fabrikant, der Pfarrer und Schullehrer? Der König steht höher als der Unterthan, der Schultheiß hat den Vorrang vor dem einfachen Bürger; aber einen König gibt es nicht ohne Unterthanen, einen Schultheißen nicht ohne Gemeinde. Und für das Ganze ist jeder Theil wichtig, wie in einer Uhr auch nicht das kleinste Rädchen fehlen darf.

Der Staat also ist es (um nach diesen allgemeinen Betrachtungen zu den einzelnen Aufgaben desselben zurückzukehren und diese noch kurz hier anzudeuten), der Staat ist es, der die gegenseitigen Beziehungen seiner Bürger regelt, sie in der Ausübung ihrer Thätigkeit schützt und fördert; der die Gesetze über Eigenthum, Gewerbsbetrieb, Landeskultur u. s. w. gibt und aufrecht erhält; der die Strafen für Uebertretungen ansetzt und die Wächter des Gesetzes bestellt; der durch seine Heeresmacht und Bündnisse mit anderen Staaten dafür sorgt, daß die Angriffe

äußerer Feinde abgewehrt werden, und durch eine verständige und sorgfältige Verwaltung darauf bedacht ist, Eintracht, Wohlstand und Bildung im Innern zu fördern; der endlich für so viele Vortheile, die er gewährt, dem Bürger auch gewisse Leistungen und Verpflichtungen auferlegt. (Deimling.)

In die Glaubensverhältnisse und Gewissenssachen hat sich der Staat nicht zu mischen. Denn das Christenthum ist ganz Sittlichkeit und darum ganz Sache der Individualität des einzelnen Menschen. Und nur ein Glaube, der ganz aus der Ueberzeugung des einzelnen Menschen fließt, hat Werth. Die Ueberzeugungen sind aber so verschieden, wie die Bildungsstandpunkte der Menschen. Jeder Zwang in Glaubenssachen ist unsittlich. Es soll daher keine Staatskirche mehr geben. Das Institut der Staatskirche war in früheren Zeiten bloß dazu nothwendig, um dem Christenthum gegenüber dem Heidenthum zum Sieg zu verhelfen.

Die wichtigste Aufgabe des Staates ist die Erziehung der Jugend, denn das Ganze kann nur dann gedeihen, wenn jedes einzelne Glied tüchtig und brauchbar ist. Folglich hat der Staat, der für das Wohl des Ganzen verantwortlich ist, nicht nur das Recht, sondern sogar die Pflicht, zu verlangen, daß alle Eltern ihre Kinder unterrichten lassen. Die Schule ist also Staatssache; denn was sie gibt, ist nicht Individuelles, sondern Allgemeines; sie gibt jedem Kinde: Kenntniß der Pflichten jedes einzelnen Menschen, Kenntniß des Guten und Wahren und dazu Kenntnisse und Fertigkeiten für das praktische Leben.

Es gibt zwei verschiedene Staatsformen: Die Monarchie und die Republik. In den Monarchien ist ein erbliches König- oder Kaiserthum. Durch diese Erblichkeit ist es möglich, daß die oberste Gewalt nicht immer in die Hand des durch Tugend und Geist am meisten ausgezeichneten Mannes kommt. Die höchste und sittlichste Staatsform ist die Republik; denn in einer geordneten Republik kann keiner zur höchsten Gewalt gelangen, der nicht schon vorher in kleineren sittlichen Lebenskreisen sich als tugendhafter und talentvoller Mann ausgewiesen und sich große Verdienste um's Gemeinwohl erworben hat. Hier

kann die höchste Macht nur durch die größten Verdienste um das Wohl Aller erworben werden; darum ist die Republik eine Schule der Bürgertugend. Eine Republik, in der gar keine Vorrechte sind, heißt Demokratie. Eine Demokratie, in der das Volk durch seine Repräsentanten die Gesetze geben und die Regierung wählen läßt, heißt repräsentative Demokratie. Wenn aber das Volk selber sich die Gesetze gibt, so heißt diese Demokratie eine reine. Das Volksrecht, über die Gesetze abzustimmen, heißt Referendum. Das Referendum setzt ein Volk voraus, das auf einer hohen Stufe der Einsicht, der Gemeinnützigkeit und der Vaterlandsliebe steht; ohne dieses ist es ein Radschuh.

Die wichtigsten Rechte der Bürger einer Republik sind: 1. Vollständige Gleichheit aller Bürger vor dem Gesetz. 2. Garantie der persönlichen Freiheit. 3. Unverletzlichkeit des Hausrechtes. 4. Preßfreiheit. 5. Petitions- und Vereinigungsrecht. 6. Absolute Glaubens- und Gewissensfreiheit. 7. Unverletzlichkeit des Eigenthums. 8. Abschaffung der Todesstrafe für politische Vergehen.

Es versteht sich, daß der Bürger, der solche hohe Rechte genießt, dem Staat auch Pflichten schuldig ist. Die Pflichten eines jeden guten Bürgers der Demokratie sind: 1. Gewissenhafte Betheiligung bei allen Wahlen von Staatsbeamten und bei allen Gesetzesabstimmungen des Referendums. 2. Gewissenhafte Steuerzahlung. 3. Militärdienst.

Wer diese Pflichten nicht erfüllt, ist ein pflichtvergessener Bürger. Wer aber so heilige Pflichten verletzt, hat keine Bürgertugend.

Jede Liebe äußert sich durch Opfer. Das höchste Opfer für den Staat oder das Vaterland ist die Hingabe des Lebens zur Vertheidigung der Freiheit des Vaterlandes. Der Tod auf dem Schlachtfeld der Freiheit ist der Tod der Ehre und des Ruhmes, und ist der seligste Tod.

Am glücklichsten ist der Staat, der am meisten tugendhafte Bürger zählt. Will daher einer den Staat verbessern, so fange er bei sich an.

Ein jedes Kulturvolk hat seine großen Bürger. Die Juden haben ihren Moses, die Griechen ihren Leonidas und Aristides, die Römer ihren Regulus, die Deutschen ihren Hermann, die Schweizer ihren Winkelried, die Amerikaner ihren Washington, die Italiener ihren Garibaldi u. s. w. Auf solchen Grundsäulen sittlicher Kraft und Vorbildern reiner Vaterlandsliebe ruht die Zukunft einer Nation.

Das Beispiel eines großen Todes begeistert Andere ebenso, wie das Beispiel eines edlen Lebens. Eine gute Handlung stirbt nicht mit dem, der sie verrichtet hat, sondern lebt weiter und ruft bei denjenigen, welche den Todten überleben und sein Andenken in Ehren halten, gleiche Thaten hervor. Von manchem großen Manne kann man beinahe sagen, daß er erst dann zu leben begonnen hat, als er gestorben ist.

„Stirb, um zu leben!"

„Die Unsterblichkeit ist der Lohn derjenigen, die ihrer würdig sind." * * *

c. Sprüche.

1. Denn nur der große Gegenstand vermag
   Den tiefen Grund der Menschheit aufzuregen.
   Im engen Kreis verengert sich der Sinn;
   Es wächst der Mensch mit seinen größern Zwecken.
   (Schiller.)

2. An's Vaterland, an's theure schließ' dich an;
   Das halte fest mit deinem ganzen Herzen. (Schiller.)

3. Es ist das kleinste Vaterland
   Der größten Liebe nicht zu klein;
   Je enger es dich rings umschließt,
   Je näher wird's dem Herzen sein. (W. Müller.)

4. Doch auch das Paradies wird uns zu enge,
   Sind aus der Heimath wir verbannt. (E. Rächler.)

5. Jahrtausend forderts, eh' ein Staat gedeiht,
Doch eine Stunde oft in Staub ihn beugt. (Byron.)

6. Vor dem Tode erschrickst du? Du wünschest unsterblich zu leben?
Leb' im Ganzen! Wenn du lange dahin bist, es bleibt. (Schiller.)

7. Das Göttlichste für einen freien Mann,
Der Erde Himmel, ist das Vaterland:
Den Sklavenseelen nur ist dies Gefühl,
Das Heiligste der bessern Seelen, fremd. (Seume.)

8. Das Vaterland.

Wo dir, o Mensch, Gottes Sonne zuerst schien; wo dir die Sterne des Himmels zuerst leuchteten; wo seine Blitze dir zuerst die Allmacht offenbarten und die Sturmwinde dir mit heiligem Schrecken durch die Seele brauseten: da ist deine Liebe, da ist dein Vaterland.

Wo das erste Menschenauge sich liebend über deine Wiege neigte; wo deine Mutter dich zuerst mit Freuden auf dem Schooße trug und dein Vater dir die Lehren der Weisheit in's Herz grub: da ist deine Liebe, da ist dein Vaterland.

Und seien es kahle Felsen oder öde Inseln, und wohne Armuth und Mühe dort mit dir: du mußt das Land ewig lieb haben; denn du bist ein Mensch und sollst es nicht vergessen, sondern behalten in deinem Herzen.

Auch ist die Freiheit kein leerer Traum und kein wüster Wahn, sondern in ihr lebt dein Muth und dein Stolz und die Gewißheit, daß du vom Himmel stammest.

Da ist Freiheit, wo du in Sitten und Weisen und Gesetzen deiner Väter leben darfst; wo dich beglücket, was schon deine Ureltern beglückte; wo keine fremde Unterdrücker über dich gebieten und keine fremden Treiber dich treiben, wie man Vieh mit einem Stecken treibt.

Dieses Vaterland und diese Freiheit sind ein Schatz, der eine unentbehrliche Liebe und Treue in sich verschließt, das edelste Gut, was, außer der Religion, in der noch eine höhere Freiheit ist, ein guter Mensch auf Erden besitzt und zu besitzen begehrt. (Arndt.)

9. Im Vaterland.

Der Lieder Lust ist mir erwacht!
Wer hat mir solchen Lenz gebracht? —
Das Vaterland!
Ich schweifte in der Welt umher
Zum schönen Süden, über's Meer;
Doch, was ich nirgend wiederfand:
Dein Odem war's, o Vaterland!

Und ach, des Südens Wunderglanz
Verdunkelte dem Auge ganz
Das Vaterland!
Ich glaubt', in solchem Sonnenschein,
Da müßt' ich ewig glücklich sein,
Und vor den trunknen Sinnen schwand
Dein treues Bild, mein Vaterland!

Wie sang der lieben Vöglein Schar
Im Frühling doch so hell und klar
Im Vaterland!
So singen sie dort draußen nicht,
Dort strahlt der Tag so heiß und licht;
D'rum haben sie sich fortgewandt
Zu dir, mein grünes Vaterland!

Auch ich sang einst aus frischer Brust
In deines Frühlings milder Lust,
Mein Vaterland!
Der Süd' hat mir kein Lied gebracht,
An Frühling hab' ich kaum gedacht,

Ein Zauber hielt mein Herz umſpannt,
Du löſ'teſt ihn, o Vaterland!

Was hilft doch alle Herrlichkeit,
Gibt Lieb' und Treu' nicht das Geleit —
O Vaterland!
Du gabſt ſie, als ich von dir ſchied,
Mir als den beſten Segen mit:
Die haben mir das Herz gewandt
Zurück zu dir, mein Vaterland!

Da kehrt' ich um und ward geſund
Und freu' mich nun aus Herzensgrund
Im Vaterland!
Gleichwie die Lerche, ſchwingt mein Herz
Sich wieder jubelnd himmelwärts
Und grüßet rings das grüne Land,
Das liebe, freie Vaterland! (R. Reinick.)

10. Suchet das Wohl des Staates, wohin ich, der Herr, euch verſetze; denn in ſeinem Wohlergehen liegt auch das eurige! (Jer. 29, 7.)

11. Auf drei Grundfeſten beruht die Geſellſchaft, auf Wahrheit, Recht und Frieden. (Spr. der Vät. 1, 13.)

12. Wo keine Volkslehrer ſind, verwildert das Volk. (Spr. Sal. 29, 18.)

13. Ein thörichtes Volk geht zu Grunde. (Hoſ. 4, 14.)

14. Die Völker ſind wie Tropfen im Eimer, dem Staube in der Wagſchale gleich geachtet. (Jeſ. 40, 15.)

15. Die Völker verſinken in der Grube, die ſie andern bereiten. (Pſ. 9, 16.)

C. Pflichten gegen die Menſchheit und die Natur.

1. Wohlthätigkeit, Menſchenliebe, Mitleid.

Motto: 1. Der mitleidigſte Menſch iſt der beſte Menſch (Leſſing.)
2. Mitleid iſt das große Myſterium der Ethik. (Schopenhauer.)
3. Mitleid iſt die wirkliche Grundlage aller Gerechtigkeit und Menſchenliebe, jeder Handlung von moraliſchem Werth. (Schopenhauer.)

a. Beiſpiele: 1. Titus Veſpaſianus. — 2. Die drei Ringe. — 3. Der Schneidermeiſter. — 4. Joſeph's Menſchenliebe. — 5. Henry Pierce. † 1872. — Mitleid gegen Thiere: 1. Alexander der Große. — 2. Das Rebhühnerneſt. — 3. Des Vogels Klage. — 4. Beſcheidene Bitte an die Menſchen. — Naturbetrachtungen.

1. Titus Veſpaſianus. († 81.)

Der römiſche Kaiſer Titus Veſpaſianus, ein Fürſt von dem vortrefflichſten Charakter, wurde allgemein ſo geliebt, daß man ihn nicht anders als das Vergnügen des menſchlichen Geſchlechtes zu nennen pflegte. Wie leicht und gern er Beleidigungen, die man ihm angethan, vergab, davon zeugt unter andern folgender Vorfall. Vitellius war ſein Feind geweſen, aber Titus war ſo großmüthig, daß er, als er Kaiſer ward, nicht nur an der Familie desſelben keine Rache übte, ſondern vielmehr dazu beitrug, daß die Tochter des Vitellius eine ſehr vortheilhafte Heirath mit einem Manne aus einem der größten Häuſer zu Rom traf, wobei er ſie auf eine ihrem hohen Range gemäße Art ausſtattete. Titus war ſo weit von aller Selbſtrache entfernt, daß er, ob er ſchon öfters die gerechteſte Urſache zur Strenge gehabt hätte, ſich doch vielmehr großmüthiger Weiſe erklärte, er wolle lieber umkommen, als Andere unglücklich machen. Indeſſen gab es doch noch hie und da Leute, die ſchlecht genug waren, verrätheriſch gegen ihn zu handeln. Zwei junge Römer

vom Adel, Sextus und Lentulus, von denen einer mit dem Kaiser aufgewachsen und mit ihm erzogen worden war, den Titus auf das Zärtlichste liebte und täglich mit neuen Wohlthaten überhäufte, verschworen sich wider ihn. Sie wollten zu einer bestimmten Zeit das Capitolium in Brand stecken, im Tumult den Kaiser ermorden und sich der Regierung bemächtigen. Die Verrätherei wurde jedoch entdeckt, die Verschworenen in Verhaft genommen, ihres Verbrechens überführt und von dem Senate zum Tode verdammt. Titus sollte nun das Todesurtheil seiner treulosen Freunde unterschreiben. Er befahl, daß man die Schuldigen vor ihn bringen solle; sie erschienen mit Gesichtern, auf denen die schmerzhafteste Reue und Zerknirschung des Herzens nebst der Todesangst, die ihr Herz folterte, auf das Lebhafteste ausgedrückt waren. Der Kaiser entfernte durch einen Wink alle seine Umgebungen von sich, blieb mit den Verurtheilten allein, und anstatt sie hart anzulassen, ließ es dieser großmüthige Fürst nur bei einem starken, väterlichen Verweise bewenden. Er verzieh ihnen und ihren Anhängern auf das Vollkommenste und Großmüthigste, und gab ihnen nur eine liebreiche Ermahnung, daß sie von ihrem gefährlichen Vorhaben abstehen möchten, indem er sagte: „Was die oberherrliche Gewalt betrifft, so stehet es einzig und allein bei den Göttern, wem sie dieselbe bestimmt haben. Kann ich aber in diesem oder jenem Stücke Etwas zur Befriedigung eurer Wünsche beitragen, so werde ich mir ein Vergnügen daraus machen, euch zu willfahren.“ Nicht nur verzieh er diesen Treulosen ihre Undankbarkeit und abscheuliche Verrätherei, sondern er wußte auch seinen Feinden das Böse mit Gutem zu vergelten. Er schickte Eilboten zu der Mutter des Sextus, die sich im größten Kummer an einem von Rom entfernten Orte aufhielt, und ließ sie versichern, daß sie sich in Ansehung ihres Sohnes völlig beruhigen und seines Lebens wegen ganz außer Sorgen sein könnte. Ja, Titus behielt die beiden Schuldigen bei sich zur Tafel, und unterredete sich auf das Vertraulichste mit ihnen, wie er es vorher zu thun gewohnt gewesen war; er nahm sie den folgenden Tag mit sich zum öffentlichen Schauspiele der Kampffechter, ließ sie daselbst

mit gutem Bedacht neben sich sitzen, und gab ihnen von Zeit zu Zeit vor Aller Augen die Kleider und Waffen der Fechter zu besehen, die man jedesmal dem Kaiser zur Beschauung zu bringen pflegte.

2. Die drei Ringe.

Vor grauen Jahren lebt' ein Mann im Osten,
Der einen Ring von unschätzbarem Werth
Aus lieber Hand besaß. Der Stein war ein
Opal, der hundert schöne Farben spielte,
Und hatte die geheime Kraft, vor Gott
Und Menschen angenehm zu machen, wer
In dieser Zuversicht ihn trug. Was Wunder,
Daß ihn der Mann im Osten darum nie
Vom Finger ließ und die Verfügung traf,
Auf ewig ihn bei seinem Hause zu
Erhalten? Nämlich so. Er ließ den Ring
Von seinen Söhnen dem geliebtesten,
Und setzte fest, daß dieser wiederum
Den Ring von seinen Söhnen dem vermache,
Der ihm der liebste sei, und stets der liebste,
Ohn' Ansehn der Geburt, in Kraft allein
Des Rings, das Haupt, der Fürst des Hauses werde.
So kam nun dieser Ring von Sohn zu Sohn,
Auf einen Vater endlich von drei Söhnen,
Die alle drei ihm gleich gehorsam waren,
Die alle drei er folglich gleich zu lieben
Sich nicht entbrechen konnte. Nur von Zeit
Zu Zeit schien ihm bald der, bald dieser, bald
Der dritte — so wie jeder sich mit ihm
Allein befand, und sein ergießend Herz
Die andern zwei nicht theilten — würdiger
Des Ringes, den er denn auch einem jeden
Die fromme Schwachheit hatte zu versprechen.
Das ging nun so, so lang' es ging. — Allein

Es kam zum Sterben, und der gute Vater
Kommt in Verlegenheit. Es schmerzt ihn, zwei
Von seinen Söhnen, die sich auf sein Wort
Verlassen, so zu kränken. — Was zu thun? —
Er sendet in geheim zu einem Künstler,
Bei dem er, nach dem Muster seines Ringes,
Zwei andere bestellt, und weder Kosten,
Noch Mühe sparen heißt, sie jenem gleich,
Vollkommen gleich zu machen. Das gelingt
Dem Künstler. Da er ihm die Ringe bringt,
Kann selbst der Vater seinen Musterring
Nicht unterscheiden. Froh und freudig ruft
Er seine Söhne, jeden insbesondere;
Gibt jedem insbesondere seinen Segen —
Und seinen Ring — und stirbt. —
Kaum war der Vater todt, so kommt ein jeder
Mit seinem Ring, und jeder will der Fürst
Des Hauses sein. Man untersucht, man zankt,
Man klagt. Umsonst, der rechte Ring war nicht
Erweislich — fast so unerweislich, als
Uns jetzt — der rechte Glaube.
  Wie gesagt: die Söhne
Verklagten sich, und jeder schwur dem Richter,
Unmittelbar aus seines Vaters Hand
Den Ring zu haben — wie auch wahr! — nachdem
Er von ihm lange das Versprechen schon
Gehabt, des Ringes Vorrecht einmal zu
Genießen — wie nicht minder wahr! — Der Vater,
Betheu'rte jeder, könne gegen ihn
Nicht falsch gewesen sein; und eh' er dieses
Von ihm, von einem solchen lieben Vater,
Argwohnen laß', müß' er seine Brüder,
So gern er sonst von ihnen nur das Beste
Bereit zu glauben sei, des falschen Spiels
Bezeihen; und er wolle die Verräther
Schon aufzufinden wissen, sich schon rächen.

Der Richter sprach: wenn ihr mir nun den Vater
Nicht bald zur Stelle schafft, so weis' ich euch
Von meinem Stuhle. Denkt ihr, daß ich Räthsel
Zu lösen da bin? Oder harret ihr,
Bis daß der rechte Ring den Mund eröffne? —
Doch halt! Ich höre ja, der rechte Ring
Besitzt die Wunderkraft, beliebt zu machen,
Vor Gott und Menschen angenehm. Das muß
Entscheiden! Denn die falschen Ringe werden
Doch das nicht können! — Nun, wen lieben zwei
Von euch am meisten? — Macht, sagt an! Ihr schweigt?
Die Ringe wirken nur zurück? und nicht
Nach außen? Jeder liebt sich selber nur
Am meisten? — O, so seid ihr alle drei
Betrogene Betrüger! Eure Ringe
Sind alle drei nicht echt. Der echte Ring
Vermuthlich ging verloren. Den Verlust
Zu bergen, zu ersetzen, ließ der Vater
Die drei für einen machen.
Und also, fuhr der Richter fort, wenn ihr
Nicht meinen Rath, statt meines Spruches, wollt:
Geht nur! — Mein Rath ist aber der: ihr nehmt
Die Sache völlig, wie sie liegt. Hat von
Euch jeder seinen Ring von seinem Vater,
So glaube jeder seinen Ring den echten.
Es strebe von euch jeder um die Wette,
Die Kraft des Steins in seinem Ring' an Tag
Zu legen! komme dieser Kraft mit Sanftmuth,
Mit herzlicher Verträglichkeit, mit Wohlthun,
Mit innigster Ergebenheit in Gott
Zu Hülf'! Und wenn sich dann der Steine
Kräfte
Bei euern Kindes Kindeskinder äußern,
So lad' ich über tausend, tausend Jahre
Sie wiederum vor diesen Stuhl. Da wird
Ein weis'rer Mann auf diesem Stuhle sitzen

Als ich, und sprechen. Geht! — So sagte der
Bescheid'ne Richter. (Aus Lessing's: Nathan der Weise.)

3. Der Schneidermeister.

Franz Anton Egetmayr aus Bretten in Baden ging in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts als Schneider auf die Wanderschaft, und kam bis Petersburg. Dort wurde er Soldat und in das asiatische Rußland geschickt. In der Stadt Pensa ließ er sich nieder. Sein Geschäft breitete sich aus, denn Jedermann, der in jener Gegend ein sauberes Kleid haben wollte, ließ es bei dem deutschen Meister machen, weßhalb dieser sechsundzwanzig Gesellen in der Arbeit hatte. Da Egetmayr auch voll Mitleid und Dienstfertigkeit gegen jeden Nothleidenden weit und breit war, stand er in allgemeinem Ansehen, und galt selbst bei dem Statthalter in Pensa so viel, daß ihm von demselben nicht leicht eine Bitte abgeschlagen wurde. Als nun in den letzten russischen Kriegen, insbesondere im Jahr 1812, so viele Gefangene nach Asien gesandt wurden, deren Weg meistens durch Pensa ging, war Egetmayr unermüdet geschäftig, ihnen wohlzuthun, zu rathen und zu helfen, wo sich ihm eine Gelegenheit dazu darbot. Immer hoffte er, einmal die Freude zu haben, ehemaligen Landsleuten Gutes thun zu können. So oft daher ein Transport von Gefangenen kam, war er stets der Erste auf dem Platze, und: „Sind keine Deutsche da!" blieb seine nächste Frage. Aus Liebe zu seinem alten Vaterlande wünschte er, daß den Deutschen, die etwa kommen würden, recht viel mangeln möchte, damit er ihnen nach Herzenslust Gutes erweisen könnte. Eines Tages kamen nun wirklich mit vielen Franzosen 16 Rheinländer, baden'sche Offiziere, die unter Napoleon gedient hatten, als Gefangene. Sie waren ermattet, krank, hatten erfrorene Glieder und schlechtgeheilte Wunden, dazu kein Geld, keine Kleidung und keinen Trost. Mit schwerem Kummer belastet standen sie da im fremden unheimlichen Lande, das ihre Sprache nicht verstand, und wußten nicht, was aus ihnen werden sollte. Da rief plötzlich Egetmayr mitten unter

ihren Haufen hinein sein freundliches: „Sind keine Deutsche da?" Er mußte zum zweiten Male fragen, denn sie konnten vor Staunen über das süße deutsche Wort in Asien sich nicht gleich fassen. Und als er hörte: Deutsche genug! und von jedem erfragte, wo er her sei? und einer sagte: von Mannheim am Rheinstrome, als wenn er nicht vor ihm gewußt hätte, wo Mannheim liegt, und ein anderer sagte: von Bruchsal, und ein anderer: von Heidelberg, und so fort, da war Niemand glücklicher als er. Und als sie ihn als ihren Landsmann erkannten, traten Thränen der Freude und Wehmuth Allen in die Augen; er aber führte sie im Triumphe in seine Wohnung, und bewirthete sie, so gut es ihm augenblicklich möglich war. Dann eilte er zu dem Statthalter, und bat, seine Landsleute behalten zu dürfen. Es wurde ihm gestattet. Darauf lief er in der Stadt herum und suchte für die, welche in seinem Hause nicht unterkommen konnten, bei Freunden und Bekannten Quartiere aus. Endlich ging's an die Kleider und Wäsche der lieben Gäste, daß auch hier für das Nothwendige gesorgt würde. Bald saßen alle 26 Gesellen, und arbeiteten Tag und Nacht an Kleidungsstücken für die gefangenen Freunde. Vergeblich stellten diese dem Schneider vor, daß sie ja nichts besäßen, um alle diese Ausgaben zu vergüten. „Mich entschädigt die Freude, Ihnen helfen zu können. Benützen Sie Alles, was ich habe! Sehen Sie mein Haus und meinen Garten als den Ihrigen an!" erwiederte er kurz. Sodann führte er sie in der Stadt herum zu seinen Freunden, damit diese Theil nehmen möchten an seiner Freude. Es ist nicht möglich, all' das Gute aufzuzählen, das er seinen Landsleuten erwies. So sehr sie aber mit diesem Allem zufrieden waren, so wenig war er es. Jeden Tag fand er daher neue Mittel, die unangenehme Lage der Gefangenschaft ihnen zu erleichtern, und das fremde Leben in Asien angenehm zu machen. War in der lieben Heimath ein hohes Geburtsfest, es wurde an dem nämlichen Tage, nur etwas früher, weil die Uhren in Pensa anders gehen, mit einem Gastmahle gefeiert. Kam eine frohe Nachricht vom Vorrücken oder einem Siege der Alliirten in Deutschland, der Schneider war

der erste, der sie wußte, und seinen Kindern, er nannte seine Freunde nur seine Kinder, mit Freudenthränen überbrachte, weil ja ihre Erlösung nahte. Als einst Geld zur Unterstützung der Gefangenen aus ihrem Vaterlande ankam, war ihre erste Sorge, die Auslagen ihrem Wohlthäter zu vergüten. „Kinder!“ sagte er, „verbittert mir meine Freude nicht!“ „Vater Egetmayr,“ antworteten sie, „thut unserem Herzen nicht wehe!“ Da machte er ihnen zum Schein eine Rechnung, um sie nicht zu betrüben, und das Geld wieder zu ihrem Besten anzuwenden. Endlich schlug die Stunde der Erlösung. Jetzt gesellte sich aber zur Freude ohne Maß der bittere Schmerz der Trennung und der Noth; denn es fehlte an Allem, was zur Versorgung auf eine so weite Reise und in den Schrecknissen des russischen Winters, in unwirthbaren Gegenden, nöthig war. Die 13 Kreuzer, welche täglich zur Verpflegung eines Mannes während der Reise durch Rußland ausgezahlt wurden, reichten nicht hin. Still und nachdenkend ging daher in diesen Tagen der sonst so fröhliche Schneider herum, und war wenig zu Hause. Auf einmal kam er mit freudigem Antlitze schnell zurück, und rief: „Kinder! nun ist Rath geschafft, Geld ist da!“ Er hatte für 2000 Rubel sein Haus verkauft, um Reisegeld für seine Landsleute zu bekommen. „Ich will schon eine Unterkunft finden,“ sagte er, „wenn nur ihr ohne Leid und Mangel nach Deutschland kommt.“ Zum großen Troste der edeln Gefangenen wurde jedoch der Kauf wieder rückgängig gemacht, darum brachte er auf eine andere Art einige hundert Rubel zusammen, und nöthigte sie, was er von kostbarem russischem Pelzwerke besaß, mitzunehmen, um es unterwegs im Nothfalle verkaufen zu können. Der Abschied war schwer, und unter tausend Segenswünschen und Thränen des Dankes und der Liebe schieden sie von einander. Dies sei ihm der schmerzlichste Tag seines Lebens, gestand Vater Egetmayr. Die Reisenden sprachen unterwegs unaufhörlich von ihrem Vater in Pensa; und schickten, als sie in Bialystock in Polen wohlbehalten ankamen, und Geld antrafen, mit dem innigsten Danke das vorgeschossene Reisegeld ihm zurück. Nach ihrer Rückkehr in die Heimath erfuhren sie, daß Vater Egetmayr

noch einen Bruder in Bretten habe, und wollten gegen diesen ihre Dankbarkeit beweisen, allein auch dieser wies Alles zurück und sagte: „Mein Bruder hat seine Schuldigkeit gethan!“

(Hebel.)

4. Joseph's Menschenliebe.

Einst hatte der Kaiser sich auf einem Ritt im Winter von der Jagd zurück verspätet. Er war um dem Gewühl eines großen Gefolges auszuweichen, nur von einem einzigen Reitknechte begleitet, auf verschiedenen Nebenwegen rasch nach Wien zu fortgeeilt. Plötzlich stürzte der letztere mit seinem Pferde in eine ziemliche Vertiefung, die er, da sie der Wind mit zusammengewehtem Schnee ausgefüllt, nicht gesehen hatte. Der Kaiser, durch den Aufschrei des Reitknechts erschrocken, hielt an, kehrte um, fragte, rief und hörte endlich das Gestöhn des Gestürzten. Sogleich stieg er vom Pferde und gab sich alle ersinnliche Mühe, dem treuen Diener beizustehen. Aber die Vertiefung war nicht unbeträchtlich und der Mann schien bedeutend verletzt. Es wollte nicht gelingen, ihm aus seiner Lage empor zu helfen. Da schwang sich der Kaiser wieder auf sein Pferd. Nachdem er dem Reitknecht freundlich zugesprochen, nur eine kurze Zeit noch Geduld zu haben, sprengte er nach dem nächsten Dorfe zurück. Hier bot er eilig Leute zur Hilfe auf, und ritt nicht eher nach Wien, bis der Beschädigte vorsichtig auf einen Wagen gebracht war. Durch die nöthige Hilfe und Pflege war er bald wieder genesen.

Nach einem starken Thauwetter war bei Wien die Donau über die Ufer getreten, und hatte die ganze Leopoldvorstadt überschwemmt. Die Verbindung dieser Vorstadt mit Wien selbst war nun schon zwei Tage gänzlich unterbrochen, und es fing an, Mangel an den nothwendigsten Bedürfnissen einzureißen, da niemand es wagt, etwas hinüber zu führen. Fürchterliche Eismassen wogten auf den Fluthen des wilden Stromes, und bedrohten jeden Kahn mit unvermeidlichem Untergang. Da kam Kaiser Joseph heran, sah die Noth, sprang vom Pferde und stieg unerschrocken in einen Kahn, welchen drei muthvolle Schiffer leiteten. Glücklich kam er nach Leopoldstadt hinüber, fragte nach

allem, was nöthig war und eilte durch Eisschollen und Fluthen nach Wien zurück. Sein Beispiel hatte die Möglichkeit der Fahrt gezeigt, und die bedrängten Vorstädter waren bald mit den nöthigen Lebensmitteln versorgt.

Joseph war einmal bei einem feierlichen Gottesdienst in einer Kirche, und sollte sich auf einen Platz setzen, der für den Kaiser allein bestimmt war. Aber er wollte das nicht, kniete mitten unter den andern Leuten nieder und sagte: „Vor dem lieben Gott sind wir alle einander gleich."

Einst fuhr Joseph im Regen aus und sah einen Mann, der bei dem schlechten Wetter weit zu gehen hatte. „Setz Er sich zu mir in den Wagen, weil wir doch einerlei Weg haben," sagte der Kaiser. Der Mann war ängstlich, aber es half nichts, er mußte sich links neben den Kaiser setzen, der rechts die Zügel führte.

Eine alte Mutter bat ihn, ihren Sohn von den Soldaten loszulassen, und sprach: „Guten Tag, Herr Kaiser! Ich wünsche, daß der Herr Kaiser noch fein gesund ist! Was macht die Frau Mutter? Ist sie auch noch fein gesund?" Ei, wie darf denn eine gemeine Frau so sprechen mit einem Kaiser? Das ist kein Unrecht, dachte Joseph, freute sich herzlich darüber, schenkte ihr einige Goldstücke und sagte: „Gute Frau, außer Dir hat mich auf meinen Reisen noch niemand nach meiner Mutter gefragt. In eilf Tagen sollst Du Deinen Sohn wieder zu Hause bei dir haben."

Bei Gelegenheit einer Feuersbrunst an der Marxer Linie in Wien am 27. Februar 1766 begab sich Joseph schleunigst an den Ort der Gefahr, und hinterließ auf jedem Schritt Trost und Hilfe. „Ich war Mensch," sagte er bei dieser Gelegenheit, „ehe ich Kaiser geworden bin, und das ist meine schönste Eigenschaft."

Joseph verstand es nicht bloß, Bekümmerte zu erfreuen, sondern auch die Freude des Fröhlichen zu erhöhen. Auf der Reise nach Frankreich im Jahr 1777 traf er unter dem Namen eines Grafen von Falkenstein in einem Posthause ein, dessen Besitzer ihn bat, sich eine Zögerung der Fortreise gefallen zu

lassen, weil er seine Pferde weggeschickt hätte, um Freunde zur Taufe seines neugebornen Kindes herbei zu holen. Gern ließ Joseph sich die Zögerung gefallen, und bot sich selbst zum Pathen des Kindes an. Der Postmeister willigte ein. Wie groß war aber sein freudiges Erstaunen, als Joseph, da sein Name in das Kirchenbuch eingetragen werden sollte, sich als Kaiser zu erkennen gab, und durch Geschenke, die er dem Kinde und der Familie machte, die Freude dieses Hauses verherrlichte.

Einer kranken, armen Frau half der Kaiser als rettender Arzt aus ihrer Noth. Als er einst in einer Vorstadt Wiens spazieren fuhr, streckte ein kleiner Knabe seine Hände zu dem vornehmen Wagen empor und rief: „Ach, gnädiger Herr, gebt mir einen Gulden!" Der Kaiser ließ halten und fragte den Jungen: „Wozu brauchst du denn gleich so viel Geld?" Dieser antwortete: „Ich brauch's für den Doktor. Meine Mutter ist krank und hat mich fortgeschickt, einen Doktor zu holen. Aber keiner will für weniger als einen Gulden kommen, und doch ist meine Mutter so sehr krank. Ach, lieber Herr, schenk mir einen Gulden; ich will gewiß in meinem Leben nicht wieder betteln." Der Kaiser gab dem Knaben den verlangten Gulden und ließ sich von ihm genau sagen, wo seine Mutter wohnte. Darauf fuhr er, während der Knabe davon eilte, einen Arzt zu suchen, vor das Häuschen der armen Frau, hüllte sich, um nicht erkannt zu werden, in seinen Mantel und trat in die Krankenstube. „Ich bin der Arzt, den euer Kind gerufen hat," sprach er zu der Kranken, die schwach und bleich in dem ärmlichen Bette lag. Und er erkundigte sich mitleidsvoll nach ihrem Zustand. Dann schrieb er am Tische einige Worte auf ein Stück Papier und sagte fortgehend: „Da hab ich Euch ein Rezept verschrieben, schickts in die Apotheke; die Arznei wird Euch gut thun." Bald nach seinem Weggehen kam der Knabe mit dem wirklichen Arzte. Die Frau wunderte sich, als sie einen zweiten Doktor sah, und der Knabe erzählte nun, was sich zugetragen, und die Mutter auch. Der Arzt nahm das Rezept und las es. „Der kann gut verschreiben," sagte er, „Euer Arzt ist der Kaiser gewesen und sein Rezept ist eine Anweisung an den Zahlmeister

auf fünfzig Dukaten, die Euch sogleich ausbezahlt werden sollen." Die Freude der armen Frau und ihres Sohnes war groß. Bald erholte sich die Kranke, da ihr jetzt die besten Arzneien und die gesundesten Speisen gereicht werden konnten. Und mit inbrünstigem Danke lobte sie Gott, der einen rettenden Engel in ihr Haus gesandt hatte.

Auf einer Reise durch eine entlegene Provinz machte Joseph in einem Städtchen Mittag, und ruhete ein paar Stunden, da die Hitze sehr groß war. Inzwischen hatte sich eine große Menge Volkes versammelt, um den Kaiser zu sehen. Tiefe Stille herrschte, als er zu dem vorgefahrenen Reisewagen hinschritt, und die Umstehenden freundlich grüßte. Da hörte er ein mehrmaliges „Ach!" Gleich sah er sich um und fragte, ob jemand ein Unglück begegnet sein möchte. Die Seufzer kamen von einem Invaliden her, welcher im Feldzuge von 1757 sein Gesicht eingebüßt hatte. Derselbe befand sich unter den Anwesenden und fühlte mit großem Schmerze sein Unglück, den Kaiser nicht sehen zu können. Joseph kehrte sogleich in das Haus zurück, und befahl, den Invaliden vor ihn zu führen. Er fragte ihn theilnehmend nach allen Umständen seines Lebens, reichte ihm dann beide Hände, belobte den alten Graubart, und forderte ihn auf, sich eine Gunstbezeigung zu erbitten. „Ew. Majestät Gnadensold nährt mich, kümmerlich zwar, aber ich darf auf nicht Mehreres Anspruch machen, und ich bin mit Wenigem zufrieden. Nun aber Ew. Majestät freundlich zu mir geredet und mir die kaiserliche Hand gereicht haben, bedarf ich vollends keiner Gunst weiter. Nun möge der Himmel mich, wenn er will, lassen im Frieden fahren!" Joseph reiste ab. Dem Invaliden aber ließ er ein ansehnliches Geschenk und eine Erhöhung seines Gehaltes verabreichen, die auch der Wittwe desselben verbleiben sollte.

Joseph kam einst zu einem Offizier, der arm und Vater von zehn Kindern war und gleichwohl eine verlassene Waise zu sich genommen hatte. Gerührt von dessen Edelmuth sprach er: „Alle diese Kinder sollen von mir verpflegt werden, und Sie sollen ihnen ferner ein Beispiel der Tugend und Ehre sein. Ich

werde für jedes jährlich zweihundert Gulden anweisen. Gehen Sie morgen zu meinem Schatzmeister; er wird Ihnen das erste Vierteljahr zahlen."

5. Henry Pierce.

Eine grauenhafte Eisenbahnfahrt wird von San Franzisko in folgender Weise erzählt: „Die Linie der Pacificbahn zieht sich bekanntlich durch ein von Indianerstämmen bewohntes Territorium, die dabei blieben, die Lokomotiven für phantastische Ungeheuer anzusehen, welche der „große Geist" zur Vertilgung der Rothhäute fabrizirt hat. Schon mehrmals hatten die Indianer die Züge aus dem Geleise zu bringen gesucht; sie waren dabei von einem ihrer wildesten Häuptlinge, einem Cherokee Indianer, Maha, mit dem Beinamen „der Spottvogel" angeführt. Alle ihre Versuche mißglückten; Maha wechselte seine Angriffsweise. Am 2. Juni 1872 legte er sich bei der Linie in Hinterhalt, und es gelang ihm durch außerordentliche Gewandtheit, sich auf einen Wagentritt des hier nach New-York fahrenden Zuges Nr. 76 zu schwingen. Er schob sich längs des Zuges bis zur Lokomotive, tödtete den Heizer mit einem Hiebe des Tomahawk, den Mechaniker mit einem Messerstich, skalpirte sie und sprang auf den Tender, indem er die Skalpe schwang und einen wilden Kriegsgesang heulte. Die Bahnwärter staunten, als sie den Zug mit unsinniger Geschwindigkeit und dem sonderbaren Maschinisten vorüber sausen sahen. Die Reisenden stießen Schreckensschreie aus; die Lage war in der That furchtbar; sie flogen ihrem gewissen Tode entgegen. Endlich opferte sich ein Marineoffizier, Namens Henry Pierce, um die andern zu retten. Er ergriff einen Dolch, ging auf dem Wagentritt den Zug entlang und sprang auf die Maschine. Der Häuptling stieß sein Kriegsgeschrei aus, indem er den Tomahawk schwang, und nun begann auf den Leichen des Heizers und des Mechanikers ein Kampf Mann gegen Mann. Alle Reisenden lehnten sich aus den Fenstern und versuchten mit einer leicht begreiflichen Angst den Vorgang mit anzusehen. Nach einer Minute fiel Herr

Pierce schwer verwundet zu Füßen des „Spottvogels", der ihn in einem Augenblicke skalpirte. Aber während er nun die Kopfhaut des Besiegten schwang und ein Triumphgeheul ausstieß, hatte Pierce, der noch lebte, die Kraft, sich zu heben und ihm sein Messer in die Brust zu stoßen. Der Häuptling fiel todt auf das Geleise. Herr Pierce schleppte sich bis zur Kurbel, stellte den Dampf ab, und nun fiel auch er wieder hin. Der Zug hielt. Man eilte sofort dem braven Offizier zu Hülfe, allein es war zu spät. Zwei Stunden nachher gab er seinen Geist auf."

Mitleid gegen Thiere.

1. Alexander der Große.

Ein macedonischer Soldat führte einen Maulesel, der in einigen Säcken Gelder für Alexander trug. Er sah, daß das Thier beinahe unter der Last niedersank; mitleidig nahm er sie vom Rücken des Maulthiers, und schleppte die Last selbst bis zu des Königs Zelt hin. Alexander war unbemerkt Zeuge des Vorfalls gewesen. Jetzt trat er hervor, und rief dem Soldaten zu: „Fasse Muth, braver Mann! und trage die Geldsäcke vollends unter dein Zelt; du bist werth, sie zu besitzen!"

2. Das Rebhühnernest.

Philipp Grieser, der Sohn eines vermöglichen Landmannes in Schwaben, betrachtete oft bei seinen Arbeiten auf dem Felde die bunten Käfer, die schönen Schmetterlinge, die fröhlichen Vögel, wie sie sich alle erfreuten in Gottes herrlicher Schöpfung und sein Herz wurde dann voll des Lobes der Güte, Weisheit und Allmacht Gottes; sein Auge glänzte von Freude und Dank. Eines Tages erhielt Philipp von seinem Vater den Auftrag, auf einem Acker Klee für das Vieh zu mähen; froh und munter ging er an die Arbeit. Schon hatte er eine große Strecke abgemäht, als plötzlich nicht fern von ihm ein Rebhuhn aufflog, und in einem benachbarten Acker wieder einfiel. „Da ist gewiß ein Nest," dachte Philipp, legte seine Sense behutsam bei Seite, und schlich zu der Stelle, von welcher das Rebhuhn aufgeflogen war; er hatte sich in seiner Meinung nicht getäuscht, es lagen Eierlein im Neste. Aber was that nun Philipp? Er zieht sich schnell zurück, nimmt seine Sense und geht auf eine andere Seite des Ackers, bedauernd, daß er die alte Henne von ihrem Neste verscheucht hatte. „Soll ich weiter mähen," dachte er bei sich selbst, „und die Eier mit nach Hause nehmen? Nein, das gute Thier soll sein Nest behalten, damit es seine Eier ausbrüten kann." Er trug sodann den abgemähten Klee nach Hause, erzählte dem Vater, was er gesehen habe, und bat ihn zugleich, nicht mehr auf jener Stelle mähen zu lassen, bis die Eier ausgebrütet seien. Der Vater lobte, was sein Sohn gethan hatte, und sagte, sie wollen nun in einigen Tagen wieder an jene Stelle gehen und nachsehen; und als sie nach acht Tagen kamen, fanden sie nur noch die Schalen der Eier, die jungen Thierchen hatten ihr enges Gehäuse verlassen.

2. Des Vogels Klage.

„Du schöner, lieber Vogel, was fliehst du so vor mir?"
Es gibt gar böse Kinder, d'rum flieg' ich fort von dir.

Es gibt gar böse Kinder, die thun uns alles Leid;
Uns fangen, quälen, morden, bringt ihnen Lust und Freud'.

Wir lesen Bäum' und Fluren euch vom Geziefer rein;
Wir singen schöne Lieder, die Menschen zu erfreu'n.

Doch ach! die bösen Kinder, die fragen nichts darnach:
Für unser Wohlthun danken sie uns mit Ungemach.

Im tiefsten Waldesdunkel, im dichtesten Gesträuch
Birgt sich und birgt sein Nestlein der Vogel scheu vor euch.

Im Wald, im Dorngebüsche macht ihr noch auf ihn Jagd
Und würget seine Jungen; das sei vor Gott geklagt!

Gäb's keine bösen Kinder, wär' jedes fromm und mild,
Wir flöhen nicht so ängstlich, wir wären nicht so wild!

Wir kämen, wo ihr riefet, euch gern und sicher nach,
Wir folgten, ließ't ihr offen, euch selbst in's Schlafgemach;

Auf Kopf und Schultern wählten bei euch wir unsern Stand,
Wir pickten, was ihr gäbet, euch treulich aus der Hand.

Gäb's keine bösen Kinder, wir wären euch so gut! —
Doch gibt es böse Kinder; d'rum sind wir auf der Hut.

(Philipp Saxer.)

3. Bescheidene Bitte an die Menschen.

Bitte, stillet unsre Noth,
Bitte, bitte, gebt uns Brot!
Alle Dächer, Hecken, Wälder,
Alle Wege, alle Felder,
Wo ein Futterkörnchen steckt,
Alles ist mit Schnee bedeckt,
Alle Nahrung ist verschüttet,
Und ein hungernd Völkchen bittet:
Bitte, stillet unsre Noth,
Bitte, bitte, gebt uns Brot!

Bitte, stillet unsre Noth,
Bitte, bitte, gebt uns Brot!
Kehrt der schöne Frühling wieder,
Singen wir Euch frohe Lieder,
Hüpfen frisch von Ast zu Ast,
Picken ohne Ruh und Rast
Raupen, Frucht- und Blüthenfresser,
Daß sich füllen Scheun' und Fässer.
Bitte, stillet unsre Noth,
Bitte, bitte, gebt uns Brot!

Naturbetrachtungen.

Es ist ein schöner Sommernachmittag; ich entrinne der dumpfigen Stube, dem Qualm der Stadt, dem Irren und Jagen der Menschen und suche die duftigen Hallen der im schönsten Sommerschmucke prangenden Flur. Wie selig wird's mir um's Herz! Es ist, als spiegle sich die Ruhe und Erhabenheit der Natur in meinem Gemüthe. Ich befinde mich im majestätischen Dome Gottes, wo erhabener als die schönsten Orgelklänge, das Flüstern, Summen, Schwirren, Singen, Jubeln und Jauchzen der verschiedenartigsten Wesen mich zur Andacht stimmen und zu Gott erheben, wo tausend Stimmen mir zurufen, tausend Wesen mich mahnen:

Du bist der Priester, der im Dome Gottes waltet, und wir sind Wesen, die alle demselben erhabenen Geiste ihr Leben danken, die, wie du ihres Daseins Kreise vollenden und doch so oft hülflos der Willkür und dem Unverstande des Menschen ausgesetzt sind, der seiner Stellung Hoheit nicht erkennt!" Welch Vorwurf und doch nur zu gerechtfertigt! Wie mißkenne ich meinen hohen, göttlichen Beruf in meinem Verhalten gegenüber der Thier- und Pflanzenwelt und wie unglücklich mache ich mich selbst durch Mißkennung und Verachtung jener Wesen, die so bereitwillig mir von der Weisheit und Erhabenheit des Allmächtigen predigten, wenn ich nicht in strafbarer Ueberschätzung sie verfolgen und verachten würde. Ich möchte mich trösten mit dem Wahne, daß jene mir untergeordneten Wesen keine oder wenig Empfindung haben, daß sie durch göttliches Gesetz meiner Willkür preisgegeben seien, daß ihr Leben überhaupt mir nichts Interessantes und Anziehendes biete, daß Viele nur zum Schaden Anderer da seien und schonungslose Verfolgung verdienen. Doch es ist nur ein leerer Wahn. Untersuche ich das Innere der Pflanze mit dem Vergrößerungsglas, wie kunstreich ist da Zelle an Zelle gebaut, wie weislich die verschiedenen Theile nebeneinander

gereiht, wie interessant erst das Leben und Wachsen der Pflanze, wie kreist der Saft, das Pflanzenblut, in ihrem Körper auf und ab, wie athmet sie begierig Luft ein und aus, wie vermag sie aus unorganischen, der Erde und Luft entnommenen Stoffen organische zu bereiten! Welch Künstler steht in einer solchen Pflanze vor mir da! Aber noch nicht genug, selbst Bewegung hat die Pflanze! Berühre ich die zarten Blättchen der Mimosen, so falten sie sich blitzschnell zusammen und getrauen erst sich wieder empor zu richten, wenn sie aller Gefahr entronnen sind; greife ich nach den Kapseln des bekannten „Rühr mich nicht an", so springt dieselbe plötzlich auseinander, gleichsam als wollten sich die furchtsamen Sämchen in den schützenden Boden retten. Viele Blüthen, wie die „Vogelmilch" und Andere, schließen des Abends, wenn die sorgende Mutter, die Sonne, hinter die Berge gesunken, ihre müden Köpfchen und halten einen Schlaf, wie wir Menschen; andere falten sich zusammen, wenn die liebe Mittagssonne etwas zu ungestüm und heiß auf sie hernieder scheint, noch andere zeigen eine solche Anhänglichkeit an die Himmelskönigin, ihre Wohlthäterin, daß sie Blumen und Blätter ihr beständig zuwenden und ihr mit ihrem holden, rosigen Gesichtchen zulächeln. Wer findet da nicht Leben und Empfindung in der Pflanzenwelt, wer hätte da nicht eine Ahnung von einer Pflanzenseele, die diese holden Geschöpfchen sich zum Wohnort auserkoren.

Und nun erst die Thiere! Vom unscheinbaren Würmchen, das langsam im Grase sich fortbewegt, bis hinauf zum seelenvollen Sänger des Waldes, der pfeilschnell die Lüfte durchmißt oder dem noch kunstreicher organisirten Thiere, dem Säugethier, was haben diese nicht oft gelitten! Wenn sie schreiben könnten, ganze Haufen von Anklageakten würden uns entgegenstarren, aus denen der Beobachter ein ganzes System der ausgesuchtesten und furchtbarsten, absichtlich oder unabsichtlich ausgeführten Folterqualen zusammenstellen könnte. Und doch haben wir hier Wesen vor uns, die jene, die pflanzlichen, noch weit übertreffen. Wer staunt nicht über das Johanniswürmchen, das in finstrer Nacht sein Laternchen trägt! Wen entzückt nicht die Farbenpracht des Schmetterlings, der einem fliegenden Blatte gleich von Blume zu Blume schwebt und mit denselben in Pracht und Schönheit wetteifert, der, bevor er seinen Leib zur Ruhe legt, in aufopferungsfähiger Liebe für seine Nachkommen sorgt und seine Eier an die geschützte Unterseite eines Blattes heftet und dann im Bewußtsein treu erfüllter Pflicht hinstirbt!

Wenden wir uns zu den Ameisen und Bienen. Welch reiches Leben! Die Arbeitsamkeit, der rastlose Eifer, die Gesetzmäßigkeit und Ordnungsliebe, der willige Gehorsam! Würde da nicht mancher Mensch, nicht manche Familie und mancher Staat zu Schanden werden! Oder schenken wir etwelche Aufmerksamkeit den uns verhaßten Fliegen, die in frechem Uebermuthe sich überall zudrängen. Die Stubenfliege fühlt sich angelockt vom Speisengeruch im Zimmer, sie weiß dasselbe sicher zu finden, ihr bleiben auch die süßen und angenehmen Speisen nicht verborgen zum Aergerniß der emsigen Hausfrau. Die Fliege setzt sich auf Stirn und Nase des ausruhenden Mittagsschläfers, sie weiß allen Streichen desselben geschickt auszuweichen und kehrt sogleich wieder, wenn sie sich sicher glaubt; sie entwickelt Muth, Energie und Ausdauer, trotz manchem Menschen. Wer könnte sich nicht unterhalten an dem kunstreichen, blitzschnell entworfenen Gewebe einer Spinne, die beim Fangen ihrer Beute eine staunenswürdige Klugheit und Geschicklichkeit entwickelt, die ihr luftiges Netzlein gerade da hinzaubert, wo Fliegen und Mücken durchzufliegen belieben und die beim Herannahen eines ihr überlegenen Feindes schon den bergenden Ort wieder aufgefunden! Belauschen wir erst die seelenvolle Sprache der Vögel; Lust und Freude, Kinderglück und Gattenliebe, Sehnsucht und Hoffnungslosigkeit, Entschlossenheit und Muth, es sprechen sich alle diese Stimmungen in ihrer Sprache aus; dem Schöpfer dankend, steigt die Lerche, einer Singrakete gleich, jubilirend in den blauen Aetherraum; die verschiedensten Gefühle und Stimmungen ausdrückend, sitzt die geschwätzige, die verschiedensten Laute nachahmende Staarenfamilie auf weithinästigem Baume. Wer wollte da noch zweifeln an einer Seele, die im Thiere wohnt und die uns zum Studium all der uns umgebenden Wesen

auffordert. Der Geist ist's, der lebendig macht und der auch aus dem scheinbar Todten uns entgegentritt. Wo wir gehen, wo wir stehen, bietet sich uns des Neuen und Interessanten in Menge; überall göttliches Walten, Leben und Weben, je mehr wir suchen und forschen, desto interessanter erscheinen uns all diese Wesen, desto höher erscheint uns die göttliche Weisheit und desto glücklicher finden wir uns, die wir mit göttlicher Vernunft begabt uns all dieser Herrlichkeit freuen können und überall die göttliche Gesetzmäßigkeit vor Augen haben. Wir fühlen uns als Ring in einer Kette, in der ohne Nachtheil kein Glied verloren werden darf und kann. In solcher Stellung des Menschen zur Natur trägt jedes Wesen, wenn es auch noch ein so unscheinbares Ding ist, an seiner Stirn geschrieben:

„Verschone mich und pflege mein, dann bist du Priester der Natur!
Betrachte und studire mich, dann gehest du auf Gottes Spur!"

b. Lehren.

Die Liebe.

Hätt' ich Menschen-, hätt' ich Engelzungen,
Würde Gottes Lob von mir gesungen,
Wie ein Sternen-, wie des Himmels Sang,
Und mir fehlete die Liebe, —
Liebe, Liebe,
Ohne dich sind meine Lieder todter Schellenklang.

Alles deckt sie, glaubt sie, hofft sie, duldet,
Duldet alles, was sie nie verschuldet,
Liebe, du wirst bleiben, du allein.
Alle Gaben werden schwinden,
Sprachen schwinden,
Alles Stückwerk der Erkenntniß; Liebe nur wird sein.

Jetzt im Räthsel, jetzt im dunkeln Spiegel,
Einst erscheinet uns der Wahrheit Siegel
Wirklich Angesicht zu Angesicht.

Glaube bleibet, Hoffnung, Liebe;
Doch die Liebe
Ist die größte aller, Liebe nur weicht nicht. (Herder.)

In dem einzigen Worte „Liebe" ist das ganze Christenthum. Die Liebe „erfüllt das Gesetz und die Propheten." Die Liebe ist die Religion, und zwar die ganze Religion, und alles Andere, das nicht Liebe ist, ist keine Religion. Religiös ist, wer liebt, d. h. „wer sein Leben verliert" um der Brüder willen; irreligiös ist, „wer sein Leben behalten will" um seiner selbst willen. Gott ist die Liebe, und das Lieben ist göttlich. Diese Religion hat Christus nicht nur gelehrt, sondern gelebt; in ihm ist diese Liebe That geworden in seinem Leben und in seinem Tod.

Lerne lieben! Zürnend ruft er's vom Kreuz der entarteten Christenheit zu, die in unfruchtbarem Streit über Glaubenssätze sich selber zerfleischt, und die vergißt, daß das Christenthum gar nichts Anderes als die Liebe ist, wie sie sich auf Golgatha in ihrer ganzen welterlösenden Kraft geoffenbaret hat.

Lerne lieben, um den Brüdern zu dienen! Keiner glaube, wir seien auf Erden, um uns selber zu leben, um unseren Nutzen zu fördern und unsere Lust zu suchen. Nein, sondern wir sind dazu da, um den Andern zu dienen, unsere besten Kräfte, unsere kostbarste Zeit dem Wohl unserer Mitmenschen zu widmen in unermüdlicher Liebesthat, und in treuer Arbeit für den Sieg des Guten und der Wahrheit. Jeder an seiner Stelle als Hausvater, Hausmutter, Herr oder Knecht oder Magd, als Lehrer oder Beamter soll er stets dem Wohl des Ganzen dienen, dann ist er ein wahrer Christ und ein guter Mensch. Dann aber auch wird er nach seinem Tode in seinen guten Thaten fortleben. Wer also sein Leben im Dienste des Ganzen verliert, der wird es erhalten. „Ich diene", das ist der höchste, der sittlichste Lebensgrundsatz; in ihm ist alle Religion und alle Tugend enthalten. „Der Größte ist, wer der Kleinste ist, und Aller Diener." Das Wesen der Religion besteht in der sittlichen That, nicht im Glauben, nicht im Beten und Singen, nicht in Bußübungen und im Kirchendienst, nicht im Bekennen

und Beschwören. Alles dieses Letztere ist nicht Religion und Sittlichkeit, ist nicht Gottesdienst, sondern nur Menschendienst von Seite solcher, die unter der geistigen Despotie herrschsüchtiger Menschen schmachten.

„Liebet eure Feinde; segnet, die euch fluchen; thut wohl denen, die euch hassen; selig sind die Sanftmüthigen, selig sind, die da hungern und dürsten nach der Gerechtigkeit; selig sind die Barmherzigen; selig sind, die reinen Herzens sind; selig sind die Friedfertigen; selig sind, die um der Gerechtigkeit willen verfolgt werden; gib dem, der dich bittet, wenn du aber Almosen gibst, so lasse deine linke Hand nicht wissen, was die Rechte thut. Und wenn du betest, so sollst du nicht thun, wie die Heuchler; ihr sollt euch nicht Schätze sammeln auf Erden ꝛc." Das ist allein das wahre Christenthum; denn es ist sittliche That und sittliches Leben. Nur wer solches thut, der ist ein Christ und ein guter Mensch, mag er dabei den oder jenen Begriff oder die oder jene Meinung haben, mag er Christus für einen Menschen oder für einen Gott halten, mag er an Wunder glauben oder nicht, mag er die Bibel als ein Buch von Menschen oder als ein Buch von Gott annehmen, mag er Protestant oder Katholik, oder Jude oder Heide sein. Alles das hat bloß Bedeutung für die Priesterherrschaft und Herrschsucht, nicht aber für die wahre Religion. Wo eine Religion in das Streiten um Meinungen, Glaubenssätze, Dogmen ausgeartet ist, da ist sie zum Gegentheil der Religion geworden, ist ein Schaden der Menschheit, da dient sie nicht mehr dazu, zu vereinen, sondern zu trennen, dient nicht mehr dazu, Liebe zu pflanzen, sondern Haß, dient nicht mehr dazu, Frieden zu stiften, sondern den Religionskrieg, dient nicht mehr dazu, die Blinden sehend zu machen, sondern die Sehenden blind, dient nicht mehr dazu, den Armen ein Evangelium zu sein, sondern ein Betrug, dient nicht mehr dazu, die Völker zu befreien, sondern auszubeuten und zu unterjochen unter die Beutelust eines Fürsten; da ist sie nicht mehr Sittlichkeit. Die wahre Religion ist nicht Meinung, sondern That, ist nicht Glauben, sondern Liebe, ist nicht Beten, sondern

Arbeiten, ist nicht Sache des Verstandes, sondern des Herzens und des Charakters, wird nicht gelehrt, sondern vorgemacht, ist nicht Herrschen, sondern Aufopfern und Dienen, ist nicht Prunk und Prozession, sondern Armuth und Leiden. Die wahre Religion ist Aufopferung; zu der Aufopferung werden wir aber nie durch den Verstand, sondern nur durch das Mitgefühl gedrängt. Folglich haben die bloßen Begriffe und Meinungen des Verstandes über Gott, Unsterblichkeit und Geisterreich nur geringen Einfluß in der Religion. Aufopferung seiner selbst ist nichts Anderes, als eine feine Art mitzufühlen und mitzuleiden, um seinem eigenen besseren Selbst auf die edelste Art genug zu thun. „Wie jeder ist, so ist sein Gott."

Wenn es einem Geistlichen und Lehrer um die Religion wirklich ernst ist, so wird er Mitleiden, Mitgefühl und Barmherzigkeit für die leidende Menschheit in den Herzen seiner Zuhörer erwecken; er wird die Bilder des Elendes und des Jammers, die im Menschengeschlecht wie in keinem andern lebenden Geschlecht in der Schöpfung herrschen, zeichnen, er wird die Blutscenen der durch den Ehrgeiz der Fürsten herbeigeführten Völkerschlachten malen, er wird zeigen, wie $^3/_4$ der europäischen Menschheit noch jetzt ohne allen Unterricht aufwachsen und ein traurigeres Schicksal haben, als das Thier, er wird zeigen, wie Dummheit die Armuth, die Armuth und übergroßer Reichthum das Laster, das Laster das Elend hervorbringt; er wird uns in die Hütten und Paläste zu elenden Menschen führen, und wenn er es dazu bringt, daß wir helfen, lieben, tragen und erretten, daß wir die Nackenden kleiden, die Hungrigen speisen, die Durstenden tränken, die Verzweifelnden erretten, die geistig Blinden sehend machen und die Tauben hörend, dann hat er uns Religion gelehrt und hat uns den wahren Gott geoffenbaret in der Liebe. Dann hat er uns auch von dem allein bösen Geist, der Selbstsucht, befreit, und hat unsere Brust mit dem reinsten Glück, mit jenem Gefühl erfüllt, das man Seligkeit heißt. Denn der Mensch und die menschliche Gesellschaft haben keinen andern Feind, als die Selbstsucht und es gibt keine andere Sünde, als die der Selbstsucht. Wo man aber die Tugend des Menschen durch Verheißung einer

jenseitigen himmlischen Glückseligkeit erreichen will, da spekulirt man auf die Selbstsucht und zieht den einzigen Feind der Menschheit groß.

Es gibt keinen andern Weg, die Menschen zu wirklich uneigennütziger Tugend zu führen, als den, in ihren Herzen das Mitleid und die Liebe zu erwecken. Alle die großen Wohlthäter des Menschengeschlechtes, wie Mose, Jesus, Luther, Zwingli, Pestalozzi, Fellenberg u. A. sind schon von ihren Eltern auf die große Noth des armen und betrogenen Volkes hingewiesen worden, und sind durch Liebe zu ihren großen Werken der Menschenliebe bewogen worden. Nicht Glaubenssätze, sondern Liebe ist die allein sichere Grundlage, die von der Natur jedem guten Herzen eingepflanzt ist! Wer in den Herzen der Menschen Mitleid erweckt, der pflanzet die Tugend und Religion, der erweckt Gott in den Herzen. Darum, du Lehrer der Religion und Tugend, zeige den Menschen die Bilder der Noth dieses Lebens, zeige, daß alle lebenden Wesen aus der gleichen Schöpferhand hervorgegangen, daß alle deine Brüder und Schwestern sind, zeige, daß in allen lebenden Wesen das göttliche Wesen ist und mit ihnen leidet, lehre sie, in jedem Menschen sich selbst zu sehen, lehre sie im Kranken, im Sterbenden, im Elenden, im Gefallenen, im Verbrecher, wie im Gesunden, Glücklichen und Guten immer und immer sich selbst zu erkennen, seine eigenen Schwachheiten, Thorheiten, Fehler, Vorzüge und Tugenden zu finden und dabei die Macht des Schicksals zu sehen. Lehre sie, daß Religion und Tugend dazu da sind, um der blinden verderblichen Macht des Schicksals entgegenzutreten, die Wunden zu heilen, die es geschlagen, die Thränen zu trocknen, die es ausgepreßt. Lehre sie, zu sehen, daß alle Menschen Eine große Familie sind, worin alle leiden, wenn Ein Glied leidet. Lehre sie, zu fühlen, daß auch ihnen der Wechsel des Schicksals droht, daß auch sie „mit des Geschickes Mächten keinen ewigen Bund flechten" können, sondern daß die Geschicke mit furchtbarer Naturnothwendigkeit sich erfüllen und den kahlen schuldigen Scheitel wie das schuldlose Lockenhaupt gleich ergreifen. „Das bist du!" sagt der buddhistische Priester, wenn er dem Thiere begegnet.

„Das bist du!" Sollen wir noch viel mehr sagen, wenn wir einem unglücklichen, armen, elenden, leidenden oder gefallenen Menschen begegnen. „Das bist du!" Dieses einzige Wort vermag die Liebe zu erwecken und mit ihr die Tugend, die Religion und Gott. „Das bist du!" Dieses einzige Wort bringt Licht in die Köpfe, Liebe in die Herzen, Glück und Friede und Ruhe in die Menschheitsfamilie, es reinigt den Altar und adelt den Thron.

Daß das Mitleid sich auch auf die Thiere erstrecken soll, versteht sich von selbst. Denn auch in ihnen lebt das gleiche göttliche Wesen, wie in uns. Auch sie haben eine Seele, die leidet und sich freut. Auch sie sind aus der Hand des gleichen Schöpfers hervorgegangen. Wer ein Thier quält, verdient den Namen Mensch nicht mehr.

Die Thiere sind unsere Mitgeschöpfe; sie sind aus derselben Schöpferkraft des ewigen Wesens hervorgegangen, wie wir; sie stehen auf derselben Stufenleiter der Wesen, wie wir, nur tiefer; auch sind sie gleich organisirt, wie wir, sind Nervenwesen, wie wir; sie sehen, hören, riechen, schmecken und fühlen, wie wir; sie haben Vorstellungen und Begriffe, sie denken und schließen, sie hassen und fürchten, sie streben und wollen — alles nur quantitativ, nicht qualitativ von uns verschieden. In den Thieren ist auch etwas Seelisches, etwas Menschliches. In ihnen lebt das ewige Wesen, wie in uns, nur nicht gleich hoch, gleich vollkommen; und wer ein Thier beleidigt, und wäre es auch nur eine Ameise, beleidigt das ewige Wesen.

Die Thiere sind nicht dazu geschaffen, unserer Laune zu dienen, sondern jedes Thier ist dazu geschaffen, in der großen Harmonie der irdischen Schöpfung einen kleinen Beitrag zur Erhaltung des Ganzen zu leisten, und wer die große Naturordnung sieht, in der jedes Geschöpf nothwendig ist, der hört zugleich die Sphärenharmonie, von der die Dichter singen, der beobachtet dann aber auch Gerechtigkeit und Mitleid gegenüber dem mitgeschaffenen Wesen.

c. Sprüche.

1. Das Glück der Liebe.

Frage den Leidenden, ob er Schmerzen fühle, wenn er für eine Geliebte, einen Freund arbeiten kann. Frage ihn, ob er elend ist in dem Augenblicke, wenn er um sie zu retten, sich selbst in Gefahr wirft. Frage ihn, ob er sich mit allem Golde der Welt die Süßigkeit des Bewußtseins einer Edelthat abkaufen lassen würde. Frage die gute Mutter, wenn sie am Krankenlager des Kindes bange Nächte durchwacht, ob sie es jemals bereut, wenn sie sich um die Erquickung des Schlummers gebracht. — Der Schmerz, den du als Mensch und Bürger leidest, indem du für Anderer Wohl duldest, steigert die Kraft deiner inneren Seligkeit. Je größer dein äußeres Opfer, desto größer deine innere Seligkeit. Der Schmerz selbst verwandelt sich in Glück, vermehrt deine Würde und erhöht deine That.

2. Das Mitleid.

Mitleid! Heil dir, du Geweihte!
Weiches Herzens, milder Hand,
Wallst du an des Dulders Seite
Durch der Prüfung rauhes Land;
Thaust wie Balsam milde Zähren,
Hebest das zerknickte Rohr.
Wie zu Hyllius Altären,
Blickt die Noth zu dir empor.

Deine Hülfe stillt ihr Flehen;
Dein Erbarmen eilt zur That.
Wünsche, brennst du, auszuspähen,
Spendest, wenn der Mangel bat;
Spendest Brüdern, welche darben,
Deines Tagewerks Gewinn;
Bindest loser deine Garben
Vor der Aehrenleserin.

In verarmter Wittwen Krüge
Schüttest du der Stärkung Wein,
Prägst des Lächelns heit're Züge
Abgehärmten Wangen ein;
Hebst erlegner Wandrer Bürde
Auf dem tiefbeschneiten Damm,
Und verpflegst in sicherer Hürde
Deines Nachbars irres Lamm.

Sorglich streust du vor die Scheuer
Vögeln Korn im Winter aus;
Nöthigst zu des Heerdes Feuer
Pilger in dein wirthlich Haus;
Herbergst an des Strohdachs Balken
Prognens federlose Brut;
Schirmest Täubchen vor dem Falken,
Küchlein vor des Geiers Wuth.

Du entführst die junge Waise
Ihrer Mutter Rasengruft;
Jeden Seufzer, noch so leise,
Raubt dein Ohr der Abendluft;
Sanft, wie thauige Hyaden,
Blickst du auf das Findelkind,
Reichst ihm Ariadnens Faden
Durch des Lebens Labyrinth.

Herzen, die der Harm zerrissen,
Hegst du mit besorgter Treu';
Rückest der Geduld das Kissen
Auf des Schmerzenlagers Streu;
Schonst des Schlummers, nahst auf Socken;
Kühlst mit deinem Palmenreis;
Trocknest mit ergoßnen Locken
Banger Todeskämpfe Schweiß.

Bleib bei uns, bis einst die Hefe
In dem Thränenkelch versiegt;
Kränze bleicher Trübsal Schläfe,
Die an deinen Schoß sich schmiegt;
Herze sie mit Ammenarmen,
Sei umstürmter Pflänzchen Stab,
Die das ewige Erbarmen
Dir zur Pflege übergab. (Salis.)

3. Der Liebe Dauer.

O lieb, so lang du lieben kannst,
O lieb, so lang du lieben magst,
Die Stunde kommt, die Stunde kommt,
Wo du an Gräbern stehst und klagst.

Und sorge, daß dein Herze glüht
Und Liebe hegt und Liebe trägt,
So lang ihm noch ein and'res Herz
In Liebe warm entgegenschlägt.

Und wer dir seine Brust verschließt,
O thu' ihm, was du kannst, zu lieb,
Und mach' ihm jede Stunde froh,
Und mach' ihm keine Stunde trüb.

Und hüte deine Zunge wohl,
Bald ist ein böses Wort gesagt;
O Gott, es war nicht bös gemeint,
Der and're aber geht und klagt.

O lieb, so lang du lieben kannst,
O lieb, so lang du lieben magst,
Die Stunde kommt, die Stunde kommt,
Wo du an Gräbern stehst und klagst.

Dann kniest du nieder an der Gruft
Und birgst die Augen trüb und naß —
Sie sehn den andern nimmermehr —
In's lange, feuchte Kirchhofsgras.

Und sprichst: „O schau auf mich herab,
Der hier an deinem Grabe weint;
Vergib, daß ich gekränkt dich hab',
O Gott, es war nicht bös gemeint."

Er aber sieht und hört dich nicht,
Kommt nicht, daß du ihn froh empfängst,
Der Mund, der oft dich küßte, spricht
Nie wieder: „Ich vergab dir längst!"

Er that's, vergab dir lange schon,
Doch manche heiße Thräne fiel
Um dich und um dein herbes Wort;
Doch still — er ruht und ist am Ziel.

O lieb, so lang du lieben kannst,
O lieb, so lang du lieben magst,
Die Stunde kommt, die Stunde kommt,
Wo du an Gräbern stehst und klagst. (Freiligrath.)

4. Die Menschheit zu lieben, ist ein leerer Gedanke, aber in dem einzelnen Menschen den Repräsentanten der ganzen Menschheit zu lieben, ist eine Seligkeit, die nur erhabenere Seelen verstehen. (Mahlmann.)

5. Nur durch Liebe ist Freude und wahres Glück zu erlangen. Die Liebe erschaut überall das Leben; beim einsamen Haß wohnen nur der Schmerz, der Tod und der Fluch. (L. v. Voß.)

6. Nie wirst du selbst heiter sein, als in jenen Momenten, wo du fühlst, daß die Gottheit dich gewürdigt hat, Andere zu erheitern.

7. Wie lieblich scheint die Sonne uns des Nachts,
Wenn uns ihr Glanz vom Mond hernieder dämmert!
Es ist der Sonne Licht und nicht des Mondes,
Ob er gleich nahe ist und sie — verschwunden.

Hast du ein gutes Werk gethan, und lächelt
Ein Menschenantlitz dir aus Thränen zu —
Dann sieh der Gottheit mittelbares Antlitz
Doch auch, so sanft wie Sonnen-Mondeslicht.
(L. Schefer.)

8. Hilf und gib gerne, wenn du hast, und dünke dich darum nicht mehr; und wenn du nichts hast, so habe den Trunk kalten Wassers zur Hand, und dünke dich darum nicht weniger. (Claudius.)

9. Es gibt immer noch wohlthätige Menschen, und wer einmal so glücklich ist, unglücklich zu werden, dem wird geholfen. Früher freilich nicht! (L. Börne.)

10. Je mehr Gottes- und Menschenliebe, desto weniger Selbstliebe; — je schneller sich ein Wandelstern um die Sonne bewegt, desto langsamer dreht er sich um sich selbst. (Jean Paul.)

11. Es gibt nur Ein Laster: Die Selbstsucht,
Und es gibt nur Eine Tugend: Die Selbstverleugnung.
(Fichte.)

12. Liebe deinen Nächsten, wie dich selbst. (3. Mos. 19, 18.)

13. Achte Jedermann, er sei gering oder vornehm.
(Sir. 5, 18.)

14. Dein Haus sei für Jedermann von allen Seiten offen.
(Spr. der Vät. 1, 5.)

15. Laß die Weinenden nicht ohne Trost, sondern traure mit den Traurigen. (Sir. 7, 38.)

16. Was du willst, daß man dir thue, das thue einem Andern auch. (Tob. 4, 16.)

17. Wer sich rächt, an dem wird sich der Herr wieder rächen. (Sir. 28, 1.)

18. Stärket erschlaffte Hände, kräftiget die wankenden Kniee.
(Jes. 35, 3.)

19. Liebe den Frieden und suche Eintracht mit deinem Nebenmenschen zu erhalten. (Spr. der Vät. 2, 4.)

20. Der mild Gesinnte gibt freundlich; der Rohe verletzend.
(Spr. Sal. 13, 15.)

21. Der ist ein schlechter Mensch, der sein Angesicht vom Elend abwendet und sich Niemandes erbarmt. (Sir. 14, 8.)

22. Was du gibst, das gib herzlich. (Sir. 35, 11.)

23. Schaffet der Waise Recht und führet die Streitsache der Wittwe. (Jes. 1, 17.)

24. Auf drei Dingen besteht die sittliche Weltordnung: Auf Lehre, Gottesdienst und Wohlthätigkeit. (Spr. d. Vät. 1, 2.)

25. Seid allesammt gleichgesinnt, mitleidig, brüderlich, barmherzig, freundlich. (1. Pet. 3, 8.)

26. Dienet einander ein Jeglicher mit der Gabe, die er empfangen hat, als die guten Haushalter der mancherlei Gnade Gottes. (1. Pet. 4, 10.)

27. Den Reichen von dieser Welt gebiete, daß sie nicht stolz seien, auch nicht hoffen auf den ungewissen Reichthum, sondern auf den lebendigen Gott, der uns dargibt, reichlich allerlei zu genießen; daß sie Gutes thun, reich werden an guten Werken, gerne geben, behülflich seien, Schätze sammeln, ihnen selbst einen guten Grund auf's Zukünftige, daß sie ergreifen das ewige Leben. (1. Tim. 6, 17—19.)

28. Er streuet aus und gibt den Armen; seine Gerechtigkeit bleibet ewiglich. (Ps. 112, 9.)

29. Wer kärglich säet, der wird auch kärglich ernten; wer da säet im Segen, der wird auch ernten im Segen.
(2. Cor. 9, 6.)

30. Lasset uns Gutes thun und nicht müde werden, denn zu seiner Zeit werden wir auch ernten ohne Aufhören. Als wir dann nun Zeit haben, so lasset uns Gutes thun an Jedermann. (Gal. 6, 9. 10.)

31. Kommet her, ihr Gesegneten meines Vaters, ererbet das Reich, das euch bereitet ist von Anbeginn der Welt. Denn ich bin hungrig gewesen und ihr habt mich gespeiset. Ich bin durstig gewesen, und ihr habt mich getränket. Ich bin ein Gast gewesen, und ihr habt mich beherberget. Ich bin nackend gewesen, und ihr habt mich bekleidet. Ich bin krank gewesen, und ihr habt mich besuchet. Ich bin gefangen gewesen, und ihr seid zu mir gekommen. Wahrlich ich sage euch: Was ihr gethan habt Einem unter diesen meinen geringsten Brüdern, das habt ihr mir gethan. (Matth. 25, 34—36. 40.)

32. Liebet eure Feinde, segnet, die euch fluchen, thut wohl denen, die euch hassen, bittet für die, so euch beleidigen und verfolgen; auf daß ihr Kinder seid meines Vaters im Himmel. Denn er lässet seine Sonne aufgehen über die Bösen und über die Guten, und läßt regnen über Gerechte und Ungerechte.
(Matth. 5, 44. 45.)

33. Nicht bloß siebenmal, sondern siebenzigmal siebenmal sollst du deinem Bruder vergeben, der an dir sündiget.
(Matth. 15, 21. 22.)

34. So ihr den Menschen ihre Fehler vergebet, so wird euch euer himmlischer Vater auch vergeben. Wo ihr aber den Menschen ihre Fehler nicht vergebet, so wird euch euer Vater eure Fehler auch nicht vergeben. (Matth. 6, 14. 15.)

35. So deinen Feind hungert, so speise ihn; dürstet ihn, so tränke ihn. Wenn du das thust, so wirst du feurige Kohlen auf sein Haupt sammeln. Laß dich nicht das Böse überwinden, sondern überwinde das Böse mit Gutem. (Röm. 12, 20. 21.)

36. Wer sich des Armen erbarmet, der leihet dem Herrn; der wird ihm wieder Gutes vergelten. (Spr. Sal. 19, 17.)

37. Einen fröhlichen Geber hat Gott lieb. (2. Cor. 8, 7.)

38. Wenn Jemand dieser Welt Güter hat, und siehet seinen Bruder darben, und schließt sein Herz vor ihm zu; wie bleibet

die Liebe Gottes bei ihm? Lasset uns nicht lieben mit der Zunge, sondern mit der That und Wahrheit. (1. Joh. 3, 17. 18.)

Sprüche über Thierschutz.

1. Freilich nützen die Thiere dem Menschen, freilich sind sie seinetwegen geschaffen; allein dies ist nicht ihre einzige, nicht einmal ihre vorzüglichste Bestimmung. Sie sind geschaffen, um Wohlsein zu genießen, denn sie sind des Wohlseins fähig. Aber der Schöpfer verband immer mehrere Endzwecke mit einander; daher sollen sie auch die Glückseligkeit des Menschen befördern. Befördern nicht auch gegenseitig die Menschen das Wohlsein der Thiere? Sind nicht auch sie wiederum wegen der Thiere geschaffen? Denn nirgends in der ganzen Schöpfung kann man sagen: dies ist das Mittel, dies ist der Zweck. Alles ist Mittel, alles Zweck. (W. v. Humboldt.)

2. Schrieb' auch ein Vogel nun einmal Naturgeschichte,
Wie meint ihr, lauteten vom Menschen die Berichte?

Daß unter Allem, was zu Vogelschirm und Schutze
Geschaffen Gott, der Mensch sei von geringstem Nutze;

Und nichts sei gut an ihm, als daß mit seltnem Triebe
Er Bäume pflanze — zwar dem Vogel nicht zu liebe,

Von denen doch alsdann ein Vogel dann und wann,
Wenn ihn der Mensch nicht scheucht, sich Früchte picken kann.
(Fr. Rückert.)

3. Als ich einmal eine Spinne erschlagen
Dacht' ich, ob ich das wohl gesollt?
Hat Gott ihr doch wie mir gewollt
Einen Antheil an diesen Tagen. (Göthe.)

4. Das Herz erbarmt sich wohl auch der Thiere, aber nur, weil auch das Thier ein Herz hat; die Vernunft dagegen erbarmt sich ihrer, nicht weil sie sich selbst in ihnen findet oder sie mit den Menschen identifizirt, sondern weil sie dieselben als

vom Menschen unterschiedene, nicht nur um des Menschen willen existirende, sondern auch als selbstberechtigte Wesen anerkennt.
(L. Feuerbach.)

5. Der Löwe, der Tiger würgt nur, seinen Hunger zu stillen; aber kein Thier quält das andere zu seiner Lust. Wie ist denn das fühlende und vernünftige Geschöpf Gottes, der hohe, herrliche Mensch, so unbarmherzig, daß er seinen Schützling, das wehrlose Hausthier, das Pferd und den Stier, die ihm den Acker pflügen und das tägliche Brod verdienen müssen, daß er das edle Roß, welches ihn in die Schlacht und mit dem letzten Hauche seiner Lebenskraft aus der Gefahr, und über Berg und Thal zu dem Orte seiner Wünsche und seiner leidenschaftlichen Ungeduld trägt, so oft unnützlich, ohne alles Gefühl, ja ohne Sinn und Verstand zu überbürden und zu martern vermag!

Welch' eine Demüthigung für uns Alle, daß der Mensch den Menschen ermahnen muß, mit der Kreatur Gottes nicht unmenschlich und unvernünftig zu sein!

Es ist gewiß, daß der Mensch nicht eher und nicht anders gegen Seinesgleichen barmherzig sein wird, bis er es auch gegen das Thier geworden ist. Alle todten wie lebendigen Dinge zugleich als Mittel und als Selbstzwecke zu begreifen und zu fühlen, das ist Liebe, das ist Menschenvernunft. (V. Goltz.)

6. Je mehr von der Natur des Thiers wir selbst verlieren,
Um so viel menschlicher sind just wir mit den Thieren.
(O. S.)

7. Gott hat Alles harmonisch schön in der Welt angeordnet, auch hat er dem Menschen den Trieb, dies zu erkennen, in's Herz gepflanzt; doch kann der Sterbliche nie ganz ergründen, was Gott erschaffen von Anfang bis zu Ende. (Pred. Sal. 3, 11.)

8. Wie herrlich ist die Natur, das Haus des Herrn! Wie weit und groß ist die Stätte seiner Wohnung! Sie hat kein Ende und ist unermeßlich hoch! (Bar. 3, 24—25.)

9. O, frage die Thiere, sie lehren es dich, der Vogel in der Luft wird es dir sagen, oder rede mit der Erde, sie wird es dir bekunden, die Fische des Meeres werden es dir erzählen: wer würde aus all dem nicht erkennen, daß Gottes Hand sie erschuf? (Hiob 12, 7—9.)

10. Du, o Herr, liebst Alles, was in der Welt ist, und hassest nichts, was du erschaffen hast. Du hast freilich auch nichts hervorgebracht, was du hassen könntest. Wie könnte Etwas bestehen, wenn du nicht wolltest? Oder wie könnte Etwas erhalten werden, das du nicht in's Dasein gerufen hättest? Du schonest aber Aller, denn sie sind dein, du Spender des Lebens.
(Weish. Sal. 11, 25—27.)

11. Der edle Mensch hat auch für das Thier Schonung; das Mitleid des Ruchlosen ist noch immer Grausamkeit.
(Spr. Sal. 12, 10.)

12. Alle Thiere sind mein, spricht der Herr; das Wild auf dem höchsten Gebirge gleichfalls. Ich kenne alles Vieh auf dem Felde, ebenso wie die Vögel in den Lüften.
(Ps. 50, 10—11.)

2. Streben nach Wahrheit und sittlicher Veredlung.

a. Beispiele: 1. Moses. — 2. Sokrates. — 3. Jesus. — 4. Paulus. — 5. Mohamed. — 6. Peter Waldus und die Waldenser. — 7. Johannes Huß. — 8. Luther. — 9. Zwingli. — 10. Humboldt. — 11. Kant. — 12. Schiller.

1. Moses. (1665 v. Chr.)

(Nach Schiller.)

Die Gründung des jüdischen Staates durch Moses ist eine der denkwürdigsten Begebenheiten, welche die Geschichte aufbewahrt hat, wichtig durch ihre Folgen für die Welt, die noch

bis auf diesen Augenblick fortdauern. Zwei Religionen, welche den größten Theil der bewohnten Erde beherrschen, das Christenthum und der Islamismus, stützen sich beide auf die Religion der Hebräer, und ohne diese würde es niemals weder ein Christenthum, noch einen Koran gegeben haben. Durch die mosaische Religion wurde eine kostbare Wahrheit, die Lehre von dem einigen Gott, vorläufig unter dem Volke verbreitet und als ein Gegenstand des blinden Glaubens so lange unter demselben erhalten, bis sie endlich in den helleren Köpfen zu einem Vernunftbegriff reifen konnte. Dadurch wurden einem großen Theil des Menschengeschlechtes alle die traurigen Irrwege erspart, worauf der Glaube an Vielgötterei führen muß. Aus diesem Grunde muß uns das Volk der Juden als ein wichtiges historisches Volk erscheinen, trotz allen Fehlern dieser Nation.

Die Ebräer kamen als eine einzige Nomadenfamilie, die nicht über siebenzig Seelen zählte, (Jakob und Joseph...) nach Egypten, und wurden erst dort zum Volk. Während 400 Jahren vermehrten sie sich zu zwei Millionen, unter welchen 500,000 streitbare Männer waren. Diese, von den Egyptern abgesonderte Menge erweckte die Besorgniß der egyptischen Könige. Diese suchten durch schwere Arbeit und unmenschlichen Frohndienst die Vermehrung des Volkes Jakobs zu hindern. In dem kleinen Lande Gosen fehlte der Raum für die armen Juden; Seuchen (der Aussatz) stellten sich ein. In Folge davon wurden sie von den Egyptern noch mehr verachtet und geflohen. Die Barbarei gegen die Juden stieg noch. Da es aber den Egyptern nicht gelang, die Vermehrung der Juden zu hindern, so verfiel ihr König auf den unmenschlichen und elenden Ausweg, zu befehlen, die neugebornen Söhne der Juden sogleich durch die Hebammen erwürgen zu lassen. Aber Dank der besseren Natur der Menschen befolgten die Hebammen diesen Befehl nicht. Die Regierung bestellte daher Mörder, die auf königlichen Befehl die neugebornen Knäblein ermordeten. Woher sollte nun dem armen Volk der Juden der Retter kommen, da es durch einen 300jährigen Druck verzagt, verwildert und verbittert, und durch Dummheit bis zum Thier heruntergestoßen war? Unter einem solchen Volke

konnte kein heldenmüthiger und kühner Geist entstehen und unter dem Volk der Egypter konnte ebenfalls kein Retter auftreten.

Was für einen Ausweg erwählt das Schicksal? Es nahm einen Ebräer, entriß ihn aber seinem rohen Volk und verschaffte ihm den Genuß egyptischer Weisheit, und so wurde ein Ebräer, egyptisch erzogen, das Werkzeug, wodurch diese Nation aus der Knechtschaft entkam. Die Liebe einer Mutter und die Barmherzigkeit einer Königstochter waren die Mittel in der Hand des Schicksals.

Eine jüdische Mutter aus dem levitischen Stamme hatte ihren neugebornen Sohn drei Monate lang vor den Mördern verborgen. Endlich gab sie die Hoffnung auf, ihn länger verborgen halten zu können. Die Noth gab ihr eine List ein, wodurch sie ihn zu erhalten hoffte. Sie legte ihren Säugling in eine kleine Kiste von Papyrus, und wartete die Zeit ab, wo die Tochter des Pharao gewöhnlich zu baden pflegte. Kurz vorher mußte die Schwester des Kindes die Kiste mit dem Kinde in das Schilf legen, an welchem die Königstochter vorbei kam; sie selbst blieb in der Nähe, um das fernere Schicksal abzuwarten. Die Tochter des Pharao wurde das Kind gewahr, und da der Knabe ihr gefiel, so beschloß sie, ihn zu retten. Seine Schwester wagte es nun, sich zu nähern, und erbot sich, ihm eine ebräische Amme zu bringen, welches ihr von der Prinzessin bewilligt wird. Zum zweiten Male erhält also die Mutter ihren Sohn, und nun darf sie ihn ohne Gefahr und öffentlich erziehen. So erlernte er die Sprache seiner Nation und wurde bekannt mit ihren Sitten, während es auch die Mutter wahrscheinlich nicht versäumte, ein rührendes Bild des allgemeinen Elendes in seine zarte Seele zu pflanzen. Als er die Jahre erreicht hatte, wo er der mütterlichen Pflege nicht mehr bedurfte, brachte ihn die Mutter der Königstochter wieder, und überließ ihr nun das fernere Schicksal des Knaben. Die Tochter des Pharao adoptirte ihn und gab ihm den Namen Moses, d. h. der aus dem Wasser gezogene. So wurde nun Moses aus einem Sklavenkinde der Sohn einer Königstochter, und genoß als solcher die Vortheile der Kinder der Könige.

Die Priester, zu deren Orden er jetzt als Glied der königlichen Familie gehörte, übernahmen jetzt seine Erziehung, und unterrichteten ihn in aller egyptischen Weisheit, die das ausschließende Eigenthum ihres Standes war. Diese egyptischen Priester lehrten zwar mit allerlei Ceremonien und geheimnißvollen Bildern (Hieroglyphen) die Einheit des höchsten Wesens, die Idee eines einigen Gottes. Auf einer Pyramide zu Sais fand man die uralte, merkwürdige Inschrift: „Ich bin Alles, was ist, was war und was sein wird; kein Sterblicher hat meinen Schleier aufgehoben." Diese Lehre von der Einheit des höchsten Wesens, welche die entschiedenste Verachtung der Vielgötterei zur Folge hatte, war der reiche Schatz, den Moses aus den Mysterien der Priester herausbrachte. Zugleich wurde er auch mit den Naturkräften bekannt, die man damals zum Gegenstand geheimer Wissenschaften machte, welche Kenntnisse ihn nachher in den Stand setzten, den Glauben zu erwecken, daß er Wunder wirken könne. Aus den Gesundheitsvorschriften, die Moses in seiner Gesetzgebung später erlassen hat, sieht man, daß Moses eine geradezu großartige Naturkenntniß besaß, wie er denn überhaupt eine der größten Erscheinungen der Weltgeschichte ist.

Die egyptische Erziehung hat aber sein Nationalgefühl nicht verdrängt. Die Mißhandlung seines Volkes erinnerte ihn, daß auch er ein Jude sei, und er fing an, sich über die unwürdige Behandlung seines Volkes zu empören. Und als er einst in seinem 40. Jahre sah, wie ein Hebräer durch einen Frohnvogt schrecklich mißhandelt wurde, so überwältigte ihn dieser Anblick und er erschlug den Egypter. Als diese That ruchbar wurde, entfloh er in die arabische Wüste. Hier hütete er die Schafe eines arabischen Beduinen, Jethro. Der tiefe Fall von allen seinen Aussichten, der Fall vom künftigen Menschenbeherrscher zum Lohnknecht eines Nomaden — wie schwer mußte es seine Seele verwunden! Hier nährt er seinen blutigen Haß gegen die Unterdrückung seiner Nation. Nichts ist einer großen Seele unerträglicher, als Ungerechtigkeit zu dulden. Der Geist von Moses wird voll von Ideen und Entwürfen und sein Herz voll von Erbitterung. Groß und gewaltig steigt jetzt hier in der Einsamkeit

der Wüste vor seinem Geiste die Idee auf: „Ich will mein Volk aus der Sklaverei erlösen."

Weil er aber die Schwierigkeiten recht gut kannte, die sich ihm bei diesem Unternehmen entgegenstellen würden, weil er wußte, daß auf die eigenen Kräfte dieses Volkes so lange nicht zu rechnen sei, bis man ihm Selbstvertrauen, Muth, Hoffnung und Begeisterung gegeben; so begriff er, daß er seinem Volk einen höhern, überirdischen Schutz ankündigen müsse, daß er sie gleichsam unter die Fahne eines göttlichen Feldherrn versammeln müsse. Er gibt ihnen also einen Gott, und zwar legt er diesem Gott diejenigen Eigenschaften bei, welche die Fassungskraft der Hebräer und ihr jetziges Bedürfniß von ihm fordern. Er paßt seinen egyptischen Jao dem Volke an, dem er ihn verkündigen will, und so entsteht sein Jehovah, der zürnende, strafende und rächende Gott. Diesen Gott machte er nicht nur zum Nationalgott, sondern er machte ihn zum einzigen und stürzte alle Götter um ihn her in ihr Nichts. Mit diesem Gott mußte er nun Wunder bei ihnen ausrichten; denn er knüpfte das Vertrauen an den Himmel. Aber damit ist noch nicht alles gethan: denn er muß ihnen für das Land, das er ihnen nimmt, ein anderes geben, das er zuerst zu erobern hat. Dafür ist nöthig, daß er ihre vereinigten Kräfte zu einem Staatskörper zusammenhalte. Er muß ihnen also Gesetze und eine Verfassung geben. Auch dazu braucht er die Religion; denn er will seine Hebräer dauernd glücklich machen, und das kann nur dadurch geschehen, daß er seine Gesetzgebung auf Wahrheit gründet. Damit aber den schwachen Kräften der Juden der wahre Gott faßlicher sei, hat er ihn mit einem heidnischen Gewand umhüllt und ist zufrieden, wenn sie auch das Wahre bloß auf eine heidnische Art aufnehmen.

Alle andern Staaten jener Zeit und auch der folgenden Zeiten sind auf Betrug und Irrthum, auf Vielgötterei gegründet, obgleich in Egypten ein kleiner Zirkel von Priestern den richtigen Begriff vom höchsten Wesen im Verborgenen hegte. Moses, der selbst aus diesem Zirkel ist, und nur diesem Zirkel seine bessere Idee von dem höchsten Wesen zu danken hat, Moses ist der

erste, der es wagt, dieses geheim gehaltene Resultat der Mysterien nicht nur laut, sondern sogar zur Grundlage eines Staates zu machen. Er wird also, zum Besten der Welt und der Nachwelt, ein Verräther der Mysterien und läßt eine ganze Nation an einer Wahrheit Theil nehmen, die bis jetzt nur das Eigenthum weniger Weisen war. Freilich konnte er seinen Hebräern mit dieser neuen Religion nicht auch zugleich den Verstand mitgeben, sie zu fassen, und darin hatten die egyptischen Weisen einen großen Vorzug vor ihnen voraus. Diese erkannten die Wahrheit durch ihre Vernunft; die Hebräer konnten höchstens nur blind daran glauben.

Die wichtigsten Gebote, die Moses seinem Volke gab, heißen die zehn Gebote:

1. Du sollst keine andern Götter neben Jehovah haben!
2. Du sollst dir von Jehovah kein Bildniß machen!
3. Du sollst den Namen Jehovahs nicht mißbrauchen!
4. Du sollst den Sabbath heiligen!
5. Du sollst Vater und Mutter ehren!
6. Du sollst nicht tödten!
7. Du sollst nicht ehebrechen!
8. Du sollst nicht stehlen!
9. Du sollst nicht falsches Zeugniß reden!
10. Du sollst dich nicht gelüsten lassen nach dem, was dein Nächster hat!

Nachdem die Juden in der Wüste in einem 40jährigen Aufenthalt durch Moses zu einem kriegerischen Volk erzogen worden sind, haben sie dann Kanaan erobert. Mose war es nur noch vergönnt, in's gelobte Land zu schauen. Er starb auf dem Berge Nebo.

Jesus hat später den strafenden Gott der alten Juden in einen Gott der Liebe verwandelt.

„Gott ist die Liebe,
Die Liebe ist Gott."

Die Hebräer. *)

Das Volk der Juden ist eines der wichtigsten Kulturvölker der Erde, weil es inmitten einer heidnischen Welt durch Moses zum Träger des Glaubens an einen einigen Gott geworden ist. Aus ihm haben sich der Mohamedanismus und das Christenthum entwickelt.

Um das Jahr 2200 v. Chr. lebte zu Ur in Chaldäa ein frommer Mann. Er hieß Abraham. Schon er betete nur den einigen Gott an. Da aber rings um ihn das Volk in Abgötterei versunken war, so wanderte er westwärts und ließ sich in Kanaan nieder. Deßhalb heißen seine Nachkommen Hebräer, d. h. die Herübergekommenen.

Der Enkel Abrahams hieß Jakob oder Israel. Dieser hatte 12 Söhne, unter denen Joseph und Benjamin die jüngsten waren. Joseph wurde von seinen Brüdern nach Egypten verkauft. Dort aber wurde er am Hofe des Königs ein einflußreicher Mann. Darum zog Jakob später mit seiner ganzen Familie zu Joseph nach Egypten. (2095 v. Chr.)

In Egypten wuchsen die Israeliten zu einem mächtigen Volk heran. Aber als Hirten wurden sie von den Egyptern stets verachtet und als Fremdlinge hart bedrückt und zu einem elenden Sklavenvolke gemacht. Ein König Egyptens befahl sogar, alle neugebornen Knäblein der Juden zu tödten. Ein solches Knäblein, Mose, entging aber dem Schwert der Mörder, wurde von der Tochter des Königs aufgenommen und wie ein Königssohn erzogen. Dieser Moses wurde später der Retter seines Volkes. Im Jahr 1665 v. Chr. führte er sein Volk aus der Sklaverei in die Wüste. Dort am Berg Sinai offenbarte er seinem abgöttisch gewordenen Volk Jehovah, den einigen Gott; zugleich gab er ihm die 10 Gebote und eine Menge anderer Gesetze, und erzog dadurch das verkommene Volk zu einem geordneten Staat. Nachdem Moses gestorben war, eroberten dann die Juden unter der Führung von Josua (1625

*) In Anschluß an „Moses" folgt hier ein Abriß der Geschichte der Juden, soweit sie für Volksschulen nothwendig ist.

v. Chr.) das Land Kanaan. Hier theilte es sich in 12 Stämme, an der Spitze der einzelnen Stämme regierten die Stammesältesten, und über das ganze Volk ein Hoheprieſter oder ein Richter. Der letzte Richter war Samuel (1112 v. Chr.). Nach ihm traten drei Könige auf: Saul, David und Salomon. David zeichnete sich durch Macht, Salomon durch Pracht und Weisheit aus.

Allein schon unter dem Sohn Salomons, unter Rehabeam (1000 v. Chr.), zerfiel das Reich in zwei Staaten, in das Reich Juda (Jerusalem) und in das Reich Israel.

Beide Reiche handelten feindselig gegen einander. Die Folge davon war, daß sie in die Gewalt fremder Völker fielen. Zuerst fiel Israel (700 v. Chr.), und unterlag dem König von Assyrien. Das Volk wurde in die assyrische Gefangenschaft geschleppt. Hundert Jahre nachher (600 v. Chr.) fiel auch Juda und kam in die babylonische Gefangenschaft. Sowohl vor, als nach dem Fall sind in beiden Staaten gottbegeisterte Männer, Propheten, aufgetreten, die dem Volk und den Königen ihre Fehler ungescheut vorgehalten haben. Die berühmtesten aus dem Volk Juda sind Jesaia und Jeremia. Erst der Perserkönig Cyrus (um das Jahr 500 v. Chr.) erlaubte beiden Völkern die Heimkehr nach Palästina oder Kanaan. Aber schon im Jahr 320 v. Chr. fielen die Juden unter die Botmäßigkeit des Königs von Egypten, und dann im Jahr 175 v. Chr. unter den König von Syrien. Durch die Söhne des Mattathias wurden die Juden von den Syrern befreit, fielen aber dafür durch Pompejus, der 63 v. Chr. Jerusalem eroberte, unter die Herrschaft von Rom. Nach heftigen Kämpfen eroberte Herodes im Jahr 37 v. Chr. die Stadt Jerusalem zum zweite nMal. Unter seiner Herrschaft wurden Johannes und Jesus geboren.

Die geknechteten Juden erwarteten von Jesus, daß er sie vom römischen Joch befreie. Sie waren dann aber enttäuscht, als er einen ganz andern und größern Lebenszweck verfolgte, den nämlich, seinem unglücklichen Volke und der unglücklichen Menschheit ein Erzieher zur Tugend und Sittlichkeit zu sein.

Da Jesus die Priester angriff, hetzten diese das Volk gegen ihn auf. Jesus starb am Kreuz. 150 Jahre nachher wurde Jesus vom Verfasser des Evangeliums Johannes als Sohn Gottes dargestellt, und im Jahr 325 in der allgemeinen Kirchenversammlung zu Nycäa als Gottessohn, als Gott erklärt, so wie im Jahr 1870 die allgemeine Kirchenversammlung zu Rom auch den römischen Papst als „unfehlbar" und als Gottes Stellvertreter auf Erden erklärt hat.

2. Sokrates. (geb. 469 v. Chr.)

Der peloponnesische Krieg, welcher Athen so tief erniedrigte, war für die Sitten des Volkes höchst verderblich. Die alte Tüchtigkeit war von den Athenern gewichen, leichtsinnig und eitel dachten sie nur an Wohlleben und nichtige Zerstreuung und schätzten Witz und Klugheit mehr, als Rechtschaffenheit und Wahrheit. Aber gerade in dieser bösen Zeit lebte zu Athen der tugendhafte Grieche, der weise und gerechte Sokrates.

Sein Vater war ein Bildhauer zu Athen und seine Mutter eine Hebamme. Er lernte die Kunst seines Vaters, aber dieselbe befriedigte nicht den tiefen Drang seiner Seele, denn schon als Jüngling wandte er sich den Wissenschaften, namentlich der Weltweisheit, zu, und ließ sich von den ausgezeichnetsten Meistern in der Wissenschaft unterrichten. Mit Eifer studirte er die Werke der großen Männer; Alles, was man in seiner Zeit von einem gebildeten Manne forderte, war ihm nicht unbekannt geblieben. Dies hinderte ihn jedoch nicht, an den Geschicken des Vaterlandes handelnd Theil zu nehmen. Mehr als einmal stand er in den Reihen der Kämpfer und gewann sich durch seinen Muth den Ruhm eines der Tapfersten im Griechenheere. Bei Potidäa rettete er dem verwundeten Alcibiades das Leben, und als man ihn mit dem Preise des Siegers belohnen wollte, lehnte er die Annahme des Kranzes ab und wußte es zu bewirken, daß Alcibiades den Kranz erhielt.

Sokrates gehörte zu den erhabenen Geistern, denen es wirklich um die Wahrheit, nicht um den Schein derselben zu

thun war. Er wollte die Wahrheit nicht blos erkennen und darüber streiten, sondern er übte sie im Leben und ging überall mit gutem Beispiel voran. Vor allem wollte er den Geist befreien von der Herrschaft des Leibes und der äußern Güter. Darum lebte er äußerst mäßig, seine Mahlzeit war im höchsten Grade einfach, nur berechnet auf den Zweck, den Körper gesund zu erhalten. „Nichts Irdisches bedürfen," sagte er, „ist göttlich, und wer am wenigsten bedarf, kommt der Gottheit am nächsten."

Demnach waren in seinen Augen die Menschen der Gottheit am fernsten, deren Sinn aufgeht im Trachten nach Glanz des Hauses, Fülle der Tafel, Pracht der äußern Erscheinung, und als Thor galt ihm derjenige, der sich nach Jenen richtete. Ein vornehmer Athener, der ein verschwenderisches Hauswesen führte, klagte ihm einst, daß es sich so theuer in Athen lebe. Sokrates ging mit ihm in einen Laden, in dem Mehl und Oliven, und darauf in einen anderen, in dem einfache Kleidung billig zu haben war. „Siehe," sagte er, „ich finde es überaus wohlfeil in Athen.

Ein Anderer beschwerte sich über die Mühseligkeiten einer Fußreise, die er eben gemacht hatte. „Hat dir dein Sklave folgen können?" fragte Sokrates. „O ja." „Trug er etwas?" „Ein großes Bündel." „Der ist wohl recht müde?" „Durchaus nicht; ich habe ihn sogleich wieder mit einem Auftrage hinweggeschickt." „Siehe," sagte Sokrates, „du hast vor deinem Sklaven Vorzüge des Glückes; er hat vor dir Vorzüge der Natur. Du bist reich und frei, aber schwach und weichlich; er ist arm und leibeigen, aber gesund und stark. Sage: Wer ist der Glücklichere von euch Beiden?

Der Hauptberuf des Sokrates war die Unterweisung der Jugend und des Volkes; allen seinen Mitbürgern suchte er durch gelegentliche Unterredungen zu nützen. Er ging in allen seinen Lehren von dem Grundsatze aus: Willst du zum Glücke gelangen, so mußt du dich zunächst bemühen, weise und gut zu werden; die Grundlage aller menschlichen Tugend aber ist: Mäßigkeit, Gerechtigkeit und Tapferkeit. Sein Glaube gewann den Ausdruck: es müsse ein unendlich weises, mächtiges, allwissendes,

gütiges und gerechtes Wesen vorhanden sein, und es sei die menschliche Vernunft nur ein Ausfluß der Weisheit und Güte dieses heiligen Wesens. Als die Priester zu Delphi den Ausspruch gethan hatten: „Weise ist Sophokles, weiser ist Euripides, aber der Weiseste der Menschen ist Sokrates," sagte er, seine Weisheit bestehe darin, daß er wisse, er wisse nichts.

Edle Jünglinge von Nah und Fern saßen zu des Weisen Füßen. Er hielt jedoch keine regelmäßige Schule, sondern machte jeden Markt zum Tempel, und oft wurde durch Sokrates die Werkstatt eines Sattlers oder Panzermachers zu einer Schule der Weisheit. Man konnte ihn den größten Theil des Tages an öffentlichen Orten finden. „Menschen zu fangen," wie er selber sagte, war bei diesem scheinbaren Müßiggang sein Zweck. Und das verstand er vortrefflich.

Ein Jüngling, Namens Antisthenes, kam täglich von Piräeus nach Athen, und als im peloponnesischen Kriege die Athener den Megarensern bei Todesstrafe den Besuch ihrer Stadt verboten hatten, wagte es Euklides, ein Megarenser, in Frauenkleidern nach Athen zu reisen, um nur einen Tag bei Sokrates sein zu können.

Des Sokrates Aeußeres war unschön. Dem feingebildeten Griechen konnten die hochgewölbte Stirn, die eingebogene, aufgestülpte Nase, die hervorragenden Augen, die buschigen Augenbrauen, der große Mund mit den dicken Lippen, die kahle Platte, dazu der ärmliche Anzug und die Unbeschuhtheit nicht zusagen. Aber welch' ein Geist leuchtete denjenigen aus dieser Hülle hervor, die Sinn und Verständniß für die Regungen tiefsten Geisteslebens hatten!

„Nichts konnte nützlicher sein," versichert sein Schüler Xenophon, „als seine Gesellschaft und sein Umgang. Selbst wenn er abwesend war, gereichte noch sein Andenken denen, die bei ihm gewesen waren, zur Stärkung und Kraft in allem Guten." Alcibiades sagt: „Mir pocht heftig das Herz, wenn ich ihn höre, und Thränen werden mir ausgepreßt von seinen Reden; auch sehe ich, daß es vielen Andern so ergeht. Vor ihm

allein schäme ich mich, denn ich fühle in meinem tiefsten Innern, daß ich nicht im Stande bin, ihm zu widersprechen."

Auf die leichteste und einfachste Weise verstand er es, der weise Mann, die Wahrheit seinen Schülern einleuchtend zu machen. So belehrte er einst den jungen Alcibiades, als dieser große Schüchternheit verrieth, künftig vor dem Volke als Redner aufzutreten, in folgender Art: „Würdest du dich wohl fürchten vor einem Schuster zu reden?" „O nein!" „Oder könnte dich ein Kupferschmied verlegen machen?" „Gewiß nicht." „Aber vor einem Kaufmanne würdest du erschrecken?" „Eben so wenig!" „Nun siehe," fuhr er fort, „aus solchen Leuten besteht das athenische Volk. Du fürchtest die Einzelnen nicht, warum wolltest du sie versammelt fürchten?"

Seinen Unterricht gab Sokrates unentgeltlich. Der junge Aeschines wünschte sehr, sein Schüler zu werden, scheuete sich aber, zu ihm zu gehen, weil er arm war. Sokrates, der seinen Wunsch merkte, fragte ihn: „Warum scheuest du dich vor mir?" „Weil ich nichts habe, das ich dir geben könnte!" „Ei," erwiderte Sokrates, „schätzest du dich selbst so gering! Gibst du mir nicht sehr viel, wenn du dich selbst mir gibst?"

Ein andermal begegnete Sokrates dem Xenophon, einem schönen Jünglinge von trefflichen Anlagen, in einer engen Gasse. Er hielt ihm seinen Stock vor, und der Jüngling blieb stehen. „Sage mir doch," fragte Sokrates, „wo kauft man Mehl?" „Auf dem Markte!" „Und Oel?" „Eben da!" „Aber wo geht man hin, um weise und gut zu werden?" Darauf wußte Xenophon nicht zu antworten. Da sagte Sokrates: „Folge mir, ich will es dir zeigen." Von dieser Zeit an war Xenophon des Sokrates treuester Anhänger und Schüler. Aber er hatte auch an Sokrates einen opferwilligen Freund und Lehrer. In einer Schlacht sank Xenophon schwer verwundet vom Rosse. Sokrates nahm ihn auf seine Schulter und brachte ihn aus dem Getümmel in Sicherheit. Xenophon zeichnete sich später als Feldherr und Geschichtsschreiber aus.

Aber je eifriger Sokrates für Wahrheit und Tugend wirkte, desto heftigeren Haß zog er sich bei dem großen Haufen seiner

verdorbenen Mitbürger zu. In seinem 70. Jahre klagte man ihn an, daß er nicht an die Götter Griechenlands glaube und die Jugend Athens durch seine Irrlehren verführe! Sokrates vertheidigte sich gegen die unwürdige Klage mit aller Ruhe und forderte einen seiner Ankläger, den Miletos auf, ihm Einen zu nennen, der durch ihn aus einem Verehrer der Götter ein Verächter derselben, aus einem verständigen Manne ein muthwilliger Frevler, aus einem guten Haushalter ein Schlemmer, aus einem Freunde der Anstrengung ein Weichling oder ein Sklave einer verwerflichen Lust geworden sei. Seine Feinde mußten sehr wohl fühlen, wie recht er hatte.

Aber gerade seine freimüthige Vertheidigung erbitterte die Richter in dem Maße, daß sie ihn schon vor Schluß des Verfahrens einem Gefängniß übergaben. Einer seiner Freunde brachte ihm eine kunstvoll ausgearbeitete Vertheidigungsrede. „Sehr schön," sagte Sokrates, nachdem er die Rede gelesen hatte, „allein ich vermag es nicht, weiche und prächtige Socken zu tragen, weil ich das für unmännlich halte." Er ward zum Giftbecher verurtheilt.

In der nächsten Versammlung wurden die Stimmen über ihn gesammelt. Eine Mehrheit von drei Stimmen verurtheilte ihn zum Tode. Sokrates hörte sein Urtheil heiteren Angesichts mit an, und als er in das Gefängniß zurückgeführt wurde, tröstete er die ihn begleitenden Freunde und Schüler, auf das Glück verweisend, das ihm beschieden sei, indem er nun zu den edelsten Männern der Vorzeit hinüberwandern werde. War er doch fest überzeugt von der Unsterblichkeit der Seele.

Im Gefängniß verbrachte er noch 30 Tage. Seine Freunde besuchten ihn täglich und fanden bei ihm stets Worte des Trostes und Lehren der Weisheit. Sie thaten Alles, den geliebten Meister zu retten. Durch Geschenke gewannen sie den Gefängnißwärter, daß er eines Abends die Thür des Gefängnisses offen ließ: Sokrates sollte entfliehen. Aber er wies den Vorschlag zurück und sprach: „Man darf nicht Unrecht mit Unrecht vergelten. Ich habe so lange unter den Gesetzen meines Vaterlandes gelebt und ihre Wohlthaten genossen; ich gehorche ihnen

auch jetzt, da sie zu meinem Verderben mißbraucht werden." „Wenn du doch nur nicht so gänzlich unschuldig stürbest!" jammerte einer seiner Freunde. „Wie," versetzte Sokrates, „wolltest du denn lieber, daß ich schuldig stürbe?" An seinem Todestage nahm er Abschied von seiner weinenden Frau und seinen Kindern und führte mit seinen Freunden noch die erhabensten Gespräche über die Tugend, den Tod und die Unsterblichkeit.

Als ihm endlich der Schierlingsbecher gebracht wurde, fragte er den Gefängnißwärter: „Sage mir, wie muß ich's machen?" „Du mußt nach dem Trinken auf- und abgehen, bis dich Müdigkeit befällt, dann legst du dich nieder." Und mit heiterem Antlitz nahm er den Becher und leerte ihn ohne abzusetzen aus. Es erfolgte ein lautes Wehklagen der Freunde. „Still doch!" sagte Sokrates, „darum habe ich ja diesen Morgen die Weiber von mir gelassen!„ Nachdem er einige Male auf- und abgegangen war, fühlte er eine schwere Ermattung. Er legte sich nieder und zog das Gewand über sein Haupt. Schmerzbewegt umstanden die Freunde sein Lager. Noch einmal schlug er das Gewand vom Angesichte zurück, und sagte mit gebrochener Stimme: „Freunde, ich bin dem Gott der Heilkunde noch einen Hahn schuldig, opfert ihn doch ja." Einige Augenblicke darauf neigte sich einer zu ihm und fragte ihn, ob er ihm noch etwas aufzutragen habe. Er antwortete nicht; der Edelste, der Beste der Griechen hatte seine Seele ausgehaucht.

Das ruchlose Werk war geschehen, aber die Hauptschuldigen an dieser That sollten sich ihres Sieges nicht lange freuen; denn allgemach sahen die Athener ihr großes Unrecht ein, und der Zorn des Volkes wandte sich gegen die Ankläger. Die Einen traf der Tod, die Andern die Verbannung. Später wurde dem Weisen ein herrliches Denkmal errichtet, ja man verehrte ihn fast wie einen Gott.

Seine Schüler, unter ihnen namentlich Xenophon und Plato, breiteten seine Lehren aus und zeichneten sie für die Nachwelt auf. (Dietlein.)

3. Jesus. (1–33.)

(Nach Lang.)

Motto: Die Wahrheit, die ist sonnenklar;
Jedoch die Menschen haben den Staar.
(Göthe.)

Jesus ist der Stifter der christlichen Religion. Dieses ist er dadurch geworden, daß er als Reformator des Judenthums oder der mosaischen Religion aufgetreten und sein Leben für seine Ueberzeugung und seine Liebe zu dem Volke gelassen hat.

Daß Jesus 150 Jahre nach seinem Tode von einem seiner Anhänger, dem Verfasser des Evangeliums Johannes, und daß er im Jahr 325 auf der Kirchenversammlung zu Nycäa zum Sohn Gottes, also zu einem übernatürlichen Wesen gemacht worden ist, und daß überhaupt die Kirchenlehre den Glauben an Wunder aufgestellt und genährt hat, war nothwendig, um bei der rohen Masse des heidnischen Volkes dem Christenthum, dieser Lehre der göttlichen Liebe, zum Sieg zu verhelfen. Denn wer den Rohen erziehen will, muß ihm das Ideale in roher, sinnlicher Form geben.

Aber nachdem nun das Christenthum die Menschheit gewonnen hat, ist es eine heilige Pflicht, das Rohe, Sinnliche und Unwahre der Kirchenlehre wieder abzulegen und allein die Lehre und das Leben Jesu in ihrer ganzen Herrlichkeit und menschlichen Größe jedem Menschen als Vorbild hinzustellen, wenn nicht die ganze Masse des Volkes in der sittlichen Rohheit erhalten werden und bei dem nur einseitigen, intellektuellen Fortschritt unserer Tage sittlich zu Grunde gehen soll. Erst dadurch werden die sittlichen Kräfte, deren die Menschenseele fähig ist, entbunden und wirksam. Christus wird erst dann auf's Neue wieder aufleben und wieder aus dem Grabe der Menschensatzungen hervorgehen, wenn wir ihn als das erkennen, was er ist, als einen gotterfüllten Menschen. Denn nur ein Mensch kann Menschen auf der Bahn der Pflicht ein Vorbild sein.

1. „Willst du Christ dich nennen, lerne
Mensch zu werden erst! Du bist
Nennst du bloß dich Christ — noch ferne
Jenem, der dein Meister ist!
Näher kommst du erst dem Reinen,
Den dein Herz den Heiland nennt,
Wenn's in jedem Menschen deinen
Allernächsten Bruder kennt!

2. Menschlich war des Heilands Sendung,
Alle Menschen nannt' er sein;
Menschlichkeit wird die Vollendung
Seines Menschheitswerkes sein.
Gotterfüllet wollt er werben
Menschen, alle frei und gleich,
Gottessöhn' als seine Erben,
Bürger all' in Gottesreich.

3. Erst wenn Namen nicht mehr trennen,
Wenn in Einem Gottesgeist
Alle die sich Brüder nennen,
Die Ein Vater Kinder heißt,
Dann hat Christus ganz durchdrungen
Aller Herzen sprödes Erz,
Und die weite Welt umschlungen
Hat sein heilig liebend Herz.

4. O so laßt uns recht erfassen
Jenes Ziel, das er erstrebt,
Und für das bis zum Erblassen
An dem Kreuz er treu gelebt.
O, so laßt uns rüstig schaffen
An dem Werk, das er begann,
Kämpfen mit denselben Waffen,
Womit Er den Sieg gewann.

5. Mit dem Schwert, das er auf Erden
Brachte, mit des Lichtes Schwert
Muß der Wahn bezwungen werden,
Der des Menschen Stirn entehrt,

Der die gottverlieh'nen Rechte
Noch dem Juden vorenthält,
Der die Schwarzen noch als Knechte
Unter's Joch der Weißen stellt'!

6. Mit dem Schwert, das er auf Erden
Brachte, mit der Liebe Schwert
Muß der Haß bezwungen werden,
Den der Wahn in Völkern nährt.
Leuchte, Christus, hellsten Glanzes
Jedem Volk, das dein sich nennt,
Daß die Menschheit sich als Ganzes,
Sich als Bruderbund erkennt.

7. Strahl' in alle Herzen nieder,
Licht der Liebe, Geist des Herrn,
Und geh' auf ob allen wieder,
Neuentdeckter, ew'ger Stern!
Wenn die Lieb' die letzte Schranke,
Die der Wahn erbaut, gefällt,
Dann tagt erst der Gottgedanke
Der befreiten Menschenwelt!

Jesus war der Sohn eines Zimmermanns in dem galiläischen Städtchen Nazareth. Er hatte noch mehrere Brüder und Schwestern.

Die größten Menschenfreunde sind fast alle aus dem niederen Stande hervorgegangen, weil sie nur in diesem Stande die Noth und den Jammer der Menschen kennen zu lernen Gelegenheit hatten.

Ueber die Kindheit von Jesu fehlen uns alle geschichtlichen Nachrichten. Die Sage hat sich darum beeilt, diese Lücke auszufüllen. Doch scheint das geschichtlich zu sein, daß die Eltern und Geschwister den großen Sohn nicht mehr begriffen und sich von ihm abwandten, als er die Laufbahn des religiösen Reformers betrat. Dieses muß man schließen aus den Worten Jesu: „Wer ist meine Mutter? Wer sind meine Brüder und Schwestern? Die den Willen des himmlischen Vaters erfüllen."

Die Bildung Jesu war eine ausschließlich jüdische. Seine religiösen Anschauungen setzten nur die Kenntniß des alten Testamentes voraus. Es ist die Religion der Psalmen und Propheten, erweitert, vertieft, gereinigt in einem Geiste, der ihre schönsten Strahlen in sich gesammelt und eine neue Sonne daran entzündet hat. Zum Glück für seine religiöse Ursprünglichkeit kam er in keine Berührung mit jener jüdisch-griechischen Bildung, welche damals anfing, die Geister zu unterjochen, und bald genug sich auch seiner Person und Lehre bemächtigen sollte.

Jesus bildete sich in der Synagoge aus, nicht im Tempel zu Jerusalem. Dieses hat Bedeutung für seine geistige Entwicklung. Die Synagogen (Bethäuser), eine Einrichtung aus der Zeit der babylonischen Gefangenschaft, stellten die Gottesverehrung dar ohne Opferdienst und Priester und können somit als Vorläufer der Anbetung Gottes im Geiste und in der Wahrheit betrachtet werden. An jedem Sabbath versammelte sich die Bevölkerung eines jeden Ortes in ihrem Bethause unter der Leitung von Aeltesten, die aus ihrem Schooße gewählt waren, an deren Spitze der Synagogenvorsteher stand. Abschnitte aus dem Gesetz und den Propheten wurden vorgelesen und erklärt. Jeder hatte das Recht vorzulesen oder an dem Gespräch sich zu betheiligen, ohne das Diplom des Gelehrten oder den Talar des Priesters aufweisen zu müssen. Welche Quelle der Anregung und Bildung für einen lernbegierigen Geist! „An einem Sabbath ging Jesus nach seiner Gewohnheit in die Synagoge" — erzählen die evangelischen Berichte.

Die religiösen Anschauungen, welche sein Geist unter diesen Eindrücken sich bildete, sind höchst einfach. Sein Gott ist der Gott des alten Bundes, der Psalmen und der Propheten, der Eine, von dem und durch den Alles ist, der Heilige, der den Menschen sein Gebot gegeben, der Allmächtige, ohne dessen Willen kein Sperling vom Dache fällt, der Herr, der allein der König seines Volkes und der Herrscher unseres Lebens sein will und darf, aber dieser Gott wird ihm — zum Vater. „Nehmt die Gottheit auf in euren Willen; und sie steigt von ihrem

Weltenthron." Jesus hatte die Gottheit in seinen Willen aufgenommen; ihr Gebot war ihm keine Last, sondern eine Speise, die ihn nährte und erquickte; ihren Willen täglich zu erfüllen, war seiner geistigen Natur ein Bedürfniß, ohne welche sie nicht leben konnte; das Gute war ihm zur Natur geworden. Diese rein gestimmte Seele, in welcher das Göttliche sich spiegelte, wie in einem klaren See, kannte keine Fremdheit zwischen sich und Gott, jede Furcht war ihr verschwunden, und sie wußte hinfort für Gott keinen andern Namen, als den Vaternamen. Wer gut ist, hat Gott in sich; dem Guten dienen, heißt Gott dienen, dem Guten leben, heißt Gott leben, gut sein, heißt in Gott sein, heißt selig sein.

Gut sein, heißt selig sein, und es gibt außerhalb derselben keine Seligkeit! Diese Worte sind das einzige Evangelium der Menschheit. So betrachtete das klare Auge Jesu auch die Welt um sich her. In den Vögeln des Himmels, die ihre Nahrung finden ohne die Mühen der Aussaat und Ernte, in den Lilien des Feldes, die schöner gekleidet sind, als Salomo in seiner Pracht, in dem Sonnenschein, der auch dem Schlechten seine Hütte erwärmt, in dem Regen, der auch dem Bösen sein Feld befeuchtet, überall begegnete ihm dieselbe Vatergüte, die er in seinem eigenen Herzen empfunden hatte. Daraus schöpfte er das Vertrauen zu Gott. „Dein Wille geschehe!"

Aus dieser Liebesstimmung gegen Gott fließt die Liebesstimmung gegen die Menschen, gegen die „Brüder", die schrankenlose Güte und Milde, die sich wohlthuend und segnend jedem Menschenkinde, selbst dem Feinde zuwendet. Kann man die Gottheit als die unendliche Liebe und Güte, die mit neidloser Hand ihre Segnungen über alle ohne Unterschied ausgießt, fühlen und in sich tragen, ohne gleichfalls zu segnen, die uns fluchen, und wohlzuthun denen, die uns beleidigen? Kann man den Gott, der jeden mit Langmuth trägt und ihm täglich so viel Schuld vergißt, kennen, ohne hinzugehen und zu vergeben nicht bloß siebenmal, sondern siebenzigmal siebenmal? Kann man das Glück und den Frieden der Gotteskindschaft in sich tragen, ohne das brennende Verlangen in sich zu fühlen, das gleiche Glück

und denselben Frieden allen Andern zu bringen, das Göttliche das in ihnen am Erlöschen ist, zur hellen Flamme anzufachen und ihre Seele zu retten? Aus dieser Gemüthsstimmung floß jener Jesus so eigenthümliche Zug, das Verlorene zu suchen und zu retten, das Mitleid mit den Menschen, das Mitgefühl mit allen Leidenden, die Vorliebe für die Armen und die Gedrückten, die Hochachtung vor jeder Menschenseele, die Sanftmuth und Friedfertigkeit, jene zarte und reine Humanität, die zum Grundcharakter des Evangeliums gehört.

Dadurch war auch die sociale Aufgabe bestimmt, welche Jesus dem menschlichen Geschlechte stellt: Alles, was man thut, zum Wohl der Brüder, d. h. zur Förderung des Gottesreiches, also aus Liebe zu thun, sein Leben den Menschen zu opfern, mit Allem, was man ist und hat, der menschlichen Gesellschaft nur dienen zu wollen und darin seine Größe zu suchen. „Der ist der Größte, der der Kleinste ist, und Aller Diener." Nach Jesus heißt der größte Lebensgrundsatz: „Ich diene". Jeden Dienst, aus Liebe dem Geringsten der Menschen erwiesen, heißt Jesus einen Gottesdienst. Es gibt keinen andern. Nie ist das Band zwischen Gottesliebe und Menschenliebe so fest und tief geknüpft worden, wie von Jesus, der beide, Gott und Menschen gleich innig auf dem Herzen trug, und in immer neuen Wendungen kehrt dieser Gedanke in seinen Reden wieder. Man mag die Religion als Liebe oder als Gotteskindschaft oder als Freiheit betrachten, man wird immer gestehen müssen: Sie ist von Jesus mit einer solchen Ursprünglichkeit und Reinheit vorgelebt worden, daß seine Religiosität mustergültig ist für Alle.

Ebenso einfach, wie die Gottesanschauung Jesu, sind auch die Wege, welche nach seiner Ansicht den Menschen zu Gott führen. Gott kann sich mit nichts Geringerem begnügen, als mit der vollen, ungetheilten Liebe des Menschenherzens. „Gott lieben aus ganzer Seele, aus allen Kräften, mit ganzem Vermögen — das ist das erste Gebot, und das Andere ist ihm gleich: Liebe deinen Nächsten, wie dich selbst." Daher keine Theilung des Herzens zwischen Gott und Welt. „Ihr könnt

nicht Gott dienen und dem Mammon." „Sammelt euch nicht Schätze auf Erden, so daß sie euch zum Schatze werden, bei welchem das Herz ist," der einzige Reichthum ist, in Gott sein, und in Gott ist, wer die Brüder liebt. „Was hülfe es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewänne, nähme aber Schaden an seiner Seele?" Die äußere Welt mit ihren Gütern und Schmerzen ist Nichts gegen die innere, unendliche Welt der Liebe. „Das Himmelreich ist inwendig in euch."

Die Bedingungen der Seligkeit, die Jesus aufstellt, sind also sehr einfach und rein sittlicher Art, sie sind ganz aus der Natur des Menschen als eines geistigen Wesens entsprungen. Er verlangt kein Opfer, kein Kirchenwerk, kein Priesterthum: „Das reine Herz allein wird Gott schauen." Das Christenthum ist Sittlichkeit. Wer gut ist, ist ein Christ, und bekenne er sich auch zum Judenthum.

Die Zeit des öffentlichen Auftretens Jesu war sein dreißigstes Jahr. Es war eine Zeit voll religiöser und politischer Gährung. Der Widerspruch zwischen der von den Propheten in Aussicht gestellten Weltstellung des jüdischen Volkes mit der drückenden Gegenwart unter dem Joch der Römer lag schwer auf dem Volksgemüth und erfüllte die erhitzte Phantasie mit den Bildern einer nahe bevorstehenden Weltumwandlung.

Der Revolutionär dieser Volksbewegung war in der Kindheitszeit Jesu sein Landsmann Judas Gaulonitis gewesen, dessen Aufstand an der Uebermacht der römischen Legionen gescheitert war; der Prophet derselben war Johannes der Täufer. Dieser verkündigte seinem Volk die Nähe „des großen Tages des Herrn," von dem schon alle Propheten des alten Testamentes geredet hatten. Er sah die Axt den Bäumen an die Wurzel gelegt und erblickte schon die Wurfschaufel in der Hand des ewigen Gottes. Er erwartete ein großes Gottesgericht, durch welches die Guten von den Schlechten geschieden und der wahren Religion die Herrschaft in der Welt für immer zugesichert würde. Er forderte seine Volksgenossen auf, ihr Herz durch Sinnesänderung und strenge Gesetzeserfüllung zu heiligen. Das äußere Zeichen der Heiligung war die Taufe im Jordan.

Der Ruf des gewaltigen Wüstenpredigers lockte auch Jesus mit den Schaaren hinaus an den Jordan. Auch er ließ sich durch die Taufe in die neue Gottesgemeinde einreihen. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß er eine Zeitlang an der Seite des Johannes und in Gemeinschaft mit ihm wirkte; aber bald ging er seine eigenen Wege, einig mit Jenem in der sicheren Erwartung einer bevorstehenden Weltkrisis, aber in seinen religiösen Anschauungen tiefer, freier, reicher als Johannes. Auch er richtet den gleichen Ruf an seine Zeitgenossen: Thut Buße (ändert euren Sinn), das Reich der Himmel ist genaht. Auch er theilt mit allen frommen Israeliten den Glauben der Propheten an eine durch Gottes Allmacht herbeizuführende Weltumwandlung, durch welche die wahre Religion ein für allemal zum Siege gelangen werde. Das Volk Israel betrachtete er als den von Gott berufenen Fahnenträger des neuen Gottesreiches. An eine politische Weltherrschaft des jüdischen Volkes dagegen dachte er nicht. Er sah das Weizenfeld der Menschheit reif zur Ernte, und er eilte zu schneiden. Unermüdlich durchzog er die Städte und Dörfer Galileas, um die Herzen für das kommende Gottesreich vorzubereiten. Keine Bande der Familie hemmten seine Zeit und seine Kraft. Sein Leben war fast bedürfnißlos. Er fristete seine Existenz durch die milden Gaben seiner Freunde. Einige derselben, schlichte Männer aus dem Volk mit tiefem religiösem Gefühl, verband er enger mit sich. Sein Lieblingsaufenthalt war die Landschaft am See Genezareth. Das Volk trug die Verehrung des Johannes auf Jesus über. Seine wehmüthige Klage über die hirtenlose Heerde erinnerte sie an Jeremias, die Gewalt seiner Rede und die Furchtlosigkeit seiner Erscheinung an Elias. Die frohe Botschaft von der großen Zeit der glänzenden Entfaltung des Gottesreiches fand um so bereitwilligeres Gehör, als die Juden im Stillen noch immer von der Weltherrschaft träumten. Jesus brachte aus der Fülle seines genialen Geistes täglich neue Wahrheiten hervor und gab alten Vorschriften einen neuen Reiz durch die Poesie, die ihm innewohnte. Sein Wort war tief und populär zugleich. Durch

Anschaulichkeit sprach er zur Phantasie und prägte seine Sätze durch Schärfe und Rundung in das Herz des Hörers unvergeßlich ein. Nie fehlte ihm das treffende Wort; immer wußte er zu überraschen und in Staunen zu setzen. Mit dem Zorn des eifernden Propheten verband er die Milde und das Wohlwollen eines von Liebe überströmenden Herzens. Furchtlos und unerbittlich gegen die Hohen der Erde und die Gewalthaber der Kirche, welche Gottes Wort durch ihre Menschensatzungen verdrängen, war er voll von Mitgefühl gegen die Niedrigen, die Gedrückten, gegen die vom Pharisäismus Geächteten, und Jedem, mit dem er verkehrte, gab er das Höchste, was er hatte: Sich selbst mit seinem inneren Glück und Gottesfrieden. Sein Lebensernst hatte nichts Düsteres und Abschreckendes; in seiner Sittlichkeit hatte er die Freiheit eines Geistes, der auch am Tische der Zöllner und Sünder sich nie vergißt. „Nur der Gute ist frei." Auch wenn er ein Wehe über die Menschen ausspricht, so fühlt man sein tiefes Mitleid mit den Menschen und den wehmüthigen Schmerz eines Gemüthes, das Alle liebt. Er verband auch die höchste Sanftmuth mit der größten Tapferkeit und dem größten Muth der Ueberzeugung.

Wie jeder Reformer stieß er auf heftigen Widerstand und Stumpfsinn. In Nazareth erregte sein Auftreten spöttische Urtheile über seine niedrige Abstammung. Viele, die sich Anfangs ihm angeschlossen, zogen sich später wieder zurück; daher seine Frage an seine engeren Schüler: „Wollt ihr auch weggehen?" Er hatte Ursache, sein Wehe über mehrere Städte auszurufen, in denen er gewirkt hatte. Aber im Ganzen hatte er in Galiläa doch schöne Erfolge. Diese ermuthigten ihn zu seinem Auftreten in der Hauptstadt Jerusalem.

An einem Passafeste zog er, begleitet von zahlreichen Anhängern, nach Jerusalem. Die Gefahr, in die er sich begab, stand ihm klar vor Augen. Jerusalem war der Sitz des strenggläubigen Judenthums, der Tempelreligion, des Pharisäismus, des Schriftgelehrtenthums. Zwischen diesen Mächten und ihm stand schon eine unausfüllbare Kluft, denn er hatte ihre Lehre und ihre Praxis auf's Härteste angegriffen.

Die Gegensätze sind folgende:

Auf Seite der jüdischen Kirchen- und Priesterlehre:	Auf Seite Jesu:
1. Menschensatzungen;	1. Gottes Gebot der Liebe; (Matth. 15, 1—11.)
2. Aeußeres Kirchenwerk;	2. Die reine Gesinnung; (Matth. 6, 1—19.)
3. Lohnsüchtiger Stolz;	3. Die Demuth des reinen Herzens; (Matth. 18, 9—14.)
4. Herrschsucht;	4. Freiheit und Gleichheit aller Guten; (Matth. 23, 6—11.)
5. Blutiges Opfer;	5. Anbetung Gottes im Geist und in der Wahrheit; (Matth. 5, 8; 21, 12—13.)
6. Der Buchstabe.	6. Der Geist.

Jetzt griff er vollends durch eine kühne That („Tugend ist kühn, und Güte ohne Furcht", Shakespeare) den jüdischen Kultus in seinem Mittelpunkte an; am Vorabend der heiligen Tage stieß er die Tische der Wechsler und die Buden der Taubenkrämer am Tempel um, und sprach das Wort der Entrüstung: „Gottes Haus soll ein Bethaus sein; ihr aber habt eine Mördergrube daraus gemacht." Noch kühner ist das andere Wort: „Ich will diesen Tempel abbrechen und ihn in drei Tagen wieder aufbauen" (d. h. ich will der jüdischen Gottesverehrung ein Ende machen und in kurzer Zeit eine bessere an die Stelle setzen). Auf die Frage nach seiner „Vollmacht" berief er sich auf den göttlichen Auftrag, d. h. auf die Mission des Geistes. „Gib uns ein Zeichen," verlangt das abergläubige Volk; aber er hatte keines, als das Zeichen des Jonas, d. h. die Gewalt der Rede, und er hatte kein anderes Wunder, als das, daß gerade aus dem Schooß des engherzigsten und bigottesten Volkes der Erde ein so freier und weiter Geist aufstehen konnte.

Es war hohe Zeit, den volksgefährlichen Neuerer und Ketzer aus dem Wege zu räumen. In einem tumultuarischen Prozeß sprach das Synedrium das Todesurtheil über ihn aus,

welchem sich der römische Landpfleger Pontius Pilatus aus Feigheit nicht widersetzte. Jesus starb den Verbrechertod am Kreuze unter der Regierung des römischen Kaiser Tiberius; aber sein Werk gewann gerade durch seinen Tod den Sieg, und in ihm lebt er fort für alle Zeiten. Das letzte Wort Jesu war: „Vater, vergieb ihnen, denn sie wissen nicht, was sie thun."

Jesus hat keine Glaubenssätze aufgestellt. Ihm war die Religion nicht Glauben, sondern That, Aufopferung, Lieben, Helfen, Retten, Heilen. Alle Betrachtungen Jesu sind rein sittlicher Natur und aus dem Herzen und der Erfahrung geschöpft. Einer sündigen Frau schreibt er den seligmachenden Glauben zu, weil sie den Muth hat, wieder gut zu werden; einen Zöllner schickt er gerechtfertigt nach Hause, weil er in sich gegangen ist. Auch nicht die Spur von Allem, was die Kirche, die seinen Namen für sich in Beschlag genommen hat, auf diesen Namen hin vom Menschen fordert als Bedingung des Heils: Keinerlei Zustimmung zu irgend einem Dogma über seine Person, über die Bedeutung seines Todes oder seiner Auferstehung! Ueberall rein sittliche, aus dem Wesen der Natur fließende Bedingungen für die Theilnahme am Gottesreich.

1. Das Leben lieben und den Tod nicht scheuen,
   Mit ganzem Herzen sich der Menschheit weihen,
   Die Liebe üben, nach der Wahrheit streben,
   Ist wahres Leben. —

2. So leuchtet, Jesus Christ, dein Erdenwallen,
   Ein göttlich reines Bild voran uns allen.
   O möchten wir dir Weisen, Liebereichen
   Doch alle gleichen! (Blau.)

* * *

Du sprachst das ew'ge Wort des Lebens,
Das durch Jahrtausende ertönt,
Das Losungswort des Menschheitstrebens,
Das Wort der Liebe, die versöhnt;

Das Wort des Glaubens, der uns weihet;
Das Wort der Hoffnung, die erhebt;
Das Wort der Wahrheit, die befreiet,
Das Wort der Freiheit, die belebt.

Der Schiffer hört es in dem Sturme,
Die Mutter an des Kindes Grab,
Wie der Gefang'ne tief im Thurme,
Der Flüchtling mit dem Bettelstab;
Es hört's, wer festen Schritt's entgegen
Dem Tode eilt für Licht und Recht;
Er hört, wie der Erlösung Segen
Umrauscht ein künftiges Geschlecht!

Den Völkern nimmst du treu die Bürde
Vom Nacken, und ihr Joch zerbricht;
Denn dein Wort ist die Menschenwürde,
Das jedes Volk einst freudig spricht;
Dein Wort wird weltbefreiend richten,
Es ruft das Recht zum auferstehn.
Du wirst den Völkermord vernichten,
Und dann nur wird dein Banner wehn!

O laß um dich sie alle schaaren,
Die Völker, die der Wahn getrennt,
Die durch die Knechtschaft Feinde waren,
Daß jedes, frei, nur Freie kennt!
In Freiheit führe sie zusammen,
Du Völkerheiland, Friedensheld,
Und in der Liebe heil'gen Flammen
Verjünge die erlöste Welt!

* * *

Du fühltest, Herr, in deinem Herzen
Der ganzen Menschheit Sehnsuchtsdrang;
O du empfandst all' ihre Schmerzen,
Wenn nach Erlösung heiß sie rang.

Von Selbstsucht lag sie hart gebunden,
Versöhnung suchte sie und Licht;
Und nimmer ward das Wort gefunden,
Das ihre starken Ketten bricht.

Da rauschte, Herr, der Gottheit Quelle
In deiner Brust; in dir ertönt
War jenes Wort, das morgenhelle,
Das durch die Lieb' die Welt versöhnt;
Das Wort, das heil'ge, das befreiet,
Das Wort der Wahrheit ward dir kund;
Das Wort, das neu die Menschheit weihet
Zum freien, ew'gen Bruderbund. —

„Mir nach!" so riefst du, hehrer Meister,
„Das Höchste steht noch aus — die That!
Ihr gotterfüllten, edlen Geister,
Sie blüht durch euch aus meiner Saat.
Es wächst aus meinem Liebestode
Das Leben, das den Tod bezwingt,
Das siegreich als Erlösungsbote
Von einem Volk zum andern dringt!"

Ja, Herr, du hast gesiegt, errungen
Hast du der Menschheit Sieg zugleich;
Denn gottentstammt und gottdurchdrungen
Ward sie durch dich zum Gottesreich.
Dir nach! Uns winkt in deinen Händen
Das Siegespanner hehr und rein!
Auf, die Erlösung zu vollenden!
Du wirst im Geiste mit uns sein!

(Dulcers Gsb.)

Golgatha.

O Golgatha, zu deinen Höhen
Erheb' ich ehrfurchtsvoll mein Herz,
Ich will den Menschheitshelden sehen
In seines Opfertodes Schmerz;

Gedenkend seiner Todespein
Will ich mich ganz der Menschheit weih'n.

Wie herrlich scheidet der Gerechte,
Im Tod als Mensch aus Gott verklärt!
Zwar leidet er den Tod der Knechte,
Von Frevlern noch am Kreuz entehrt;
Doch seines Muths Erhabenheit
Bezeugt des Menschen Göttlichkeit.

Er fleht für die, die ihn verkannten,
Mit himmlischer Gelassenheit;
Bemerkt die traurigen Verwandten
Und sorgt für sie voll Zärtlichkeit;
Spricht Frieden, Trost und Seelenruh'
Den Kummervollen liebend zu.

Stets freudig, Gottes heil'gen Willen,
Auch wenn er Leiden vor sich sah,
Durch Lehr' und Thaten zu erfüllen,
Fühlt er sich nun dem Ziele nah;
Und Demuth auf dem Angesicht,
Freut er sich der vollbrachten Pflicht.

Seht, wie er jetzt in jener Stunde,
Wo mancher Held nicht Fassung hielt,
Mit Gott im klar erkannten Bunde,
Dem Vater seinen Geist empfiehlt,
Und unsr'er Seele hohen Werth
Durch dieses letzte Wort verklärt.

So stirbt der Meister, seine Lehren
Von Tugend und Unsterblichkeit
Der Welt als göttlich zu bewähren!
Er macht die Menschen all' bereit,
Der Wahrheit Zeugen treu zu sein,
Den Tod nicht für die Lieb' zu scheu'n.

Schon viele tausend Brüder schieden
Dir, Jesus, nach mit Freudigkeit;
Sie fühlten jenen heil'gen Frieden,
Den Gottbewußtsein nur verleiht.
Das soll auch mir das Leben weih'n;
So wird mein Tod wie deiner sein.

(Dulcers Gsb.)

Die reine Lehre Jesu ist zugleich erhabene Tugendlehre. Sie ist uns am reinsten aufbewahrt in seiner Bergpredigt und in seinen Gleichnissen.

1. Jesu Bergpredigt.

1) Jesus lehrte sie und sprach: Selig sind, die da geistlich arm sind; denn das Himmelreich ist ihr. Selig sind, die da Leid tragen; denn sie sollen getröstet werden. Selig sind die Sanftmüthigen; denn sie werden das Erdreich besitzen. Selig sind, die da hungern und dürsten nach der Gerechtigkeit; denn sie sollen satt werden. Selig sind die Barmherzigen; denn sie werden Barmherzigkeit erlangen. Selig sind, die reines Herzens sind; denn sie werden Gott schauen. Selig sind die Friedfertigen; denn sie werden Gottes Kinder heißen. Selig sind, die um der Gerechtigkeit willen verfolgt werden; denn das Himmelreich ist ihr. Selig seid ihr, wenn euch die Menschen um meinetwillen schmähen und verfolgen und reden allerlei Uebels wider euch, so sie daran lügen. Denn also haben sie verfolget die Propheten, die vor euch gewesen sind. Ihr seid das Salz der Erde. Wo nun das Salz fade wird, womit soll man salzen? Es ist zu nichts hinfort nütze, denn daß man es hinaus schütte und lasse es die Leute zertreten. Ihr seid das Licht der Welt. Es mag die Stadt, die auf einem Berge liegt, nicht verborgen sein. Man zündet auch nicht ein Licht an und stellt es unter einen Scheffel, sondern auf einen Leuchter, so leuchtet es denen Allen, die im Hause sind. Also lasset euer Licht leuchten vor den Leuten, daß sie eure guten Werke sehen und euern Vater im Himmel preisen.

2) Ihr sollt nicht wähnen, daß ich gekommen bin, das Gesetz oder die Propheten aufzulösen; ich bin nicht gekommen, aufzulösen, sondern zu erfüllen. Denn ich sage euch, bis daß Himmel und Erde zergehe, wird nicht zergehen der kleinste Buchstabe, noch ein Pünktlein vom Gesetze, bis daß es Alles geschehe.

Ihr habt gehört, daß zu den Alten gesagt ist: Du sollst nicht tödten: wer aber tödtet, der soll des Gerichtes schuldig sein. Ich aber sage euch: Wer mit seinem Bruder zürnet, der ist des Gerichts schuldig; wer aber zu seinem Bruder sagt: Racha, der ist des Raths schuldig; wer aber sagt: Du Narr, der ist des höllischen Feuers schuldig. Darum wenn du deine Gabe auf dem Altar opferst und wirst allda eingedenk, daß dein Bruder etwas wider dich hat, so laß allda vor dem Altar deine Gabe, und gehe zuvor hin, und versöhne dich mit deinem Bruder, und alsdann komm und opfere deine Gabe! Ihr habt weiter gehört, daß zu den Alten gesagt ist: Du sollst keinen falschen Eid thun, und sollst Gott deinen Eid halten. Ich aber sage euch, daß ihr allerdings nicht schwören sollt, weder bei dem Himmel, denn er ist Gottes Stuhl; noch bei der Erde, denn sie ist seiner Füße Schemel; noch bei Jerusalem, denn sie ist eines großen Königs Stadt. Auch sollst du nicht bei deinem Haupte schwören; denn du vermagst nicht ein einziges Haar weiß oder schwarz zu machen. Eure Rede aber sei: Ja, ja, nein, nein; was darüber ist, das ist vom Uebel. Ihr habet gehört, daß gesagt ist: Auge um Auge, Zahn um Zahn. Ich aber sage euch, daß ihr nicht widerstreben sollt dem Uebel; sondern so dir Jemand einen Streich gibt auf deinen rechten Backen, dem biete den andern auch dar. Und so Jemand mit dir rechten will und deinen Rock nehmen, dem laß auch den Mantel. Und so dich Jemand nöthiget Eine Meile, so gehe mit ihm zwei. Gib dem, der dich bittet, und wende dich nicht von dem, der dir abborgen will. Ihr habt gehört, daß gesagt ist: Du sollst deinen Nächsten lieben und deinen Feind hassen. Ich aber sage euch: Liebet eure Feinde; segnet, die euch fluchen; thut wohl denen, die euch hassen; bittet für die, so euch beleidigen und verfolgen; auf daß ihr Kinder seid eures Vaters im Himmel. Denn er läßt seine Sonne aufgehen über die Bösen und über die Guten und läßt regnen über Gerechte und Ungerechte. Denn so ihr liebet, die euch lieben, was werdet ihr für Lohn haben? Thun nicht dasselbe auch die Zöllner? Und so ihr euch nur zu euern Brüdern freundlich thut, was thut ihr Sonderliches? Thun nicht die Zöllner auch also? Darum sollt ihr vollkommen sein, gleich wie euer Vater im Himmel vollkommen ist.

3) Habt Acht auf eure Almosen, daß ihr die nicht gebet vor den Leuten, daß ihr von ihnen gesehen werdet; ihr habt anders keinen Lohn bei euerm Vater im Himmel. Wenn du nun Almosen gibst, sollst du nicht lassen vor dir posaunen, wie die Heuchler thun in den Schulen und in den Gassen, auf daß sie von den Leuten gepriesen werden. Wahrlich, ich sage euch: Sie haben ihren Lohn dahin. Wenn du aber Almosen gibst, so lasse deine linke Hand nicht wissen, was die rechte thut, auf daß dein Almosen verborgen sei; und dein Vater, der in das Verborgene sieht, wird dir's vergelten öffentlich.

4) Ihr sollt euch nicht Schätze sammeln auf Erden, da sie die Motten und der Rost fressen, und da die Diebe nachgraben und stehlen. Sammelt euch aber Schätze im Himmel, da sie weder Motten noch Rost fressen, und da die Diebe nicht nachgraben noch stehlen; denn wo euer Schatz ist, da ist auch euer Herz. Das Auge ist des Leibes Licht. Wenn dein Auge einfältig ist, so wird dein ganzer Leib licht sein. Wenn aber dein Auge ein Schalk ist, so wird dein ganzer Leib finster sein. Wenn aber das Licht, das in dir ist, finster ist: wie groß wird die Finsterniß sein?

5) Richtet nicht, auf daß ihr nicht gerichtet werdet; denn mit welcherlei Gericht ihr richtet, werdet ihr gerichtet werden, und mit welcherlei Maß ihr messet, wird euch gemessen werden. Was sieheſt du aber den Splitter in deines Bruders Auge und wirst nicht gewahr des Balkens in deinem Auge? Oder wie darfst du sagen zu deinem Bruder: Halt, ich will dir den Splitter aus deinem Auge ziehen! Und siehe, ein Balken ist in

deinem Auge. Du Heuchler, ziehe am ersten den Balken aus deinem Auge; darnach besiehe, wie du den Splitter aus deines Bruders Auge ziehest! — Alles nun, was ihr wollet, daß euch die Leute thun sollen, das thut ihr ihnen, das ist das Gesetz und die Propheten.

6) Gehet ein durch die enge Pforte; denn die Pforte ist weit, und der Weg ist breit, der zur Verdammniß abführet, und ihrer sind Viele, die darauf wandeln. Und die Pforte ist enge, und der Weg ist schmal, der zum Leben führt, und wenige sind ihrer, die ihn finden. Sehet euch vor vor den falschen Propheten, die in Schafskleidern zu euch kommen; inwendig aber sind sie reißende Wölfe. An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen. Kann man auch Trauben lesen von den Dornen, oder Feigen von den Disteln. Also ein jeglicher gute Baum bringet gute Früchte; aber ein fauler Baum bringet arge Früchte. Ein guter Baum kann nicht arge Früchte bringen, und ein fauler Baum kann nicht gute Früchte bringen. Ein jeglicher Baum, der nicht gute Früchte bringet, wird abgehauen und ins Feuer geworfen. Darum an ihren Früchten sollt ihr sie erkennen. Es werden nicht Alle, die zu mir sagen: Herr, Herr! in das Himmelreich kommen, sondern die den Willen thun meines Vaters im Himmel. Es werden Viele zu mir sagen an jenem Tage: Herr, Herr, haben wir nicht in deinem Namen geweissaget? Haben wir nicht in deinem Namen Teufel ausgetrieben? Haben wir nicht in deinem Namen viele Thaten gethan? Dann werde ich ihnen bekennen: Ich habe euch noch nie erkannt, weichet von mir, ihr Uebelthäter. Darum, wer diese meine Rede höret und thut sie, den vergleiche ich einem klugen Manne, der sein Haus auf einen Felsen bauete. Da nun ein Platzregen fiel, und ein Gewässer kam, und weheten die Winde und stießen an das Haus, fiel es doch nicht; denn es war auf einen Felsen gegründet. Und wer diese meine Rede höret und thut sie nicht, der ist einem thörichten Manne gleich, der sein Haus auf den Sand bauete. Da nun ein Platzregen fiel, und kam ein Gewässer, und weheten die Winde und stießen an das Haus, da fiel es, und that einen großen Fall.

Und es begab sich, da Jesus diese Rede vollendet hatte, entsetzte sich das Volk über seine Lehre; denn er predigte gewaltig und nicht wie die Schriftgelehrten. (Matth. 5—7.)

2. Die Gleichnisse Jesu.

1. Vom Säemann.

Die Predigt vom Reiche Gottes findet verschiedene Aufnahme in den verschiedenen Menschenherzen.

Siehe, es ging ein Säemann aus zu säen. Und indem er säete, fiel Etliches an den Weg, und es kamen die Vögel des Himmels und fraßen es auf. Anderes aber fiel auf felsigen Boden, wo es nicht viel Erde hatte; und es ging alsbald auf, weil es keine tiefe Erde hatte. Als aber die Sonne aufging, hatte es heiß, und weil es keine Wurzel hatte, verdorrete es. Anderes fiel unter die Dornen, und die Dornen gingen auf und erstickten es. Anderes aber fiel auf das gute Land und brachte Frucht, etliches hundert-, etliches sechszig- und etliches dreißigfältig. Wer Ohren hat zu hören, der höre! —

So höret nun die Deutung dieses Gleichnisses vom Säemann. Wenn Jemand die Lehre vom Reiche hört und nicht versteht, so kommt der Böse und reißt das Gesäete aus seinem Herzen. Das ist der auf den Weg Gesäete. Der aber auf den felsigen Boden Gesäete, das ist der, welcher die Lehre hört und alsbald mit Freuden aufnimmt. Er hat aber keine Wurzel in sich, sondern ist ohne Bestand, und wenn sich Drangsal oder Verfolgung erhebt um der Lehre willen, so fällt er alsbald ab. Der aber unter die Dornen Gesäete, das ist der, welcher die Lehre hört; aber die Sorge dieser Welt und die Verlockung des Reichthums erstickt die Lehre, und sie bleibet ohne Frucht. Der aber auf das gute Land Gesäete, das ist der, welcher die Lehre höret und verstehet, und dann auch Frucht bringt hundert-, sechszig- und dreißigfältig. (Matth. 13, 3—9 u. 18—29.)

2. Vom Schatz und der Perle.

Die Entdeckung des im Menschenherzen verborgenen höchsten Gutes verleiht den natürlichen Gütern erst ihren rechten Werth.

Das Himmelreich ist gleich einem Schatz, der in einem Acker verborgen lag. Als ihn nun ein Mensch fand, verbarg er ihn, begab sich weg in seiner Freude, veräußerte Alles, was er hatte und kaufte denselbigen Acker. —

Wiederum ist das Himmelreich gleich einem Kaufmann, der schöne Perlen suchte. Als er nun eine köstliche Perle fand, ging er hin, nahm Alles zusammen, was er hatte, und kaufte sie. (Matth. 13, 44—46.)

3. Vom Senfkorn und Sauerteig.

Das Reich Gottes ist dazu bestimmt, äußerlich und innerlich das ganze Land der Menschheit zu umfassen und zu ergreifen. Es ist die Vollendung der Welt.

Ein anderes Gleichniß legte er ihnen vor und sprach: Das Himmelreich ist gleich einem Senfkorn, welches ein Mensch nahm und in seinen Acker säete. Es ist das kleinste unter allen Samen; wenn es aber wächst, so ist es das größte von allen Kräutern und wird ein Baum, so daß die Vögel des Himmels kommen und in seinen Zweigen wohnen.

Ein anderes Gleichniß sagte er ihnen:

Das Himmelreich ist gleich dem Sauerteig, den ein Weib nahm und unter drei Scheffel Mehl knetete, bis es ganz durchsäuert war. (Matth. 13, 31—34.)

4. Vom wachsenden Samen.

Das Reich Gottes unterliegt einer innern, stufenweisen Entwicklung.

Und er sprach:

Es verhält sich mit dem Reiche Gottes so, wie wenn ein Mensch Samen streuet auf's Land, und er schläft des Nachts und stehet auf am Tag, und der Same keimet und wächst, ohne daß er's selber merkt. Denn von selber trägt die Erde

Frucht, zuerst das Saatengrün, dann die Aehre, dann den vollen Weizen in der Aehre. Wenn aber die Frucht reif ist, so entsendet er alsbald die Sichel, denn die Ernte ist da. (Mark. 4, 26—29.)

5. Vom Unkraut im Acker.

Das Reich Gottes kann sich in der Welt nur neben dem Bösen entwickeln; es reift aber innerlich zum Gericht für jenes.

Ein anderes Gleichniß legte er ihnen vor und sprach:

Das Himmelreich ist zu vergleichen einem Menschen, welcher guten Samen säete auf seinen Acker. Als aber die Leute schliefen, kam sein Feind und säete Unkraut unter den Weizen, und ging hinweg. Als nun die Saat aufsproßte und Frucht trug, da zeigte sich auch das Unkraut. Da traten die Knechte des Hausherrn herzu und sprachen zu ihm: „Herr, hast du nicht guten Samen gesäet auf deinen Acker? Woher hat er denn das Unkraut?"

Er aber sprach zu ihnen: „Ein feindseliger Mensch hat dies gethan." Und die Knechte sprachen zu ihm: „Willst du nun, daß wir hingehen und es zusammenlesen? Er aber sprach: „Nein, damit ihr nicht, wenn ihr das Unkraut zusammenlesет, auch zugleich den Weizen mit ausraufet. Lasset Beides zusammen aufwachsen bis zur Ernte; und zur Zeit der Ernte will ich den Schnittern sagen: Leset zuerst das Unkraut zusammen und bindet es in Bündel, daß man es verbrenne; den Weizen aber sammelt in meine Scheuer." (Matth. 13, 24—30.)

6. Die Einladung zum Mahl.

Der natürliche Mensch hat mancherlei Abhaltungsgründe, dem Rufe zu folgen.

Es war ein Mensch, der machte ein großes Mahl und lud Viele dazu ein. Und er sandte seine Knechte zur Stunde des Mahles, um den Geladenen zu sagen: „Kommet, denn es ist Alles bereitet." Und sie fingen an Alle einstimmig sich zu entschuldigen. Der Erste sprach zu ihm: „Ich habe einen Acker

2. Vom Schatz und der Perle.

Die Entdeckung des im Menschenherzen verborgenen höchsten Gutes verleiht den natürlichen Gütern erst ihren rechten Werth.

Das Himmelreich ist gleich einem Schatz, der in einem Acker verborgen lag. Als ihn nun ein Mensch fand, verbarg er ihn, begab sich weg in seiner Freude, veräußerte Alles, was er hatte und kaufte denselbigen Acker. —

Wiederum ist das Himmelreich gleich einem Kaufmann, der schöne Perlen suchte. Als er nun eine köstliche Perle fand, ging er hin, nahm Alles zusammen, was er hatte, und kaufte sie.

(Matth. 13, 44—46.)

3. Vom Senfkorn und Sauerteig.

Das Reich Gottes ist dazu bestimmt, äußerlich und innerlich das ganze Land der Menschheit zu umfassen und zu ergreifen. Es ist die Vollendung der Welt.

Ein anderes Gleichniß legte er ihnen vor und sprach: Das Himmelreich ist gleich einem Senfkorn, welches ein Mensch nahm und in seinen Acker säete. Es ist das kleinste unter allen Samen; wenn es aber wächst, so ist es das größte von allen Kräutern und wird ein Baum, so daß die Vögel des Himmels kommen und in seinen Zweigen wohnen.

Ein anderes Gleichniß sagte er ihnen:

Das Himmelreich ist gleich dem Sauerteig, den ein Weib nahm und unter drei Scheffel Mehl knetete, bis es ganz durchsäuert war. (Matth. 13, 31—34.)

4. Vom wachsenden Samen.

Das Reich Gottes unterliegt einer innern, stufenweisen Entwicklung.

Und er sprach:

Es verhält sich mit dem Reiche Gottes so, wie wenn ein Mensch Samen streuet auf's Land, und er schläft des Nachts und stehet auf am Tag, und der Same keimet und wächst, ohne daß er's selber merkt. Denn von selber trägt die Erde

Frucht, zuerst das Saatengrün, dann die Aehre, dann den vollen Weizen in der Aehre. Wenn aber die Frucht reif ist, so entsendet er alsbald die Sichel, denn die Ernte ist da.

(Mark. 4, 26—29.)

5. Vom Unkraut im Acker.

Das Reich Gottes kann sich in der Welt nur neben dem Bösen entwickeln; es reift aber innerlich zum Gericht für jenes.

Ein anderes Gleichniß legte er ihnen vor und sprach:

Das Himmelreich ist zu vergleichen einem Menschen, welcher guten Samen säete auf seinen Acker. Als aber die Leute schliefen, kam sein Feind und säete Unkraut unter den Weizen, und ging hinweg. Als nun die Saat aufsproßte und Frucht trug, da zeigte sich auch das Unkraut. Da traten die Knechte des Hausherrn herzu und sprachen zu ihm: „Herr, hast du nicht guten Samen gesäet auf deinen Acker? Woher hat er denn das Unkraut?"

Er aber sprach zu ihnen: „Ein feindseliger Mensch hat dies gethan." Und die Knechte sprachen zu ihm: „Willst du nun, daß wir hingehen und es zusammenlesen? Er aber sprach: „Nein, damit ihr nicht, wenn ihr das Unkraut zusammenleset, auch zugleich den Weizen mit ausraufet. Lasset Beides zusammen aufwachsen bis zur Ernte; und zur Zeit der Ernte will ich den Schnittern sagen: Leset zuerst das Unkraut zusammen und bindet es in Bündel, daß man es verbrenne; den Weizen aber sammelt in meine Scheuer." (Matth. 13, 24—30.)

6. Die Einladung zum Mahl.

Der natürliche Mensch hat mancherlei Abhaltungsgründe, dem Rufe zu folgen.

Es war ein Mensch, der machte ein großes Mahl und lud Viele dazu ein. Und er sandte seine Knechte zur Stunde des Mahles, um den Geladenen zu sagen: „Kommet, denn es ist Alles bereitet." Und sie fingen an Alle einstimmig sich zu entschuldigen. Der Erste sprach zu ihm: „Ich habe einen Acker

gekauft und bin genöthigt hinzugehen, und ihn zu besehen; ich bitte dich, halte mich für entschuldigt." Und ein Anderer sprach: „Ich habe fünf Joch Ochsen gekauft, und ich gehe, sie zu schätzen; ich bitte dich, halte mich für entschuldigt." Und ein Anderer sprach: „Ich habe ein Weib genommen, und darum kann ich nicht kommen." Und der Knecht kam und berichtete das seinem Herrn. Da ward der Hausherr zornig und sprach zu seinem Knechte: „Gehe schnell aus auf die Gassen und Straßen der Stadt, und führe die Armen und Krüppel und Lahmen und Blinden her." Und der Knecht sprach: „Herr, es ist geschehen, was du geboten, und noch ist Raum." Da sprach der Herr zu dem Knechte: „Geh' hinaus an die Wege und Zäune, und nöthige sie hereinzukommen, auf daß mein Haus voll werde; denn ich sage euch, daß Keiner von jenen, die geladen sind, meine Mahlzeit schmecken soll." (Luc. 14. 16—24.; vgl. Matth. 22, 1–14.)

7. Die bösen Weingärtner.

Das Reich Gottes wird an die Heiden gegeben.

Es war ein Hausherr, der pflanzte einen Weinberg, und zog einen Zaun um denselben, grub eine Kelter in ihm und baute einen Wachtthurm, übergab ihn den Weingärtnern und zog über Land. Als nun die Zeit der Früchte nahete, sandte er seine Knechte zu den Weingärtnern, um seine Früchte zu empfangen. Und die Weingärtner nahmen die Knechte und schlugen den einen; den andern tödteten sie und den dritten steinigten sie.

Abermals sandte er andere Knechte, mehr denn der ersten waren, und sie thaten mit ihnen ebenso. Endlich sandte er seinen Sohn, indem er dachte: „Sie werden sich vor meinem Sohne scheuen." Da aber die Weingärtner den Sohn sahen, sprachen sie unter sich: „Das ist der Erbe, kommt, laßt uns ihn tödten und sein Erbe in Besitz nehmen." Und sie nahmen ihn und warfen ihn zum Weinberg hinaus und tödteten ihn. Wenn nun der Herr des Weinbergs kommt, was wird er jenen Weingärtnern thun?

Da sprachen die Pharisäer und Schriftgelehrten zu ihm: Er wird die Bösewichter übel bestrafen und den Weinberg andern Weingärtnern übergeben, welche ihm die Früchte abliefern zu ihrer Zeit.

Jesus spricht zu ihnen: Habet ihr niemals gelesen in der Schrift (Ps. 118, 22): Der Stein, den die Baulente verworfen, ist zum Eckstein geworden. Vom Herrn ist dies geschehen und wunderbar ist's in unsern Augen! Darum sage ich euch: Das Reich Gottes wird von euch genommen und einem Volke gegeben werden, das die Früchte desselben bringt. (Matth. 22, 33—43.)

8. Die Arbeiter im Weinberge.

Es ist nie zu spät, dem Rufe der göttlichen Bestimmung zu folgen. Die göttliche Gnade schenkt auch dem spät Bekehrten die volle Seligkeit.

Das Himmelreich ist gleich einem Hausherrn, der am frühen Morgen ausging, Arbeiter zu miethen in seinen Weinberg. Er kam nun mit den Arbeitern überein um fünf Groschen für den Tag und schickte sie in seinen Weinberg. Und er ging aus um die dritte Stunde und sah Andere müßig stehen auf dem Markte und sprach zu ihnen: „Gehet auch ihr in meinen Weinberg, und ich will euch geben was recht ist." Und sie gingen hin. Und wiederum ging er aus um die sechste und neunte Stunde und that ebenso. Und als er um die eilfte Stunde ausging, fand er Andere stehen und sagte zu ihnen: „Was steht ihr hier den ganzen Tag müßig?" Sie sagen zu ihm: „Es hat uns Niemand gedinget." Er sagte zu ihnen: „Gehet auch ihr in den Weinberg." Als es nun Abend ward, sprach der Herr des Weinberges zu seinem Verwalter: „Rufe die Arbeiter und gib ihnen den Lohn, von den Letzten an, bis zu den Ersten. Und es kamen die um die eilfte Stunde Gedungenen und empfingen ein Jeder fünf Groschen. Als aber die Ersten kamen, meinten sie, sie würden mehr erhalten; und auch sie empfingen ein Jeder fünf Groschen. Und als sie dieselben erhalten, murrten sie wider den Hausherrn und sagten: „Diese Letztern haben nur eine Stunde gearbeitet, und du hast uns ihnen gleichgestellt die

wir des Tages Laſt und Hitze getragen haben!“ Er aber antwortete und ſprach zu einem von ihnen: „Freund, ich thue dir nicht Unrecht; biſt du nicht um fünf Groſchen mit mir überein gekommen? Nimm das Deine und geh'. Ich will dieſem Letzten geben ſo wie dir. Iſt es mir nicht erlaubt, zu thun mit den Meinen, was ich will? Siehet dein Auge ſcheel, daß ich gütig bin?“ Alſo werden die Letzten die Erſten ſein, und die Erſten die Letzten. (Matth. 20, 1—16.)

9. Vom Feigenbaum.

Die zuwartende göttliche Langmuth.

Er ſagte auch dieſes Gleichniß:

Es hatte Jemand einen Feigenbaum, der in ſeinem Weinberg gepflanzt war, und er kam und ſuchte Frucht an demſelben, und fand keine. Da ſprach er zum Weingärtner: „Siehe, drei Jahre komme ich nun und ſuche Frucht an dieſem Feigenbaume, und finde keine; haue ihn weg, was ſoll er das Land unfruchtbar machen?“ Er aber antwortete und ſprach zu ihm: „Herr! laß ihn noch dieſes Jahr, bis ich ihn umgegraben und Dünger daran gelegt habe. Vielleicht bringt er dann Frucht; wo nicht, ſo magſt du ihn hernach umhauen.“ (Luk. 13, 6—9.)

10. Die zwei Söhne.

Leeres Wort und reuige That.

Ein Menſch hatte zwei Söhne; und er ging zu dem erſten und ſprach: „Mein Sohn, gehe hin und arbeite heut in meinem Weinberg“. Er aber antwortete und ſprach: „Ich mag nicht!“ Nachher aber gereute es ihn und er ging hin. Und er kam zu dem Andern und ſprach ebenſo. Der antwortete und ſprach: „Ja, Herr!“ und ging nicht. Welcher von dieſen Beiden that den Willen des Vaters? — Da ſagten die Hohenprieſter und die Aelteſten der Volkes zu ihm: der Erſte. Jeſus aber ſprach zu ihnen: Wahrlich ich ſage euch, die Zöllner und Sünder kommen vor euch in's Reich Gottes. Denn Johannes trat unter euch auf als Lehrer der Gerechtigkeit, und ihr glaubtet ihm

nicht; die Zöllner und Sünder aber glaubten ihm, und obwohl ihr es ſahet, gereuete es euch nachher nicht, ſo daß ihr an ihn geglaubt hättet! (Matth. 21, 28—34.)

11. Der Phariſäer und der Zöllner.

Nicht durch äußere Werkgerechtigkeit, ſondern durch Demuth erlangt der Menſch das Heil.

Zwei Menſchen gingen hinauf in den Tempel, um zu beten, der eine ein Phariſäer, der andere ein Zöllner. Der Phariſäer ſtand emporgerichtet und betete bei ſich ſelber alſo: „Gott, ich danke dir, daß ich nicht bin wie die übrigen Leute, Räuber, Ungerechte, Ehebrecher, oder auch wie dieſer Zöllner. Ich faſte zwei Mal in der Woche und gebe den Zehnten von Allem, was ich einnehme.“ Und der Zöllner ſtand von ferne, durfte auch ſeine Augen nicht aufheben zum Himmel, ſondern ſchlug an ſeine Bruſt und ſagte: „Gott, ſei mir Sünder gnädig!“ Ich ſage euch: Dieſer ging mehr gerechtfertigt hinab in ſein Haus als jener; denn wer ſich ſelbſt erhöht, der wird erniedrigt, wer aber ſich ſelbſt erniedrigt, der wird erhöht!

(Luk. 18, 10—14.)

12. Vom verlornen Schaf und Groſchen.

Die göttliche Gnade ſucht den Verlornen auf.

Es naheten ſich ihm viele Zöllner und Sünder, um ihn zu hören. Da murrten die Phariſäer und Schriftgelehrten und ſprachen: „Dieſer nimmt die Sünder an und ißt mit ihnen.“ Er aber ſagte zu ihnen dieſes Gleichniß:

Wer von euch, der hundert Schafe hat, und eines davon verliert, läßt nicht die neunundneunzig in der Wüſte und geht auf das verlorne aus, bis er es findet? Und wenn er es gefunden, ſo legt er es auf ſeine Schultern mit Freuden, und wenn er nach Hauſe kommt, ſo ruft er die Freunde und Nachbarn zuſammen und ſagt zu ihnen: Freuet euch mit mir, denn ich habe mein verlornes Schaf gefunden! Ich ſage euch: Alſo wird im Himmel Freude ſein über einen Sünder, der Buße

thut, mehr denn über neunundneunzig Gerechte, die der Buße nicht bedürfen.

Oder welches Weib, die zehn Groschen hat, wenn sie einen Groschen verliert, zündet nicht ein Licht an und kehrt das Haus und suchet sorgfältig, bis daß sie ihn findet. Und wenn sie ihn gefunden, ruft sie die Freundinnen und Nachbarinnen zusammen und spricht: Freuet euch mit mir, denn ich habe den Groschen gefunden, den ich verloren hatte. Also, sage ich euch, entstehet Freude bei den Engeln Gottes über einen Sünder, der Buße thut. (Luk. 15, 1—10.)

13. Vom verlornen Sohn.

Das Leben in der Entfremdung, und die Umkehr zu Gott durch die reuige Einkehr in sich selbst.

Ein Mensch hatte zwei Söhne; und der jüngere von ihnen sprach zum Vater: „Vater, gib mir den Theil des Vermögens, der mir zukömmt!" Und er vertheilte ihnen das Besitzthum. Und nach nicht langer Zeit nahm der jüngere Sohn Alles zusammen und zog weg in ein fernes Land und vergeudete daselbst sein Vermögen in üppigem Leben. Als er Alles aufgezehrt, entstand eine große Hungersnoth in jenem Lande, und er fing an Mangel zu leiden. Da ging er hin und hielt sich an einen Einwohner desselbigen Landes, der schickte ihn auf sein Feld, die Schweine zu hüten. Gerne hätte er da seinen Bauch mit den Schoten gefüllt, welche die Schweine fraßen; und Niemand gab sie ihm.

Da ging er in sich und sprach: „Wie viele Tagelöhner meines Vaters haben Brod die Fülle, und ich komme hier um durch Hunger. Ich will mich aufmachen und zu meinem Vater ziehen und zu ihm sprechen: „Vater, ich habe gesündigt gegen den Himmel und an dir, ich bin nicht mehr werth, dein Sohn zu heißen; halte mich nur wie einen deiner Tagelöhner!" Und er machte sich auf und ging zu seinem Vater.

Als er noch weit entfernt war, sah ihn sein Vater und erbarmte sich; und er lief ihm entgegen, fiel ihm um den Hals und küßte ihn. Der Sohn aber sprach zu ihm „Vater, ich

habe gesündigt gegen den Himmel und an dir und ich bin nicht mehr werth, dein Sohn zu heißen." Der Vater aber sprach zu seinen Knechten: „Bringet das beste Gewand heraus und zieht es ihm an, und thut einen Ring an seine Hand, und Schuhe an seine Füße; und holet das gemästete Kalb und schlachtet es. Wir wollen essen und fröhlich sein, denn dieser mein Sohn war todt, und ist wieder lebendig geworden; er war verloren und ist wieder gefunden!" Und sie fingen an fröhlich zu sein.

Es war aber sein älterer Sohn auf dem Felde, und als er kam und sich dem Hause nahete, hörte er Gesang und Tanz. Und er rief einen der Knechte herbei und erkundigte sich, was das wäre. Der sprach zu ihm: „Dein Bruder ist gekommen, und dein Vater hat das gemästete Kalb geschlachtet, weil er ihn gesund wieder erhalten hat." Da ward er zornig und wollte nicht hineingehen. Sein Vater aber kam heraus und redete ihm zu. Er aber antwortete und sprach zum Vater: „Siehe, so viele Jahre diente ich dir und habe nie dein Gebot übertreten, und nie hast du mir einen Bock gegeben, daß ich mit meinen Freunden hätte fröhlich sein können! Da aber dieser, dein Sohn, der dein Gut durchgebracht hat, gekommen ist, hast du ihm das gemästete Kalb geschlachtet!" Er aber sprach zu ihm: „Mein Sohn, du bist allezeit bei mir, und Alles, was mein ist, ist dein. Billig aber freute ich mich und war fröhlich, denn dieser, dein Bruder, war todt und ist wieder lebendig geworden; er war verloren und ist wieder gefunden!"

(Luk. 15, 11—32.)

14. Vom unbarmherzigen Knecht.

Wir erhalten nur dann Vergebung, wenn wir selbst Vergebung üben.

Einst trat Petrus zu Jesus und sprach: Herr, wie oft muß ich meinem Bruder vergeben, der gegen mich gesündigt? Sieben Mal? Jesus sagt zu ihm: Nicht sieben Mal, sage ich dir, sondern siebenundsiebzig Mal!

Darum ist das Himmelreich zu vergleichen einem Könige, welcher Rechnung halten wollte mit seinen Knechten. Als er

nun anfing zu rechnen, ward ihm einer gebracht, der zehntausend Talente schuldig war. Da er nun nicht bezahlen konnte, so befahl der Herr, daß er sammt seinem Weib und seinen Kindern und seiner ganzen Habe solle verkauft, und daß daraus solle bezahlt werden." Da fiel der Knecht vor ihm nieder und sagte: „Herr, habe Geduld mit mir, ich will dir Alles bezahlen." Und es jammerte den Herrn desselbigen Knechtes; er gab ihn los und erließ ihm die Schuld.

Als aber derselbige Knecht hinaus kam, fand er einen seiner Mitknechte, der ihm vierhundert Groschen schuldig war. Und er ergriff ihn bei der Gurgel und sagte: „Bezahle mir, was du schuldig bist." Da fiel sein Mitknecht vor ihm nieder und bat ihn und sprach: „Habe Geduld mit mir, ich will dir Alles bezahlen." Er aber wollte nicht, sondern ging hin und warf ihn in's Gefängniß, bis er das Schuldige bezahle.

Da seine Mitknechte solches sahen, wurden sie sehr betrübt, und gingen hin und meldeten ihrem Herrn Alles, was geschehen war. Da ließ ihn sein Herr herbeirufen und sagte zu ihm: „Du böser Knecht! Jene ganze Schuld erließ ich dir, dieweil du mich batest. Mußtest du dich nicht auch deines Mitknechtes erbarmen, so wie auch ich mich deiner erbarmte?" Und voll Zorn überantwortete ihn sein Herr den Kerkermeistern, bis er alles ihm Schuldige bezahle.

Also wird auch mein himmlischer Vater euch thun, wenn ihr nicht ein jeglicher von Herzen seinem Bruder vergebet!

(Matth. 18, 23—35.)

15. Vom reichen Kornbauer.

Nicht an die Güter hänge das Herz, die das Leben vergänglich zieren!

Eines reichen Mannes Feld trug viele Früchte. Und er überlegte bei sich selbst und sagte: Was soll ich thun? Ich habe keinen Raum, meine Früchte einzusammeln. Und er sprach: Das will ich thun, ich will meine Scheuern einreißen und größer bauen und dahin alle meine Vorräthe und meine Güter einsammeln. Dann will ich zu meiner Seele sagen: Liebe Seele, du hast vielen Vorrath liegen auf viele Jahre; sei ruhig, iß und trink und sei guter Dinge! Gott aber sprach zu ihm: „Du Thor! Diese Nacht wird deine Seele von dir abgefordert, und wessen wird es sein, das du aufgehäufet?" Also gehet es dem, der sich Schätze sammelt und nicht in Gott reich ist.

(Luk. 12, 16—21.)

16. Vom barmherzigen Samariter.

Die Liebe ist des Gesetzes Erfüllung.

Ein Gesetzesgelehrter trat auf und versuchte Jesus und sprach: „Lehrer, was muß ich thun, um das ewige Leben zu erlangen?" Er aber sprach zu ihm: „Was stehet im Gesetz geschrieben? Wie lieset du?" — Er antwortete und sprach: „Du sollst den Herrn, deinen Gott, lieben von ganzem Herzen und von ganzer Seele und mit allen deinen Kräften und all deinen Gedanken, und deinen Nächsten wie dich selbst." Er sprach zu ihm: „Du hast recht geantwortet; thue dieses, so wirst du leben." Jener aber wollte sich rechtfertigen und sprach zu Jesus: „Wer ist aber mein Nächster?" — Da antwortete Jesus und sprach:

„Ein Mensch zog von Jerusalem hinab nach Jericho und fiel unter die Räuber. Die zogen ihn aus, schlugen und verwundeten ihn, gingen hinweg und ließen ihn halbtodt liegen. Von ungefähr nun zog ein Priester denselben Weg hinab, und als er ihn sah, ging er vorüber. Desgleichen auch kam ein Levit an dem Orte durch, sah ihn und ging vorüber. Ein reisender Samariter aber kam zu ihm, sah ihn und erbarmte sich. Er trat hinzu, verband seine Wunden und goß Oel und Wein darauf; dann hob er ihn auf sein Thier, brachte ihn in die Herberge und pflegte sein. Als er am andern Morgen fortging, zog er zehn Groschen hervor, gab sie dem Wirth und sprach: „Trage Sorge zu ihm, und so du mehr für ihn verwendest, will ich es dir bezahlen, wann ich zurückkomme." Wer nun von diesen Dreien, dünket dich, war der Nächste von dem, der unter die Räuber fiel?" Er sprach: „Der, welcher Barmherzigkeit an ihm that." Da sprach Jesus zu ihm: „Gehe hin und thue desgleichen!" (Luk. 10, 25—37.)

17. Von den Talenten.

Die göttlichen Gaben und Aufgaben, und der Lohn nach dem Maße der Treue.

Ein Mann, der wegreisete, rief seine Knechte und übergab ihnen sein Vermögen. Dem Einen gab er fünf Talente, dem Andern zwei und noch einem Andern eines, einem Jeglichen nach seinem Vermögen. Der nun, welcher die fünf Talente empfangen, handelte damit und erwarb andere fünf Talente. Desgleichen gewann auch der, welcher die zwei empfangen, andere zwei. Der aber, der das eine empfangen, ging hin und machte eine Grube in die Erde und verbarg das Geld seines Herrn.

Nach langer Zeit nun kommt der Herr derselbigen Knechte und hält mit ihnen Rechnung. Da trat herzu, der die fünf Talente empfangen, brachte andere fünf Talente und sagte: „Herr, fünf Talente hast du mir übergeben, siehe, ich habe andere fünf Talente mit denselben gewonnen.“ Da sprach zu ihm sein Herr: „Wohl, du guter und getreuer Knecht, du bist über Weniges getreu gewesen, ich will dich über Vieles setzen, gehe ein zur Freude deines Herrn!“ Es trat auch herzu, der die zwei Talente empfangen hatte, und sprach: „Herr, zwei Talente hast du mir übergeben, siehe, ich habe zwei andere Talente mit denselben gewonnen.“ Da sprach zu ihm sein Herr: „Wohl, du guter und getreuer Knecht, du bist über Weniges getreu gewesen, ich will dich über Vieles setzen, gehe ein zu der Freude deines Herrn.“ Nun trat auch herzu, der das eine Talent erhalten, und sprach: „Herr, ich kannte dich, daß du ein harter Mann bist, daß du erntest, wo du nicht gesäet, und sammelst, wo du nicht ausgestreut. Ich fürchtete mich, ging hin und vergrub dein Talent in die Erde; siehe, hier hast du das Deine.“ Da antwortete sein Herr und sprach zu ihm: „Du böser und träger Knecht, du wußtest, daß ich ernte, wo ich nicht gesäet, und sammle, wo ich nicht ausgestreut? Du hättest also mein Geld den Wechslern geben sollen, so hätte ich bei meiner Zurückkunft das Meine erhalten mit Zinsen! Darum nehmet ihm das Talent und gebet es dem, der zehn Talente

hat. Denn dem, der hat, wird gegeben, dem aber, der nicht hat, wird auch das genommen, was er hat. Und werfet den unnützen Knecht hinaus in die Finsterniß draußen; da wird Heulen und Zähneknirschen sein!“

18. Von den zehn Jungfrauen.

Nur ein waches kräftiges Glaubensleben sichert uns die Seligkeit des kommenden Gottesreiches.

Alsdann wird das Reich der Himmel zu vergleichen sein zehn Jungfrauen, welche ihre Lampen nahmen und ausgingen, dem Bräutigam entgegen. Fünf von ihnen waren thöricht und fünf klug. Die, welche thöricht waren, nahmen ihre Lampen, aber kein Oel mit sich, die klugen aber nahmen Oel in den Gefässen mit ihren Lampen. Als nun der Bräutigam eine Zeit lang verzog, wurden sie alle schläfrig und entschliefen. Um Mitternacht aber entstand ein Geschrei: „Siehe, der Bräutigam kommt, gehet aus, ihm entgegen!“ Da standen selbige Jungfrauen alle auf und schmückten ihre Lampen. Die thörichten aber sprachen zu den klugen: „Gebet uns von eurem Oele, denn unsere Lampen verlöschen.“ Da antworteten die klugen und sagten: „Es möchte nicht zureichen für uns und euch; gehet lieber hin zu den Verkäufern und kaufet euch.“ Als sie nun hingingen, um zu kaufen, kam der Bräutigam, und die, so bereit waren, gingen mit ihm hinein zur Hochzeit, und die Thüre ward verschlossen. Zuletzt kamen auch die übrigen Jungfrauen und riefen: „Herr, Herr, thu' uns auf!“ Er aber antwortete und sprach: „Wahrlich ich sage euch, ich kenne euch nicht!“ Darum wachet, denn ihr wisset nicht den Tag, noch die Stunde, da der Menschensohn kommt.*) (Matth. 25, 1—13.)

*) An dem Vorhandensein des Gottesreiches auf Erden, auch nach dem Hingang seines Stifters, darf nicht gezweifelt werden. Allein das Urchristenthum glaubte an eine baldige persönliche Wiederkunft Jesu, welche Hoffnung von Jesus selber genährt und auch von Paulus getheilt wurde, ohne Zweifel in der Voraussetzung, Jesu bisherige messianische Wirksamkeit werde dadurch vor dem Untergang geschützt. Diese Ueberzeugung kann heute von uns nur noch gefaßt werden im

3. Die messianische Würde Jesu.

Jesus ist der „Christus", d. h. der Erfüller des alttestamentlichen Messiasideals nach seiner innern Wahrheit. Als Messias, als der sittlich fromme Mensch, ist er, zu voller Gotteserkenntniß und zu freier Geisteseinheit mit Gott herangereift, der „Sohn des Vaters" und hat in sich selbst die Gotteskindschaft geoffenbart als die höchste Bestimmung aller Menschen. Durch ihn und durch die, welche ihn so heroisch wie Petrus bekennen, wird das Reich Gottes auf Erden begründet und erhalten.

Ihr forschet in der Schrift, weil ihr meinet, darin das ewige Leben zu haben, — und eben sie ist's, die von mir zeuget. (Joh. 5, 39.)

Zu selbiger Zeit hub Jesus an und sprach:

Ich preise dich, Vater, Herr des Himmels und der Erde, daß du Dieses vor Weisen und Klugen verborgen und es den Unmündigen geoffenbaret hast. Ja, Vater, also war es dir wohlgefällig! Alles ist mir übergeben von meinem Vater, und Niemand erkannte den Vater, denn nur der Sohn, noch auch erkannte Jemand den Sohn, denn nur der Vater, und wem er es offenbaren will. Kommet her zu mir Alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken. Nehmet mein Joch auf euch und lernet von mir, denn ich bin sanftmüthig und von Herzen demüthig: so werdet ihr Ruhe finden für eure Seelen! Denn mein Joch ist sanft und meine Last ist leicht! (Matth. 11, 25—30.)

Als Jesus in die Gegend von Cäsarea Philippi kam, fragte er seine Jünger und sprach: „Wer sagen die Leute, daß der Menschensohn sei?" Sie sprachen: „Etliche: Johannes der Täufer; Andere: Elias; noch Andere: Jeremias, oder einer der Propheten." Da spricht er zu ihnen: „Ihr aber, wer saget ihr, daß ich sei?"

Sinne einer Tröstung, deren prophetische Wurzel im Buche Daniel zu suchen ist. Daß dagegen Christus geistig von Zeit zu Zeit wieder kommt, um seine Schöpfung zu schützen und ihre ewige Bedeutung in's Licht zu setzen, — dies ist die innere, bleibende Wahrheit der Lehre von der Wiederkunft Jesu. (Vgl. Matth. 26, 64.)

Da antwortete Simon Petrus und sprach: „Du bist der Messias, der Sohn des lebendigen Gottes." Und Jesus antwortete und sprach zu ihm: „Selig bist du, Simon, Sohn des Johannes, denn Fleisch und Blut hat es dir nicht geoffenbart, sondern mein Vater im Himmel. Und ich sage dir auch: Du bist Petrus (Fels), und auf diesen Felsen will ich meine Gemeinde bauen, und die Pforten der Hölle sollen sie nicht überwältigen." (Matth. 16, 13—18.)

Die Samariterin (am Jakobsbrunnen) spricht zu ihm: „Herr, ich sehe, daß du ein Prophet bist. Unsere Väter haben auf diesem Berge angebetet; ihr aber saget, zu Jerusalem sei der Ort, wo man anbeten soll." Jesus spricht zu ihr: „Weib, glaube mir, es kommt die Zeit, wo ihr weder auf diesem Berge, noch zu Jerusalem den Vater anbeten werdet. Ihr wisset nicht, was ihr anbetet; wir aber wissen, was wir anbeten, denn das Heil kommt von den Juden. Aber es kommt die Zeit, und sie ist schon da, wo die wahren Anbeter den Vater im Geiste und in der Wahrheit anbeten werden, denn solche Anbeter will der Vater haben. Gott ist ein Geist, und die ihn verehren, sollen ihn im Geiste und in der Wahrheit anbeten." Das Weib spricht zu ihm: „Ich weiß, daß der Messias, Christus genannt, kommen wird. Wann derselbige kommt, dann wird er uns Alles verkündigen." Jesus spricht zu ihr: „Ich bin's, der mit dir redet!" (Joh. 4, 19—26.)

Jesus antwortete den Juden: Steht nicht in euerm Gesetz geschrieben: „Ich habe gesagt: Ihr seid Götter?" — Wenn nun die Schrift diejenigen Götter nennt, an welche dieser Ausspruch Gottes erging, und die Schrift nicht kann aufgehoben werden, wie möget ihr denn zu dem, den der Vater geheiliget und in die Welt gesandt hat, sprechen: Du lästerst Gott, indem du sprichst: Ich bin Gottes Sohn. Thue ich nicht die Werke meines Vaters, so glaubet mir nicht; thue ich sie aber, so glaubet wenn ihr mir auch nicht glauben wollet, doch den Werken, damit ihr erkennet und glaubet, daß der Vater in mir ist, und ich in ihm." (Joh. 10, 34—38; vgl. Ps. 82, 6.)

Da hub der Hoheprieſter an und ſprach zu ihm: „Ich beſchwöre dich bei dem lebendigen Gott, ſage uns, ob du Chriſtus biſt, der Sohn Gottes?“ Jeſus ſpricht zu ihm: „Du ſagſt es.“ (Matth. 26, 63. u. 64.)

Da ging Pilatus wieder hinein in das Gerichtshaus, rief Jeſus und ſprach zu ihm: „Biſt du der König der Juden?“ Jeſus antwortete: „Redeſt du das von dir ſelbſt, oder haben die Andern das von mir geſagt?“ Pilatus antwortete: „Bin ich ein Jude? Dein Volk und die Hohenprieſter haben dich mir überliefert. Was haſt du gethan?“ Jeſus antwortete: „Mein Reich iſt nicht von dieſer Welt. Wäre mein Reich von dieſer Welt, ſo würden wohl meine Diener darum kämpfen, damit ich den Juden nicht überliefert würde. Nun aber iſt mein Reich nicht von da.“ Da ſprach Pilatus zu ihm: „So biſt du dennoch ein König?“ Jeſus antwortete: „Du ſagſt es, ich bin ein König. Ich bin dazu geboren und dazu in die Welt gekommen, daß ich ein Zeuge der Wahrheit ſei. Jeder, der die Wahrheit liebt, höret meine Stimme.“ Pilatus ſpricht zu ihm: „Was iſt Wahrheit?“ — Und da er das geſagt, ging er wieder hinaus zu den Juden und ſprach zu ihnen: „Ich finde keine Schuld an ihm.“ (Joh. 18, 33—38.)

4. Von der Nachfolge Jeſu und der weitern Entwicklung des Gottesreiches.

„Wahrlich, wahrlich, ich ſage euch: Wer an mich glaubt, der hat das ewige Leben. Ich bin das Brod des Lebens. Eure Väter haben Manna gegeſſen in der Wüſte und ſind geſtorben; hier aber iſt das Brod, das vom Himmel herabkam, damit Niemand, der davon ißt, ſterbe. (Joh. 6, 47—50.)

„Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben. Niemand kommt zum Vater, denn durch mich.“ (Joh. 14, 6.)

„Bleibet in mir, ſo wie ich in euch. Gleich wie die Rebe keine Frucht von ſelbſt bringen kann, ſie bleibe denn am Weinſtock, ſo auch ihr, wenn ihr nicht in mir bleibet. Ich bin der Weinſtock, ihr ſeid die Reben. Wer in mir bleibet, ſo wie ich

in ihm, der bringet viel Frucht; denn ohne mich vermöget ihr Nichts zu vollbringen.“ (Joh. 15, 4 u. 5.)

„Wahrlich, wahrlich, ich ſage euch: Wenn Jemand nicht von oben herab wiedergeboren wird, ſo mag er das Reich Gottes nicht ſehen.“ (Joh. 3, 3.)

„Ein neues Gebot gebe ich euch: Daß ihr einander liebet. Daran wird Jedermann erkennen, daß ihr meine Jünger ſeid, wenn ihr Liebe gegen einander habet.“ (Joh. 13, 34 u. 35.)

„Ich bin der gute Hirt; der gute Hirt läßt ſein Leben für die Schafe. Wer aber ein Miethling und nicht der Hirt ſelbſt iſt, deſſen Eigenthum die Schafe nicht ſind, der verläßt die Schafe, wenn er den Wolf kommen ſieht, und fliehet, ſo daß der Wolf die Schafe rauben und zerſtreuen kann. — Und ich habe noch andere Schafe, welche nicht aus dieſem Stalle ſind. Auch dieſe muß ich herführen, und ſie werden meine Stimme hören, und es wird ein Hirt und eine Heerde ſein.“ (Joh. 10, 12 u. 16.)

„Wenn Jemand will mein Nachfolger werden, ſo verleugne er ſich ſelbſt und trage ſein Kreuz und folge mir. Denn wer ſein Leben retten will, der wird es verlieren; wer aber ſein Leben verliert um meinetwillen, der wird es gewinnen. Denn welchen Nutzen hätte der Menſch, ſo er die ganze Welt gewänne, litte aber Schaden an ſeiner Seele? Oder welch ein Löſegeld kann ein Menſch geben für ſeine Seele?“ (Matth. 16, 24—26.)

Und es geſchah, als ſie auf dem Wege waren, ſprach Einer zu ihm: „Ich will dir folgen, wohin du geheſt.“ Und Jeſus ſprach zu ihm: „Die Füchſe haben ihre Gruben, und die Vögel des Himmels ihre Neſter, aber der Menſchenſohn weiß nicht, wo er ſein Haupt hinlege.“ — Zu einem Andern ſprach er: „Folge mir.“ Der aber ſprach: „Herr, erlaube mir zuvor hinzugehen, um meinen Vater zu begraben.“ Jeſus aber ſprach zu ihm: Laß die Todten ihre Todten begraben; du aber verkündige das Reich Gottes.“ — Es ſprach auch ein Anderer: „Ich will dir folgen, Herr, zuvor aber erlaube mir, Abſchied zu nehmen von den Meinigen.“ Jeſus aber ſprach zu ihm:

„Niemand, der die Hand an den Pflug legt und zurückblickt, ist geschickt zum Reiche Gottes." (Luk. 11, 57—62.)

Und es befragte ihn ein Beamteter und sagte: „Guter Lehrer, was muß ich thun, um das ewige Leben zu erlangen?" Da sprach Jesus zu ihm: „Warum nennst du mich gut? Niemand ist gut, denn Einer, Gott. Du kennst die Gebote: du sollst nicht ehebrechen; du sollst nicht tödten; du sollst nicht stehlen; du sollst nicht falsches Zeugniß reden; ehre deinen Vater und deine Mutter!" Er sprach: „Dieses Alles habe ich gehalten von meiner Jugend an." Da das Jesus hörte, sprach er zu ihm: „Eines fehlet dir noch. Verkaufe Alles, was du hast und gib es den Armen; so wirst du einen Schatz im Himmel haben; dann komm' und folge mir nach." Als er dies hörte, wurde er überaus betrübt, denn er war sehr reich. Da nun Jesus ihn so traurig werden sah, sprach er: „Wie schwer ist es doch für die, welche Geld und Gut haben, in das Reich Gottes zu kommen. Denn es ist leichter, daß ein Kameel durch ein Nadelöhr gehe, als daß ein Reicher in's Reich Gottes komme!"
(Luk. 18, 18—25.)

Jesus setzte sich dem Gotteskasten gegenüber und sah zu, wie das Volk Geld einlegte in den Gotteskasten; und viele Reichen legten viel ein. Und es kam eine arme Wittwe und legte zwei Scherflein ein, das ist ein Heller. Da rief er seine Jünger herzu und sprach zu ihnen: „Wahrlich ich sage euch, diese arme Wittwe hat mehr eingelegt, denn Alle. Denn Alle haben von ihrem Ueberfluß eingelegt; sie aber hat bei ihrem Mangel Alles gegeben, was sie besaß, ihr ganzes Vermögen."
(Mark. 12, 41—44.)

In derselbigen Stunde traten die Jünger zu Jesus und sagten: „Wer doch ist der Größte im Himmelreich?" Da rief Jesus ein Kind herbei, stellte es unter sie hin und sprach: „Wahrlich, ich sage euch, wenn ihr nicht werdet, wie die Kinder, so werdet ihr nicht in's Reich Gottes kommen. Wer sich aber selbst erniedrigt, wie dieses Kind, der ist der Größte im Himmelreich. Und wer ein solches Kind aufnimmt in meinem Namen, der nimmt mich auf. Wer aber eines

dieser Kleinen, die an mich glauben, verführt, dem wäre besser, daß ein Mühlstein an seinen Hals gehängt und er in der Tiefe des Meeres ersäuft würde." (Matth. 18, 1—6.)

Hernach wurden Kinder zu ihm gebracht, daß er sie segne und für sie bete; die Jünger aber fuhren sie an. Aber Jesus sprach: „Lasset die Kinder zu mir kommen und wehret ihnen nicht, denn solcher ist das Himmelreich." Und er segnete sie und zog von dannen. (Matth. 19, 13—15.)

Da er von den Pharisäern befragt wurde, wann das Gottesreich komme, antwortete er ihnen und sprach: „Das Gottesreich kommt nicht so, daß man es sehen könnte. Man kann nicht sagen: „Siehe, hier ist es" oder „siehe, dort," denn siehe, das Himmelreich ist verborgen in eurer Mitte."
(Luk. 17, 20 u. 21.)

„Wer Vater oder Mutter liebet mehr denn mich, der ist mein nicht werth; und wer Sohn oder Tochter liebet, mehr denn mich, der ist mein nicht werth."

Als er noch zum Volke redete, siehe, da standen seine Mutter und Brüder draußen und wollten mit ihm reden. Und es sprach Jemand zu ihm: „Siehe, deine Mutter und deine Brüder stehen draußen und wollen mit dir reden." Er aber antwortete und sprach zu dem, der es ihm sagte: „Wer ist meine Mutter und wer sind meine Brüder?" Und er streckte seine Hand aus auf seine Jünger und sprach: „Siehe, das ist meine Mutter und das meine Brüder! Denn wer den Willen meines Vaters im Himmel thut, der ist mein Bruder und meine Schwester und meine Mutter!" (Matth. 10, 37; 12, 46—50.)

„Ich hätte euch noch viel zu sagen, aber ihr könnet es jetzt noch nicht fassen. Wenn aber jener, der Geist der Wahrheit, gekommen ist, so wird er euch in alle Wahrheit leiten. Denn nicht von sich selbst wird er reden, sondern was er hören wird, wird er reden, und das Zukünftige wird er euch verkündigen. Er wird mich verherrlichen, denn von dem Meinen wird er's nehmen und euch verkündigen!" (Joh. 16, 12—14.)

„In der Welt habet ihr Angst; aber seid getrost, ich habe die Welt überwunden!“ (Joh. 16, 33.)

„Das aber ist das ewige Leben, daß sie erkennen dich, den allein wahren Gott und den du gesendet hast, Jesum Christum.“ (Joh. 17, 3.)

Jesus spricht zu Martha: „Ich bin die Auferstehung und das Leben. Wer an mich glaubt, der wird, ob er gleich stirbt, leben. Und jeder Lebende, der an mich glaubt, wird nimmermehr sterben.“ (Joh. 11, 25—27.)

5. Gegen die pharisäische Gesetzesgerechtigkeit.

„Nicht die Gesunden bedürfen des Arztes, sondern die Kranken. Gehet hin und lernet, was es heißt: „Barmherzigkeit liebe ich, und nicht Opfer.“ Denn ich bin nicht gekommen, die Gerechten zu berufen, sondern die Sünder.“ (Matth. 9, 12 u. 13.)

Und es bat ihn ein Pharisäer, bei ihm zu essen, und er kam in das Haus des Pharisäers und setzte sich zu Tische. Und siehe, ein Weib in der Stadt, die einen sündlichen Wandel geführt hatte, als sie erfuhr, daß er im Hause des Pharisäers zu Tische sitze, brachte ein alabasternes Fläschchen voll Salbe und trat hinter ihn zu, zu seinen Füßen und weinte, benetzte seine Füße mit Thränen und trocknete sie mit den Haaren ihres Hauptes, küßte seine Füße und salbte sie mit der Salbe.

Als das der Pharisäer sah, der ihn geladen hatte, sprach er bei sich selbst: Wäre dieser ein Prophet, so müßte er wohl wissen, was für ein Weib das ist, die ihn anrührt, daß sie einen sündhaften Wandel geführt hat. Da hub Jesus an und sprach zu ihm: „Simon, ich habe dir Etwas zu sagen.“ Er antwortete: „Lehrer, sprich.“ „Ein Gläubiger hatte zwei Schuldner. Der Eine war ihm fünfhundert Denare schuldig, der Andere fünfzig. Da sie nun nicht im Stande waren, zu bezahlen, schenkte er es ihnen beiden. Wer nun von ihnen, sprich, wird ihn mehr lieben?“ — Simon antwortete und sprach: „Ich vermuthe, der, dem er am meisten schenkte.“ Er

sprach zu ihm: „Du hast recht geurtheilt.“ Und indem er sich zu dem Weibe wendete, sagte er zu Simon: „Siehst du dieses Weib? Ich kam in dein Haus; du gabst mir kein Wasser für meine Füße, sie aber benetzte mit Thränen meine Füße und trocknete sie mit ihren Haaren. Du gabst mir keinen Kuß, sie aber hörte nicht auf, seit ich hereingekommen, meine Füße zu küssen. Du salbtest mein Haupt nicht mit Oel; sie aber salbte mit Salbe meine Füße. Darum sage ich dir: Ihr sind ihre vielen Sünden vergeben, weil sie viele Liebe bewiesen; wem aber wenig vergeben wird, der liebt auch wenig,“ Und er sprach zu ihr: „Deine Sünden sind dir vergeben.“ Da fingen die, so mit ihm zu Tische lagen, an, bei sich zu denken: Wer ist dieser, daß er sogar Sünden vergibt? — Er aber sprach zu dem Weibe: „Dein Glaube hat dir geholfen, gehe hin in Frieden!“ (Luk. 7, 36—50.)

Und es traten die Pharisäer und Sadduzäer herzu und versuchten ihn und verlangten von ihm, daß er sie ein Zeichen vom Himmel sehen lasse. Er aber antwortete und sprach zu ihnen: „Wenn es Abend wird, so sagt ihr: Es gibt schön Wetter, denn der Himmel ist feuergelb; und am Morgen: Heute Sturm, denn der Himmel brennt düsterroth. Ihr Heuchler: Die Gestalt des Himmels versteht ihr zu beurtheilen, die Zeichen der Zeit aber nicht? Das böse und entartete Geschlecht verlanget ein Zeichen; aber es wird ihm kein Zeichen gegeben, denn das Zeichen des Propheten Jonas.“ Und er verließ sie und ging hinweg. (Matth. 16, 1—4.)

. . . „Wehe euch, ihr Schriftgelehrten und Pharisäer, ihr Heuchler, die ihr Münze und Anis und Kümmel verzehntet und die schweren Stücke des Gesetzes unterlasset, das Recht und die Barmherzigkeit und die Treue! Dieses muß man thun und jenes nicht lassen. Ihr blinden Wegweiser, die ihr Mücken seiget und Kameele verschlucket! — Wehe euch, ihr Schriftgelehrten und Pharisäer, ihr Heuchler, die ihr das Aeußere des Bechers und der Schüssel reinigt, inwendig aber sind sie voll Raubes und Schwelgerei! Du blinder Pharisäer, reinige zuvor das

Innere des Bechers und der Schüssel, so wird auch das Aeußere derselben rein sein. — Wehe euch, ihr Schriftgelehrten und Pharisäer, ihr Heuchler, die ihr übertünchten Gräbern gleicht, welche von außen zwar schön erscheinen, inwendig aber sind sie voll Moder und Todtengebeine! Also erscheinet auch ihr zwar gerecht vor den Menschen, inwendig aber seid ihr voll Heuchelei und Ungerechtigkeit! — Wehe euch, ihr Schriftgelehrten und Pharisäer, ihr Heuchler, die ihr die Gräber der Propheten bauet und die Grabmäler der Gerechten schmücket und sprechet: „Wären wir gewesen zu unserer Väter Zeiten, so hätten wir nicht mit ihnen Theil am Blute der Propheten!" So gebt ihr euch selbst das Zeugniß, daß ihr Söhne derer seid, die die Propheten gemordet! Ihr machet noch das Maß eurer Väter voll! Ihr Schlangen, ihr Otternbrut, wie könnet ihr dem Gericht der Hölle entgehen?" (Matth. 23, 23—33.)

4. Der Apostel Paulus.

Paulus, der bedeutendste der Apostel, wurde etwa 10 oder 15 Jahre nach Jesus in Tarsus, einer kleinasiatischen Stadt, geboren. In seiner Jugend half er seinem Vater als Teppichmacher. Tarsus, eine heidnische Stadt, war Sitz eines großartigen Baalstempels, wie einer Hochschule, an der zahlreiche griechische Lehrer wirkten. Er, der Sohn eines gesetzeseifrigen, der Partei der Pharisäer angehörenden Vaters, hatte hier Gelegenheit, sowohl die Gräuel und den Unsinn des Baalsdienstes, als die Tugend griechischer Lehrer und das Schöne griechischer Bildung kennen zu lernen. Wie ihm auf der einen Seite gegen das götzendienerische, heidnische Leben Abscheu eingeflößt wird, so lernt er auf der andern Seite die Nichtjuden doch auch achten und lieben, er sieht in ihnen ebenbürtige Menschen. Hier machte er die erste Schule als zukünftiger Heidenapostel durch. Er mußte aus einer heidnischen Stadt stammen.

Das höchste Ideal seines Vaters war: Ein jüdischer Gottesgelehrter; hiezu bestimmte ihn dieser. Zu diesem Zweck schickte

ihn der strenggläubige Vater auf die Hochschule in Jerusalem, der Schule des strengen, starren Judenthums, des todten, verknöcherten Buchstabenglaubens. Was Paulus war, das war er ganz; so auch hier. Unermüdlich ist er im Erlernen der jüdischen Gesetze und Gebote, mit größter Aufmerksamkeit sitzt er zu den Füßen seiner pharisäischen Lehrer, den Feinden der Christen; mit wahrer Aufopferung sucht er in einem mit der Hochschule verbundenen Kloster die Gebote zu erfüllen — er konnte sich nie genug thun, gerade wie Luther im Augustinerkloster, und gerade wie dieser findet er auch den Frieden seiner Seele, die innere Ruhe nicht, weil sein religiöses Leben mehr ein Formel- und Ceremoniendienst ist, statt der sittlichen Handlungen, hervorgegangen aus selbstloser Menschenliebe.

Hier in Jerusalem kommt er in Berührung mit den Christen. Wie natürlich ist es, daß der eifrige Schüler der Pharisäer eine Sekte verabscheut und haßt, die die jüdischen Gebote verachtet, die ihre ganze Hoffnung auf einen gekreuzigten Messias (Erlöser) setzt; wie natürlich, daß er durch Verfolgung der Christen ein Gott wohlgefälliges Werk zu verrichten glaubt.

Einen Wendepunkt in seinem Leben bildet die Steinigung des Stephanus, an der er lebhaften Antheil nahm. Es ist ihm unerklärlich, daß ein solcher Mensch so freudigen Muthes sterben kann, im Tode noch betend die Worte seines Meisters: „Vater vergib ihnen." Eine solche Seelenruhe, solche Menschenliebe vermag ihm, dem eifrigen Paulus, sein Buchstabendienst und Formelwesen nicht zu schaffen — er sieht sich getäuscht, betrogen; wüthend, doch mit dem Judenthum innerlich schon gebrochen, nimmt er den letzten Anlauf gegen die Christen in Damaskus. Es beruht ja aller Glaubensfanatismus auf dem Gefühle der Unsicherheit der eigenen Ueberzeugungen; kommt der Mensch denkend, durch eigenes Ringen zur Wahrheit, so wird er weitherzig, tolerant, schonend gegenüber jedem Andersdenkenden, wie wir dies so schön bei Paulus wahrnehmen. Gegen die Wahrheit, gegen die göttliche Vernunft nnd Offenbarung kann Paulus nicht länger kämpfen; Jesus wirft er sich in die Arme,

seine Ideen und Lehren suchte er denkend zu erfassen. Von jetzt an ist er ein Jünger Jesu, von nun an ist sein einziges Streben, andere Menschen durch diese göttliche Religion so glücklich zu machen, wie sie ihn selbst beglückt hat. Er sucht sich von Allem denkend Rechenschaft zu geben, zwischen Erkennen und Wollen, und Wollen und Vollbringen kennt dieser Mensch mit seiner ungeheuren Willenskraft kein Bedenken. Er thut Alles für die Wahrheit, nichts gegen seine Ueberzeugung. So ausgerüstet mit der göttlichen Wahrheit bereitet er sich vor auf seine Missionsreisen, er, der von Natur so schwächliche, leidende Mensch, schreckt vor keinen Gefahren und Hindernissen zurück, sein von Nervenleiden geschwächter Körper steht unter der Herrschaft einer ungeschwächten, unbeugsamen Willenskraft, die keine Hindernisse kennt.

So gründet er auf seinen Missionsreisen eine Menge christlicher Gemeinden, von denen die bedeutendsten sind die zu Galatien, Ephesus, Thessalonich und Korinth. Er, der früher an den Buchstaben so gefesselte Mensch, faßt Christus viel freier und richtiger auf, als die andern Apostel, trotzdem er nicht unmittelbar mit Jesus zusammen gelebt hat. Wer, als er, kann mit größerm Recht den Satz geltend machen: „Der Buchstabe tödtet, der Geist ist's, der lebendig macht." Sein Glaube ist ihm nicht ein Fürwahrhalten einzelner Gesetze und Lehren, sondern die Einheit mit dem Leben und Sterben Jesu; so haben wir seinen Ausspruch zu verstehen: „Der Mensch ist nicht gerecht durch des Gesetzes Werke, sondern durch den Glauben an Jesum."

Von seiner freien und richtigen Erfassung der christlichen Ideen zeugen uns folgende Stellen in seinen verschiedenen Briefen an christliche Gemeinden: „Wenn ich mit Menschen- und mit Engelzungen redete, und hätte die Liebe nicht, so wäre ich ein tönendes Erz oder eine klingende Schelle. Wenn ich weissagen könnte und hätte alle Erkenntniß und allen Glauben, also daß ich Berge versetzte, und hätte die Liebe nicht, so wäre ich nichts. Die Liebe ist langmüthig, wohlwollend, die Liebe neidet nicht, die Liebe treibet nicht Uebermuth, sie blähet sich nicht, sie handelt nicht unanständig, suchet nicht das Ihre, erbittert sich

nicht, sinnet nichts Böses, sie bedeckt Alles, glaubet Alles, hoffet Alles, duldet Alles." Wie schön ist das wahre Wesen ächt christlicher Liebe in diesen Worten ausgesprochen.

Ferner: „Das ganze Gesetz ist in dem Einen Worte begriffen: Liebe deinen Nächsten, wie dich selbst." In diesem Worte zeigt Paulus, daß die Religion nicht ein Auswendigwissen von Geboten, Sprüchen und Satzungen ist, daß sie überhaupt kein Wissen, sondern ein Leben, ein Erfüllen unserer Pflichten ist, d. h. die Einheit mit dem Leben und Sterben des Gottmenschen Christus. — So stempelt Paulus die christliche Lehre zur Weltreligion, die nicht nur die Juden, sondern ebenso gut alle Völker der Erde in ihren Schooß aufzunehmen vermag, die nicht Lasten auferlegt, sondern beglückt, die nicht unduldsam ist, sondern alle Völker vereinigt, wenn der Beweggrund ihrer Handlungen jene selbstlose Liebe ist.

Paulus brachte das Ende seines Lebens in Rom als Gefangener zu, vielfach verfolgt selbst von den daselbst wohnenden Judenchristen, die, ihn zu ärgern, im größten Eifer das Evangelium auf ihre Art verbreiteten; doch er sagt: „Wenn das Evangelium überhaupt nur gepredigt wird, wenn auch nicht nach der vollen Wahrheit, so muß doch auch das ihm Fortgang schaffen und wird mich freuen!" Welch ein Glaube an den Sieg der göttlichen Wahrheit. Die Schicksalsschläge, die ihn betroffen, all die Verfolgungen, die über ihn hereinbrechen, vermögen seine Kraft nicht zu lähmen, seinen Muth nicht zu erschüttern, bis zum letzten Moment ist er, selbst inmitten der rohen heidnischen Soldaten, für den Sieg der göttlichen Wahrheit thätig, rastlos kämpfend, unermüdend tröstend, rettend, helfend. Bis er in der allgemeinen Christenverfolgung in Rom unter dem verruchten Kaiser Nero den schönen Märtyrertod stirbt, 62 Jahre nach Christo. Doch die Saat, die er gesäet, die entsprießt aus seinem Grabeshügel zum unzerstörbaren, weithinschattenden Baume; sein Leib zerfiel in Staub und Asche, doch die Wahrheit, die er gelehrt, hat den Sieg errungen; sein Andenken bleibt der Nachwelt ewig.

Paulus hat die erhabene Moral des Christenthums am reinsten aufgefaßt und ausgesprochen in seinen hier folgenden Briefen:

1. Brief an die Korinther.

„In der Gemeinde nun sind wohl mancherlei Gaben, aber es ist Ein Geist; und es sind mancherlei Aemter, aber es ist Ein Herr; und es sind mancherlei Kräfte, aber es ist Ein Gott, der da wirket Alles in Allem. Einem Jeglichen aber wird die Gabe des Geistes gegeben zum gemeinen Nutzen. Dem Einen wird durch den Geist Rede der Weisheit verliehen, einem Andern Erkenntniß, einem Andern Gaben der Heilung. Alles wirket der eine und selbe Geist. Gleichwie der Leib einer ist und doch viele Glieder hat, also auch Christus. Denn auch wir sind mit Einem Geiste alle zu Einem Körper getauft, wir seien Juden oder Griechen, Knechte oder Freie, und alle sind wir mit Einem Geiste getränket. Denn auch der Leib ist nicht Ein Glied, sondern viele. So der Fuß spräche: Ich bin keine Hand, darum gehöre ich nicht zum Leibe! gehört er darum nicht zum Leibe? Und so das Ohr spräche: Ich bin kein Auge, darum gehöre ich nicht zum Leibe! gehört es darum nicht zum Leibe? Wäre der ganze Leib Auge, wo bliebe das Gehör? Wäre er ganz Gehör, wo bliebe der Geruch? Nun aber hat Gott die Glieder geordnet, ein jegliches von ihnen am Leibe so, wie er gewollt hat. Wenn aber alles Ein Glied wäre, wo bliebe der Leib? Nun aber sind viele Glieder, aber Ein Leib."

„Es kann nicht das Auge zur Hand sagen: Ich bedarf deiner nicht! oder wiederum das Haupt zu den Füßen: Ich bedarf eurer nicht! sondern vielmehr sind die Glieder des Leibes, die uns dünken die schwächsten zu sein, die nöthigsten; und Gott hat die verschiedenen Glieder so gemischt, daß keine Zwietracht unter ihnen bestehe, sondern einträchtig alle für einander sorgen. So Ein Glied leidet, so leiden alle Glieder mit; und so ein Glied wird herrlich gehalten, so freuen sich alle Glieder mit."

„Ihr aber seid der Leib Christi und im Einzelnen Glieder. Und die Einen hat Gott gesetzt in der Gemeinde zu Aposteln, Andere zu Propheten, Andere zu Lehrern, sodann solche mit Heilungsgaben, Helfer, Regierer, mancherlei Sprachen. Sind Alle Apostel? Sind Alle Propheten? Sind Alle Lehrer? Haben Alle Gaben, gesund zu machen? Reden Alle in mancherlei Sprachen? Können Alle auslegen? Strebet aber nach den besten Gaben! Und noch einen trefflichen Weg will ich euch zeigen:

„Wenn ich mit Menschen- und mit Engelzungen redete und hätte der Liebe nicht: so wäre ich ein tönendes Erz, oder eine klingende Schelle. Und wenn ich weissagen könnte und wüßte alle Geheimnisse und alle Erkenntniß und hätte allen Glauben, also daß ich Berge versetzte, und hätte der Liebe nicht: so wäre ich nichts. Und wenn ich alle meine Habe den Armen gäbe und ließe meinen Leib brennen und hätte der Liebe nicht, so wäre es mir nichts nütze."

„Die Liebe ist langmüthig und wohlwollend, die Liebe neidet nicht, die Liebe treibet nicht Uebermuth, sie blähet sich nicht, sie handelt nicht unanständig, suchet nicht das Ihre, erbittert sich nicht, sinnet nichts Böses, sie freuet sich nicht über das Unrecht, sondern sie freuet sich über das Gute; sie bedeckt Alles, glaubet Alles, hoffet Alles, duldet Alles."

„Die Liebe hört niemals auf, so doch die Weissagungen aufhören werden, und die Sprachen aufhören werden, und die Erkenntniß aufhören wird; denn unser Wissen ist Stückwerk, und unser Weissagen ist Stückwerk. Wenn aber das Vollkommene gekommen ist, dann wird das Stückwerk aufhören. Da ich ein Kind war, redete ich wie ein Kind und war klug wie ein Kind und hatte kindische Anschläge; da ich aber ein Mann ward, legte ich ab, was kindisch war. Jetzt erkenne ich stückweise; dann aber werde ich erkennen, gleichwie auch ich erkannt worden bin. Nun aber bleibt Glaube, Hoffnung, Liebe, diese drei; aber die Liebe ist die größeste unter ihnen. — Strebet nach der Liebe!"

2. Brief Pauli an die Römer.

„Ich ermahne euch nun, liebe Brüder, bei der Barmherzigkeit Gottes, eure Leiber hinzugeben als ein lebendiges, heiliges,

gottgefälliges Opfer, als euren vernünftigen Gottesdienst. Und stellet euch nicht dieser Welt gleich, sondern verändert euch durch Erneuerung eures Sinnes, daß ihr zu prüfen wisset, was Gottes Wille, was gut und wohlgefällig und vollkommen sei. Ich vermahne nämlich, vermöge der mir verliehenen Gnade, einen Jeglichen unter euch, nicht höher von sich zu denken, als zu denken sich geziemt, sondern bescheidentlich von sich zu denken."

„Die Liebe sei ungeheuchelt. Hasset das Arge, hanget dem Guten an. In der Bruderliebe seid herzlich; in der Ehrerbietung komme einer dem andern zuvor; im Eifer seid unverdrossen, im Geiste glühend. Schicket euch in die Zeit!"

„Seid fröhlich in Hoffnung, geduldig in Trübsalen, haltet an im Gebet."

„Nehmet euch der Nothdurft der Heiligen an. Herberget gerne."

„Segnet, die euch verfolgen; segnet und fluchet nicht! Freuet euch mit den Fröhlichen, und weinet mit den Weinenden. Habt einerlei Sinn unter einander."

„Trachtet nicht nach hohen Dingen, sondern lasset euch herab zu den Niedrigen. Haltet euch nicht selbst für klug."

„Vergeltet Niemandem Böses mit Bösem. Fleißiget euch der Ehrbarkeit gegen Jedermann. Ist es möglich, so viel an euch ist, so habt mit allen Menschen Frieden. Rächet euch selber nicht, meine Liebsten, sondern gebet Raum dem Zorn; denn es stehet geschrieben: Mein ist die Rache, ich will vergelten, spricht der Herr. So nun deinen Feind hungert, so speise ihn; dürstet ihn, so tränke ihn. Wenn du das thust, so wirst du feurige Kohlen auf sein Haupt sammeln. Laß dich nicht vom Bösen überwinden, sondern überwinde durch's Gute das Böse."

5. Mohammed. (600 n. Chr.)

(Nach Dietlein.)

Während das Christenthum sich unter den germanischen Völkern ausbreitete und unsere kräftigen Vorfahren immer mehr zu sanften Sitten gewöhnte, gerieth die christliche Kirche da, wo sie zuerst erblühet war, im Morgenlande, in argen Verfall.

Der Glaube hatte dort in den Herzen der Menschen seine Kraft verloren, man diente Gott nur noch mit den Lippen, wandelte aber nicht in seinen Geboten. Mit der größten Erbitterung stritt man sich in der christlichen Kirche über unwichtige Glaubenssätze, und Haß und Zwietracht trennte diejenigen, welche der Herr durch das neue Gebot der Liebe vereinigen wollte. Da trat 600 Jahre nach Christi Geburt in Arabien ein Mann auf, welcher eine sich schnell über einen großen Theil von Asien und Afrika verbreitende Lehre gründete. Dieser Mann war Mohammed oder Muhammed, und seine Religion hieß der Islam.

Arabien ist eine weite Halbinsel und ungefähr vier Mal so groß wie Deutschland. Vom rothen und persischen Meere begrenzt, wird es an seiner Landseite durch eine große Wüste von Palästina und Syrien geschieden. Der Boden ist großentheils Sandwüste oder unzugängliches Steingebirge, hie und da mit schönen Strichen von frischem Grün (Oasen) abwechselnd; überall, wo nur Wasser ist, da ist grünes Wachsthum, da ist Schönheit; duftende Balsamsträucher, Dattelbäume, Weihrauchsbäume. In diesem Lande, wo eine brennende Sonne bei Tage ihre unerträgliche Strahlenglut ausgießt, wohnte ein edles, begabtes Volk, ein Volk von starken Gefühlen, beseelt mit Thatenlust, ein edelmüthiges, aber auch schwärmerisches Volk, das Volk der Araber, die als Wüstenbewohner auch Beduinen genannt werden. Der wilde Beduine, welcher ein Nomaden-, Krieger- und Räuberleben führt, heißt den Fremden in seinem Zelte willkommen, wie einen, der Recht hat zu Allem, was er besitzt, wäre es auch sein ärgster Feind; er schlachtet sein Füllen, ihn zu bewirthen, herbergt ihn mit heiliger Gastfreundschaft drei Tage lang, läßt ihn in Frieden ziehen — und dann, nach einem andern heiligen Gesetz, erschlägt er ihn, wenn er kann. Die Araber sind nicht redselig, eher schweigsam, aber beredt, wenn sie einmal sprechen. Sie lieben die Dichtkunst, und ihre Dichter hielten schon in alter Zeit Wettkämpfe auf den Märkten von Mekka und Okadh. Noch leben manche ihrer Gesänge im Munde des Volkes. Im Ganzen ist also der Charakter dieses Volkes ernst und zur Schwärmerei geneigt; das einsame Leben in der

weiten stillen Wüste, deren Gleichförmigkeit nur selten unterbrochen wird, mag viel dazu beitragen.

In diesem Lande und unter diesem Volke ward Mohammed geboren. Er entsproß einer Familie des vornehmsten Stammes der Araber, des Stammes der Koreischiten, aus welcher die Männer erwählt wurden, die Mekka regierten und die Aufsicht über den Tempel, Kaaba [1]) genannt, führten. Seinen Vater Abdallah verlor Mohammed in seinem ersten, seine Mutter Amina im sechsten Lebensjahre, worauf er der Sorge seines hundertjährigen Großvaters übergeben ward. Nach dessen Tode kam der Knabe, neun Jahre alt, in das Haus und in die Zucht seines Oheims Abu Thaleb, der ein thätiger Kaufmann war und den Knaben schon frühzeitig auf seinen weiten Handelsreisen mitnahm.

Der Knabe wuchs indeß in voller Schönheit zum feurigen Jüngling heran. Das Feuer seiner schwarzen Augen, seine edle Haltung, die Würde und Hoheit in seinen Mienen, seine hinreißende Beredsamkeit zogen Aller Augen auf ihn und ließen in ihm den künftigen Herrscher ahnen. Ueberall erwies Mohammed sich tüchtig im Leben, Alles gedieh ihm, was seine Hand unternahm, Jedermann war ihm zugethan. Die mit ihm reisten, wußten, daß sie an ihm den zuverlässigsten Gefährten hatten, daher sie ihn „Al Amin", den Getreuen, nannten.

Vom 25. bis zum 40. Lebensjahre führte er die Handelsgeschäfte einer reichen Kaufmannswittwe, Namens Chadidscha. Treu und gewissenhaft verrichtete er hier, was sein übernommenes Amt von ihm forderte. Seine Tüchtigkeit und die Hoheit seines Wesens gewannen ihm das Herz der reichen Wittwe, und nach kurzer Zeit segnete der Priester den Herzensbund beider ein. Er erwies sich im Hause als treusinniger Gatte, als sorgsamer Hausvater und nach außen gegen seine Mitmenschen als theilnehmender Helfer und Rather. Und dennoch gewährte ihm das

[1]) Dieser berühmte Tempel ist über einem schwarzen Steine erbaut, der vom Himmel herab gefallen sein soll und über eine Quelle, aus der Hagar, die Magd Abrahams, mit ihrem Knäblein Ismael getrunken haben sollen.

Leben selbst Genüge nicht. Ihn beschäftigten mehr als des Lebens wechselnde Gestaltungen die ungelösten Räthsel der Geisteswelt, des Zusammenhangs des menschlichen Seins mit dem Urborn alles Seins.

In seinen Geschäften hatte er oft weite Reisen gemacht und ferne Länder durchzogen und die Menschen, ihre Sitten und ihre Religion fleißig beobachtet. Mit tiefem Schmerze sah er den Verfall vaterländischer Sitten und die Zwistigkeiten der Stämme unter einander. Da trieb ihn sein Geist in die Wüste. Ganze Tage brachte er in düstern Höhlen und schauerlichen Felsenklüften zu. Dort in stiller Einsamkeit verloren sich seine Gedanken in Grübeleien über Religionszustände. Der Glaube seiner Väter, die Lehren Mosis und Christi gingen an seiner Seele vorüber, aber keine dieser Religionen befriedigte ihn. Den Glauben seines Volkes, welches die erschaffenen Werke als Götter anbetete, erkannte er bald als Thorheit. Die jüdische Religion, die schon längst in Verfall gerathen, erschien ihm zu engherzig und feindselig, und auch die christliche Religion sprach ihn nicht an, weil er in Kleinasien, wo er sie hatte kennen lernen, leider nur heftige Religionsstreitigkeiten der Parteien, aber nicht den Geist der christlichen Liebe und Duldung kennen gelernt hatte. Nun erfüllte ihn der Wunsch, der Stifter einer Religion zu werden, die, wie er meinte, durch die Verschmelzung der drei Hauptreligionen die vollkommenste sein sollte. Einen Anhang verschaffte er sich durch seine große, glühende Beredsamkeit und dadurch, daß er sich für einen Gesandten Gottes erklärte und himmlische Erscheinungen vorgab. Anfangs vergrößerte sich der Kreis seiner Anhänger nur allgemach. Später aber wuchs die Zahl derselben so, daß der Haß die Priester seines Stammes so sehr entflammte, daß sie beschlossen, ihn auszutilgen aus der Zahl der Lebendigen.

Als Mohammeds Oheim, Abu Thaleb, der ihn erzogen hatte und der, ob er gleich mit ihm nicht eines Sinnes war, nicht aufgehört hatte ihn zu lieben, vernahm, von welcher Gefahr Mohammed bedroht war, beschwor er ihn, von seinem Vorhaben abzulenken. Mohammed aber erwiderte ihm unter

Thränen, daß er nimmer davon lassen könnte, von dem zu künden, was Allah d. i. Gott, zu schauen ihn würdige, und wenn selbst die Sonne zu seiner Rechten und der Mond zu seiner Linken das Gleiche von ihm verlangen sollten.

Demgemäß handelte Mohammed, aber in entsprechender Weise wuchs auch die Gefahr für ihn, und er und seine Anhänger flohen nach der Stadt Jathreb (später Midina al Nabi, d. i. Stadt des Propheten genannt). Hier erhob sich auch die erste Moschee oder Tempel.

Diese Flucht (Hedschra) hatte Mohammed am 15. Juli 622 ausgeführt, und diesen Tag betrachteten seine Anhänger später als den Anfang einer neuen Zeitrechnung.

Nie ist eine einfachere Lehre von einem Propheten verkündigt worden, als die des Mohammed war. Sein Glaubensbekenntniß stellt fünf Artikel auf: den Glauben an Gott (Allah), an seine Engel und seine Propheten (ihnen wurde außer Mohammed auch Adam, Noah, Abraham, Moses und Christus zugezählt, Mohammed aber als der größte der Propheten bezeichnet), an das jüngste Gericht und an die Vorausbestimmung, d. i. der Glaube an eine unabänderlich vorausbestimmte Nothwendigkeit aller menschlichen Schicksale und Handlungen.

Die Pflichten der Muhammedaner oder Muslemien (Anhänger des Propheten) sind nach dem Koran (d. i. das Buch, in dem seine Anhänger die Lehre Mohammeds aufgezeichnet haben): tägliches Waschen, Gebet, Fasten zu bestimmter Zeit und Wallfahrt nach Medina und nach der Kaaba zu Mekka. Ergebung, Vertrauen und Dankbarkeit gegen Gott sind die Grundpfeiler der Sittlichkeit. Im Umgange mit Menschen empfiehlt der Koran Wahrhaftigkeit, Dankbarkeit, Treue bei Versprechungen, Wohlthätigkeit, Gerechtigkeit; dagegen kündet er schwere Strafen an für Ehebruch, Meineid, Mord, Verläumdung, Wucher, Spiel und Trunk. Viel dieser Lehren enthält ja auch die Bibel; aber die schlimmste Lehre Mohammeds war die: Verdienstlicher als Alles ist es, die neue Lehre durch das Schwert auszubreiten. Das führt zur höchsten Seligkeit, in den obersten Himmel, das Paradies. „Das Schwert," sagt er, „ist

der Schlüssel zum Himmel." Am Tage des Gerichtes glänzen die Wunden des Gläubigen wie Rubinen und duften wie Balsam. Er geht ein in Gärten voll schattenreicher Bäume mit köstlichen Früchten, die ihm in goldenen und silbernen Gefäßen geboten werden. In golddurchwirkten Kleidern geht der Gläubige einher. Gesänge der Engel umtönen ihn und die Helden blühen in ewiger Jugend.

Bald nach seiner Flucht nach Medina stand Mohammed an der Spitze von Tausenden, die für den neuen Glauben ihr Leben zu opfern bereit waren. Daher schritt Mohammed, als er gegen seine Feinde auszog, von Sieg zu Sieg. Nichts vermochte der Tapferkeit seiner begeisterten Schaaren zu widerstehen. Mekka mit dem Heiligthume wurde genommen, die Besiegten schlossen sich dem Propheten an und bald war ganz Arabien seiner Lehre und seiner Herrschaft unterworfen. Mit dem Kampfe, den er angehoben hatte, war ein Kriegsbrand in die Welt geschleudert worden, der Jahrhunderte lang verheerend in der morgenländischen und später sogar bis in die abendländische Welt wirkte.

Hätten Mohammeds Feinde ihn bei ihren Verfolgungen nicht bis zum Aeußersten getrieben, so hätte er vielleicht nie zum Schwerte gegriffen und seine Lehre wäre reiner geblieben. So aber wurde sie verdunkelt und Irrthümer und Aberglauben nahmen schon kurz nach seinem Tode überhand. „Hätte Mohammed, dessen Seele nach Wahrheit dürstete wie je eine, einen echten Jünger Jesu kennen gelernt, er wäre sicherlich unter seinem Volke ein begeisterter Apostel des Christenthums geworden." Nachdem er zehn Jahre lang das Schwert geführt und ganz Arabien unter seine weltliche und geistliche Herrschaft gebracht hatte, unternahm er eine große Wallfahrt von Medina nach Mekka, begleitet von einer Schaar von 100,000 Gläubigen. Diese Wallfahrt ward das Beispiel für alle spätern Wallfahrten nach dem für heilig erklärten Orte.

Gleich nach seiner Rückkehr erkrankte er an Gift, das ihm eine Jüdin eingegeben hatte, um seine Heiligkeit zu prüfen. Als er seinen Tod annahen fühlte, ließ er sich in ein Gotteshaus

tragen und redete das versammelte Volk also an: „Höret mich, ihr Männer! Habe ich Jemand mit Härte bestraft, so lasset mich eben die Streiche empfinden, die er empfunden hat; habe ich Jemandes guten Namen gekränkt, so thue er meinem Namen dasselbe. Habe ich von Jemand ungerechter Weise Geld genommen, so bin ich bereit, solches wieder zu erstatten. Niemand fürchte sich, von mir zu fordern, was ihm gebührt; ich bin bereit, es ihm wieder zu erstatten." Niemand hatte sich zu beklagen; endlich aber trat ein Mann hervor und sprach: „Du bist mir drei Dirhems (eine kleine Geldmünze) schuldig." Mohammed ließ ihm das Geld auszahlen. Kurze Zeit darauf starb er. Gläubige Pilger besuchen heut noch die Moschee in Medina, in der sich des Propheten Sarg befindet.

Mohammeds Nachfolger, die sich Khalifen, d. i. Statthalter des Propheten, nannten, eroberten bald Syrien, Palästina, Aegypten, Persien und die Nordküste von Afrika. Von Afrika drangen die Araber, die dort Mauren genannt wurden, sogar über die Meerenge von Gibraltar nach Spanien vor und eroberten das Land. Nachdem sie sich dort festgesetzt hatten, suchten sie ihre Macht noch weiter auszubreiten und faßten den Plan, mit furchtbarer Heeresmacht über die Pyrenäen zu steigen und auch das übrige Europa zu erobern. Zunächst war Frankreich an der Reihe. In der Schlacht bei Poitier wurden aber die Mauren im Jahr 732 von Karl Martell furchtbar geschlagen und damit war die Christenheit gerettet.

6. Peter Waldus und die Waldenser.

Die wahre Kirche Christi kann nicht untergehen. Auch in den Jahrhunderten, wo man ganz vergessen zu haben schien, was wahres Christenthum ist, findet man da und dort deutliche Spuren von richtiger Erkenntniß der evangelischen Wahrheit, von demüthigem Glauben und heiligem Leben. Ganz besonders zeigt sich dieß an den Waldensern.

Gewöhnlich nimmt man an, daß sie ihren Namen von einem gewissen Peter Waldus haben, der im zwölften Jahrhundert in Lyon, einer bedeutenden Stadt im südlichen Frankreich, lebte.

Er war ein reicher und dabei gottesfürchtiger Kaufmann. Der plötzliche Tod eines Freundes hatte ihn zu tieferem Nachdenken über sich selbst und seine eigene Seligkeit und zur heiligen Schrift geführt. Er theilte sein Vermögen unter die Armen aus, übersetzte einen Theil der Bibel und Stücke aus den Kirchenvätern (den Lehrern der ältesten christlichen Kirche) in die französische Sprache, und verbreitete sie so viel als möglich unter das Volk. Er selbst unterrichtete seine Hausgenossen, seine Bekannten und allerlei arme Leute, welche ihn besuchten, in der christlichen Lehre, und ermahnte sie zur Gottseligkeit. Je tiefer er in das Verständniß der heiligen Schrift eindrang, desto mehr erkannte er den Verfall und die Irrthümer der damaligen Kirche, und er konnte natürlich in seinen Vorträgen nicht davon schweigen. Eine Folge hievon war, daß er vom Papst in den Bann gethan wurde. Waldus floh nun von einem Orte zu andern, überall das Evangelium mit Segen verkündigend, bis er endlich nach langsamer mühseliger Flucht im Jahr 1197 in Böhmen starb.

Mit seine Sache ging es, wie nach Apostelgeschichte 8. 4, mit der ersten Christengemeinde: Die Anhänger seiner Lehre wurden verfolgt, aber die in dieser Verfolgung Zerstreuten trugen, wie jene zur Zeit des Stephanus, den guten Samen des Evangeliums immer weiter. Bald zählte man im südlichen Frankreich, in Italien, in der Schweiz, längs des ganzen Rheinstroms, in Flandern, dann in Böhmen und Ungarn Tausende, die keine andere Lehre wollten, als die des lautern Wortes Gottes. „Wir glauben, sagen sie, daß die heilige Schrift Alles enthalte, was zu unserer Seligkeit nöthig ist; wir bedürfen darum keine andere Lehre. Wir halten uns an Christum allein, weil wir unser ganzes Heil bei ihm finden. Warum sollten wir der römischen Kirche angehören? Die Kirche Christi ist da, wo man sein Wort hält und bewahrt." Ihre Feinde selbst gaben ihnen das Zeugniß, daß unter ihnen eine bewunderungswürdige Erkenntniß des Wortes Gottes gefunden werde. „Sie

sind meist rohe, ungebildete Leute," schreibt einer derselben über die französischen und italienischen Waldenser, „sie gehen oft in Thierhäuten gekleidet und wohnen theils in elenden Hütten, theils in Höhlen, aber alle können lesen und schreiben. Wir fanden Bauern, die das Buch Hiob auswendig wußten, ja das ganze neue Testament. Jeder Knabe hat von ihrem Glauben einen deutlichen Begriff, und ihre Priester müssen, ehe sie angestellt werden, den größten Theil des neuen Testaments auswendig wissen." Ein Mönch, der ausgesandt worden war, um sie wieder zur römischen Kirche zu bringen, kam betreten zurück und bekannte, in seinem Leben habe er nicht so viel aus der Schrift erfahren, als in den wenigen Tagen, seit er sich mit den Ketzern unterredet hätte. Gelehrte und berühmte Leute, die man zu ihnen sandte, um sie zu widerlegen, erklärten, die Kinder in den Kinderlehren hätten sie beschämt. Einer der Untersuchungsrichter, ein Mönch vom Orden der Dominikaner, gibt ihrem Wandel folgendes schöne Zeugniß: „Sie vermeiden Handlungsgeschäfte, um nichts mit Falschheit und Betrug zu thun zu haben. Sie sammeln nicht Reichthümer, sondern sind mit der Nothdurft des Lebens zufrieden; sie sind keusch, mäßig und nüchtern, und nehmen sich vor dem Zorn in Acht. Man hört unter ihnen kein Schwören, keine Gotteslästerung, keine Possen. In allen ihren bürgerlichen Pflichten sind sie höchst gewissenhaft und pünktlich, in der Erziehung ihrer Kinder sorgfältig, und verleugnen ernst und strenge die Vergnügungen der Welt."

Ihre Armen, ihre Prediger und ihre Missionäre, die von ihnen zur Verbreitung der evangelischen Wahrheit und zur Stärkung der zerstreuten Brüder ausgingen, erhielten sie blos durch freiwillige Beiträge, und standen überhaupt in inniger Gemeinschaft unter einander.

Die Waldenser hatten einen sehr einfachen Gottesdienst: sie sangen Psalmen und hörten das Wort Gottes an. Bei ihren Mahlzeiten beteten sie knieend und führten ernste Gespräche, wie sie denn überhaupt im Umgang unter einander

freundlich ernst waren. Die Taufe und das heilige Abendmahl verrichteten sie einfach nach der Einsetzung des Herrn.

Als König Ludwig XII. von Frankreich solch einen Bericht über die Leute empfing, rief er aus: „Wahrlich, diese Ketzer sind besser als ich und mein ganzes Volk!"

Aber obgleich selbst ihre Feinde den Waldenser zugestehen mußten, daß ihr Wandel christlich, ihr Wort wahrhaftig, ihre brüderliche Liebe aufrichtig sei, so sind doch diese guten Leute von ihren römischen Mitchristen mit einer Grausamkeit und Wuth verfolgt worden, wie sie nie die Heiden gegen die Christen bewiesen haben. Bei allen Verhören, die mit ihnen angestellt wurden, beriefen sie sich immer mit unerschütterlicher Festigkeit auf die heilige Schrift, und achteten den Befehl nicht, der ihnen die Auslieferung ihrer Bibeln gebot. Selbst mancherlei Martern waren schon vergebens gegen sie angewandt worden, und es fehlte an Kerkern, um alle der Ketzerei wegen Verklagte gefangen zu halten. Da ließ der Papst Innocenz III. einen förmlichen Kreuzzug gegen die mit den Waldensern verbundenen Albigenser (von der Stadt Alby im südlichen Frankreich so genannt) unternehmen, wie man vom Jahre 1096 an Kreuzzüge gegen die Muhammedaner im heiligen Lande geführt hatte; jedem, der daran Theil nehmen würde, versprach er vollkommene Vergebung seiner Sünden. Bald brach ein Heer von 300,000 Kriegern oder sogenannten Kreuzfahrern in das Land der Albigenser ein, welche in der Stadt Toulouse ihren Hauptsitz hatten. Nun begann vom Jahr 1209 an ein zwanzigjähriger Vertilgungskrieg gegen dieses Märtyrervolk; denn die Ketzer sollen, das war des Papstes Befehl, ausgerottet werden. Männer und Weiber wurden gleich grausam umgebracht, Greise und Säuglinge mußten sterben, kein Alter und Geschlecht schonte das Würgerschwert, und die teuflische Grausamkeit der Peiniger ersann dabei Marter und Qualen, vor denen die Natur schaudert. Ihre Wohnungen wurden zerstört, ganze Dörfer mit Soldaten umstellt, dann angezündet und sammt den Einwohnern verbrannt, ihr Vieh erwürgt, ihre Saaten zertreten,

ihre Bäume umgehauen, und das Land zu einer furchtbaren Einöde gemacht.

Die erste blutige Verfolgung, die von 1209 bis 1229 währte, kostete fast einer Million Waldenser und Albigenser das Leben. Wie groß würde erst, wenn sie berechnet werden könnte, die ganze Summe der Schlachtopfer sein, welche in den folgenden fünf Jahrhunderten, von 1230 bis 1730 in Frankreich gemordet wurden! Denn wenn sie gleich in einer Zeit mehr als in der andern verfolgt wurden, so ist doch schwerlich ein Jahr leer ausgegangen.

Während dieses ersten Kreuzzuges in Frankreich litten die Waldenser in andern Gegenden 20 Jahre lang eine Hauptverfolgung durch die sogenannte Inquisition oder das Glaubensgericht. Dies war ein geistlicher Gerichtshof, der jeden der Ketzerei Verdächtigen in Untersuchung zog und bestrafte. Der Papst Innocenz III. hatte dieselbe ganz besonders der Waldenser wegen angeordnet. Die Anzahl der vom Glaubensgericht Verhafteten waren zuweilen so groß, daß man nicht genug Gefängnisse für sie bauen, noch die Kosten ihres Unterhalts für sie bestreiten konnte. Das Glaubensgericht bediente sich verschiedener Straf- und Vertilgungsmittel: die sogenannten Ketzer wurden verjagt, gehenkt, verbrannt, oft in großer Menge; man ersäufte sie, man zwickte sie mit eisernen Zangen, sie wurden reißenden Thieren vorgeworfen, erdrosselt; man ließ sie zu Tode hungern, sie wurden zersägt, zermalmt, in Stücke zerschnitten, mit abgezogener Haut auf dem Rost gebraten u. s. w., — alles angeblich zur Ehre Gottes und des reinen Glaubens!

Als ein gewisser Girard (Schirar) schon auf dem Scheiterhaufen stand, bat er die Scharfrichter, ihm zwei Steine zu geben. Nachdem ihm dieses mit einiger Schwierigkeit gewährt worden, sagte er, indem er die beiden Steine in seinen Händen hielt: „Wenn ich diese Steine werde gegessen haben, alsdann werdet ihr das Ende des Glaubens sehen, um dessentwillen ihr mich jetzt tödtet," — und mit diesen Worten warf er die Steine zur Erde.

In einem von den engen Thälern Italiens hatten sich um's Jahr 1400 bei einem feindlichen Ueberfall 400 Mütter mit ihren Kindern in einer Höhle verborgen. Die Unmenschen legten Feuer vor den Eingang der Höhle, und erstickten Mütter und Kinder mittelst des Rauchs.

In Deutschland unterdrückte das päpstliche Glaubensgericht um's Jahr 1250 die Waldenser mit besonderer Grausamkeit; sie waren jedoch standhaft in ihrem Bekenntnisse. In Bingen am Rhein z. B. wurden 18, in Mainz 35, in Straßburg 50 Waldenser verbrannt. — Um das Jahr 1330 wurden sie von einem Glaubensrichter, Namens Eckard, einem Dominikanermönch, sehr beängstigt. Endlich, nachdem er viele Grausamkeiten ausgeübt hatte, und sein Gewissen darüber unruhig zu werden anfing, ersuchte er die Waldenser, ihm doch die wahre Ursache ihrer Trennung von der römischen Kirche zu entdecken. Dies war eine Gelegenheit, die ihnen selten gemacht, und die um so besser benutzt wurde. Der Ausgang war glücklich: Eckard wurde erleuchtet, bekannte den Glauben an Christum nach dem lautern Worte Gottes, schloß sich an das Volk Gottes an und predigte nun, wie Paulus, den Glauben, den er ehedem zerstört hatte. Er wurde am Ende zu Heidelberg verbrannt.

Jetzt gibt es, da die übrigen sich später von der Reformation an mehr und mehr an die evangelische Kirche angeschlossen haben, noch Waldenser in den Thälern von Piemont und Norditalien, deren Zahl etwa 20,000 Seelen betragen mag, die bis in die neuesten Zeiten noch manchen Druck zu leiden hatten, und erst im Jahr 1848 davon befreit wurden.

7. Joh. Huß. (1415.)

Wie in den Städten, so war's auch in Kirchen und Klöstern viel anders geworden im Laufe der Zeit. Denn sie waren durch Schenkungen und Vermächtnisse frommer Fürsten und Christenleute reich geworden. Da gab es in den Kirchen viel Pracht und Herrlichkeit an Bildern und Gewändern, an Festen und Umgängen, an Musik und Gesang, an Weihrauchduft und

Kerzenlicht, und die Priester und Bischöfe lebten herrlich und in Freuden. Aber um ihre Heerden kümmerten sich nicht viele, und von geistlichem Leben war wenig zu spüren. So gaben auch oft die Oberhirten der Kirche, die Päpste, großes Aergerniß durch ihr Leben und Wesen. Und in den Klöstern pflegte man viel mehr des Wohllebens, als des Gottesdienstes und der Wissenschaft; es gab Mönche, die nicht einmal schreiben konnten; aber Küche und Keller waren trefflich versorgt. Dazu war allerlei Unwesen in die Kirche eingedrungen. Man hatte das Volk gelehrt die Maria anbeten anstatt Christus, und die Heiligen und Frommen der Vorzeit verehren mehr als Gott, ja auch an Gebeine und Gewänder der Heiligen, an Holzsplitter und Nägel vom Kreuze Christi (Reliquien) hing sich die Andacht. Die geistlichen Aemter wurden oft um Geld an Unwürdige und Untüchtige verkauft. Man gab dem Volke für Geld Ablaß (Erlaß) seiner Sünden und Strafen und trieb damit einen ärgerlichen, verderblichen Handel. Beim Abendmahl trank der Priester allein für die Gemeinde aus dem Kelch, dem Volke ward nur das Brod. Man feierte in dem Heiligthum selber alberne Feste: beim Narrenfeste ward ein Narrenbischof erwählt, der hielt mit seinen Narrendiakonen eine possenhafte Narrenmesse, und das Volk lief in der Kirche herum in Mummerei und Tanz und mit wüstem Geschrei und tollen Liedern und frevlem Unfug und becherte und würfelte auf dem Altar. Beim Eselsfest wurde gar ein Esel mit geistlichen Gewändern angethan; die Geistlichen führten ihn in die Kirche, die dann vom ausgelassensten Toben wiederhallte. — Gegen solches Alles waren schon manche fromme, ernste Christenmenschen aufgetreten, aber immer vergebens. So nun auch Johannes Huß.

Er war zu Hussinez in Böhmen von armen Eltern geboren. Sein Vater starb früh. Die Mutter brachte ihn nach Prag, da sollte er studiren. Denn in Prag hatte der Kaiser nicht lange vorher eine Universität gegründet, es war die erste und älteste in Deutschland. Bald darauf kamen andere auf, Wien, Heidelberg, Erfurt, Leipzig ꝛc., und diese Hochschulen haben zur Förderung der Wissenschaft in Kirche und Schule, Rechts- und

Heilkunde, und zum Wachsthum der Bildung in hohen und niederen Ständen unendlich viel beigetragen. Huß zeichnete sich durch Fleiß und Geist vor Allen aus, und im 25. Jahre wurde er Prediger an der Bethlehemskirche in Prag, und seine Predigten, in denen er den verderbten Klerus nicht schonte, auch das päpstliche Regiment nicht, zogen Tausende herbei, die ihn mit Freuden hörten. Denn es ging schon dazumal durch die Christenheit ein Zug des Widerspruchs gegen die falschen Lehren der Kirche und die Verderbniß des kirchlichen Regiments an Haupt und Gliedern. Und bald darauf, da ein Zwiespalt ausbrach zwischen den Deutschen und Böhmen an der Universität und der Kaiser sich auf die Seite seiner Böhmen schlug und den Deutschen die Vorrechte nahm, die sie bisher inne gehabt, da wanderten diese, Lehrer und Schüler, viele Tausende an der Zahl (die Universität zählte damals 36,000 Studirende) aus, nach Ingolstadt und Krakau, wo schon Hochschulen waren, und nach Leipzig, wo eine neue gestiftet wurde. Die Böhmen aber wählten ihren Huß zum Rector der Universität.

Nun ward seine Predigt und Lehre immer kühner und schärfer. Sein Erzbischof (in Prag) verklagte ihn in Rom, der Papst ließ mehrere seiner Schriften verbrennen: er achtete es nicht. Es war ihm das Predigen in der Bethlehemskirche verboten: er gehorchte nicht. Er wurde nach Rom citirt zur Verantwortung: er ging nicht hin. Da kam eine päpstliche Bulle, die ihn in den Bann that und jeden Ort, wo er sich aufhielt, mit dem Interdict belegte.

Als nun der Erlaß und die Drohung des Papstes in Böhmen ankamen, da verließ Huß Prag und ging nach seiner Heimath und predigte auf dem Lande.

Inzwischen waren, um über die Besserung der Kirche an Haupt und Gliedern zu Rathe zu gehen, im Jahre 1414 Kardinäle, Erzbischöfe, Aebte, weltliche Fürsten, Gesandte von Königen und Fürsten zu einem großen Concil (Kirchenversammlung) zusammengekommen nach Konstanz am Bodensee. Obenan der Kaiser Sigismund und der Papst Johann. (Es gab aber dazumal drei Päpste zugleich, die sich einander in Fluch und

Bann thaten). Dahin wurde nun auch Huß beschieden. Und er ging hin, Licht und Trost von seinem Herrn im Herzen. Auch hatte ihm der Kaiser freies Geleit versprochen. Aber leider hielt Sigismund sein Wort nicht. Denn wenige Tage nach seiner Ankunft wurde Huß in ein feuchtes Gefängniß in einem Kloster am Rhein gebracht, da ward er krank; aber die Aerzte machten ihn wieder gesund. Dann brachte man ihn in das Schloß Gottlieben nahebei, da wurde er in einem Thurme in eiserne Fesseln gelegt, sogar des Nachts fesselte man seine Arme mit einem eisernen Bande an die Wand, daß er sich kaum regen konnte. Bei den Verhören kam nichts heraus; man gab ihm Sätze Schuld, die er gar nicht geschrieben und gepredigt; und als er den Mund aufthat, schrie Alles wüthend auf ihn ein, man ließ den „Ketzer" nicht zu Worte kommen. Aus der Bibel konnte man ihn nicht widerlegen, und anders wollte er nicht widerrufen. Er hatte aber gelehrt in Schrift und Predigt: die Kirche braucht kein weltliches Oberhaupt, Christus ist der Kirche Haupt und Eckstein; ein gottloser Papst ist kein Statthalter Christi, sondern eine Bote des Antichrist; im Abendmahl sollen die Christen nicht blos das Brod, sondern auch den Wein empfangen; ein gottloser Priester kann das Sakrament nicht ertheilen u. a. m. Endlich am 6. Juli 1415 ward er zum letzten Male in die große Versammlung im Münster geführt, man hielt ihm nochmals seine angeblichen Irrlehren vor, nahm ihm den Kelch aus der Hand, zog ihm seine priesterlichen Kleider aus, und nachdem er so aus der Kirche ausgestoßen worden, wurde er zum Tode durch's Feuer verurtheilt. Also ward er hinausgeführt vor das Thor, einen schwarzen Rock an, einen mit Silber beschlagenen Gürtel um die Hüften, eine papierne Krone auf dem Haupte, auf die drei Teufel gemalt und das Wort Erzketzer geschrieben waren. Er betete viel unterwegs und betheuerte dem Volke, das zu Tausenden herbeilief, seine Unschuld. Als er auf dem Scheiterhaufen stand, die Hände auf den Rücken gebunden, den Leib mit Stricken, den Hals mit einer großen Kette an den Pfahl gefesselt, und die Flammen schlugen schon um ihn, rief er: Jesus Christus, du Sohn des

lebendigen Gottes, erbarme dich meiner! So starb er. Seine Asche wurde in den Rhein geworfen. Das Jahr darauf (1416) starb sein Freund Hieronymus von Prag denselben Tod.

Doch war die Sache damit nicht zu Ende. Denn die Hussiten, so hießen die Freunde des Märtyrers und Anhänger seiner Lehre, wollten von einem Kaiser nichts wissen, der sein Wort gebrochen und ihren Meister zum Tode gebracht, und so gab es einen langen, grausamen Krieg, der über viele Orte und Lande Schrecken und Verderben brachte und viele Tausende in den Tod streckte. Der Kaiser sandte wider die Böhmen ein großes Heer nach dem andern aus; aber die Kaiserlichen wurden vernichtet und flohen davon, sobald sie des Feindes ansichtig wurden. Viele Jahre wurde dieser verheerende Krieg mit größter Erbitterung geführt, bis endlich den Hussiten freie Religionsübung zugesichert wurde. (Dietlein.)

8. Martin Luther. (1483—1546.)

Mit Luther beginnt unsere neuere Geschichte, der Aufschwung unserer Kultur und Literatur. Luther entstammte dem großen Quell aller Kraft, dem Volke. Seine Eltern waren schlichte Bergmannsleute in Eisleben. Vom Vater ererbte er Wahrhaftigkeit, beharrlichen Willen und Ernst des Lebens. Im Jahr 1505 trat er in ein Kloster. Hier studirte er die Kirchenväter und die Bibel und machte schwere Seelenkämpfe durch. Zwei Jahre nachher wurde er zum Priester geweiht. Im Jahr 1510 machte er in Angelegenheiten des Augustinerordens eine Reise nach Rom. Hier eröffnete sich seinen Augen zum ersten Mal die ganze Verdorbenheit des Klerus. Von jetzt an studirte er mit erneutem Eifer seine Theologie auf Grundlage der Bibel.

Im Jahr 1517 kam ein Mönch, der Dominikaner Johann Tetzel, auf seinem Zuge durch Deutschland auch nach Jüterbogk bei Wittenberg, und alles Volk drängte sich zu ihm; denn er verhieß den Erlaß aller Strafen, zeitlicher und ewiger, für vergangene und zukünftige Sünden. Jeder, der ein Geldstück, Groschen oder Gulden oder Dukaten, nach der Schwere der

Sünde, in seinen Kasten legte, bekam einen Ablaßbrief, und damit war er seiner Schuld ledig. „Sobald das Geld im Kasten klingt, die Seele aus dem Fegefeuer springt," pflegte der Ablaßkrämer dabei auszurufen. Nämlich in Rom hatte man eine große Kirche, die Peterskirche, zu bauen angefangen, aber sie zu vollenden fehlte es an Geld, darum schrieb nun der Papst Leo X. einen Ablaß aus, und so kamen seine Boten in alle Lande, auf diesem Wege Steuern einzusammeln. Solch Unwesen entrüstete Luther, und er schlug 1517 am 31. Oktober an der Schloßkirche zu Wittenberg 95 Sätze über Ablaß und Sündenvergebung an; darin hieß es: „Die werden sammt ihren Meistern zum Teufel fahren, die da meinen, durch Ablaßbriefe ihrer Seligkeit gewiß zu sein; ein jeder Christ, so wahre Reue und Leid hat über seine Sünden, der hat völlige Vergebung von Pein und Schuld, die ihm auch ohne Ablaßbrief gehört; ein jeder wahrhaftige Christ, er sei todt oder lebendig, ist theilhaftig aller Güter Christi und der Kirche aus Gottes Geschenk, auch ohne Ablaßbrief." Er wollte aber damit nur gelehrte Leute locken, mit ihm über die Sache und die Sätze mündlich und öffentlich, wie es seiner Zeit Sitte war, zu verhandeln. Es kam Niemand; aber die Sätze verbreiteten sich wie im Fluge über ganz Deutschland. Der Papst forderte ihn nach Rom; doch auf seines Kurfürsten Verwenden wurde er nach Augsburg geladen, wo gerade die Fürsten und Herren Deutschlands zum Reichstag versammelt waren. In einer alten, abgetragenen Kutte, einen Stab in der Hand, wanderte er zu Fuß dahin. Seine Freunde wunderten sich über seine Kühnheit, daß er ohne Geleit nach Augsburg komme, und hießen ihn in einem Kloster bleiben, bis sie ihm bei dem Kaiser ein frei und sicher Geleit ausbrächten.

Inzwischen forderte der päpstliche Legat Cajetanus Dr. Luther zu sich. Aber Luther erklärte, daß er auf Bescheid vom Kaiser warten wolle, worauf der Bote des Cardinals sagte: „Meinst du, Fürsten und Herren werden sich deiner annehmen und dich wider den römischen Stuhl vertheidigen? Wo willst du sicher sein und bleiben?" Luther gab eine kurze, freudige

Antwort: „Unter dem Himmel!" Bald darauf kam das Geleit, und nun erschien er vor dem Cardinal in aller Demuth und Ehrerbietigkeit. Der Cardinal ließ sich mit freundlichen Worten hören und bot dem Dr. Luther Gnade und große Förderung an, sofern er nur widerrufe, was er bisher gepredigt und geschrieben habe. Luther ließ sich vernehmen, er wolle dies von Herzen gern thun, sofern er mit Gottes Wort überwiesen werde, daß er unrecht gelehrt habe. Darauf beschuldigte Cajetan den Dr. Luther der Ketzerei und forderte, er solle widerrufen. Luther wollte und konnte das nicht thun, weil er für seine Lehre guten und gewissen Grund aus Gottes Wort hatte.

Der Legat hatte hieran kein Genüge. Weil derselbe auf Luthers Briefe, in denen dieser seine Meinung schrieb, keine Antwort gab, ward allen Freunden dieses lange Stillschweigen verdächtig, also daß sie böse Anschläge befürchteten. Daher verschaffte Staupitz dem Dr. Luther ein Pferd; der Rath von Augsburg gab ihm einen alten Ausreiter mit, der die Wege wußte, und Herr Christoph Langemantel half ihm des Nachts durch ein Pförtlein aus der Stadt. Da ritt er den ersten Tag acht Meilen, hernach etwas langsamer und kam glücklich nach Wittenberg zurück.

Als der Papst sah, daß er des Dr. Luthers freudige und standhafte Lehre mit Gewalt nicht dämpfen könne, fertigte er seinen Kämmerling Karl von Miltitz ab an den Kurfürsten von Sachsen, dem er auch eine geweihete Rose mitsandte. Er begehrte vom Kurfürsten, er solle den Dr. Luther gen Rom stellen oder ferner in seinem Kurfürstenthum nicht dulden. Allein Miltitz fand wenig Gehör. Es war ihm jedoch vergönnt, ein Gespräch mit Dr. Luther zu halten, dieser versprach fernerhin zu schweigen, sofern man dies auch seinen Widersachern auferlegte. Damit war Miltitz wohl zufrieden. Aber die Zeit war vorhanden, daß der Widerpart mit seiner Thorheit offenbar werden sollte. Denn jetzt fiel darein mit großer Heftigkeit Dr. Johann Eck aus Bayern; der wollte Luthers Lehre von der wahren Bekehrung widerlegen und des Papstes Ablaß vertheidigen, weshalb er zu Leipzig mit Dr. Luther eine Dis-

putation anstellte. Nach derselben begann das Ansehen des Papstes in vieler Leute Herzen zu fallen, nachdem Luther öffentlich bezeugt hatte, Jesus Christus sei das einzige Haupt der Christenheit.

Eck aber brachte eine päpstliche Bulle gegen Dr. Luther zu Stande, in welcher dieser als Irrlehrer verdammt wurde. Sobald diese nach Deutschland kam, vertheidigte sich Luther wider die Anklagen, die darin gegen ihn enthalten waren und berief sich auf ein freies und christliches Concilium, das seine Sache untersuchen solle.

Da aber seine Feinde seine Schriften im Feuer zu verbrennen begannen, gerieth der Geist Gottes über Luther, daß er am 10. Dezember 1520 zu Wittenberg vor dem Elsterthore ein großes Feuer anschüren ließ, darein er des Papstes Rechtsbücher und seine Bulle warf mit diesen Worten: „Weil du, gottlos Buch, den Heiligen des Herrn betrübt hast, so betrübe und verzehre dich das ewige Feuer!“

Luther auf dem Reichstage zu Worms. (1521.)

Um diese Zeit schrieb Kaiser Karl V. einen Reichstag nach Worms aus. Luther ward dahin geladen; er sollte sich wegen der Irrlehren in den 95 Sätzen und wegen der Verbrennung der päpstlichen Bannbulle vor Kaiser und Reich vertheidigen. Luther machte sich auf den Weg. Es war ein Gang, den nur ein Mann von seiner Glaubensstärke machen konnte. Und auch er wäre ihn nimmer gegangen, wäre nicht der Herr selber bei ihm gestanden und ihm vorangezogen. Er selber bekennt in späteren Lebensjahren, er müsse sich wundern über seinen so kühnen Muth: „Gott kann einen wohl toll machen. Ich weiß nicht, ob ich jetzt noch so freudig wäre.“ Nach menschlichem Vorausſehen war es der Weg eines Daniel nach dem Löwengraben, eines Huß nach Konstanz. Aber der heldenmüthige Streiter Christi spricht das große Glaubenswort: „Wenn so viel Teufel in Worms wären, als Ziegel auf den Dächern, doch wollte ich hinein.“ Obschon im Bann der Kirche, obwohl vielfach gewarnt und zurückgehalten, fürchtete er sich doch nicht, der Herr ist ihm Stecken und Stab, der ihn tröstet. So hält er am 16. April seinen Einzug in die Stadt Worms. Er fuhr auf einem sächsischen Rollwagen; voran ritt der kaiserliche Herold in Amtstracht und Wappen mit seinem Knechte. Namentlich viele sächsische Edelleute waren ihm entgegen gegangen. Bei 2000 Personen gaben ihm das Geleite bis an seine Herberge, die in der Nähe des Gasthofs zum Schwanen lag, in welchem Kurfürst Friedrich von der Pfalz residirte. Bis tief in die Nacht hatte Luther Besuche anzunehmen, darunter auch den des ritterlichen Landgrafen von Hessen, der ihm beim Wegbehen die Hand drückte mit den Worten: „Habt ihr Recht, Herr Doktor, so helf' euch Gott!“

Am Mittwoch, denn 17. April 1521, Nachmittags 4 Uhr, sollte er vor Kaiserlicher Majestät und den Ständen des Reichs erscheinen. Der kaiserliche Herold gab ihm das Geleit und führte ihn durch heimliche Gänge auf das Rathhaus, um das Gedränge der Leute zu vermeiden, die sich in den Straßen versammelt hatten. Viele waren selbst auf die Dächer gestiegen, um den muthigen Mönch zu sehen. Da er nun vor dem Kaiser, den Fürsteu und den Ständen des Reichs stand, ward er erinnert, daß er nicht reden solle, er würde denn gefragt. Darnach fragte ihn Johann Eck, ob er bekenne, daß die Bücher, welche allda zusammengebunden ihm gezeigt wurden, sein eigen seien, und ob er widerrufen wolle. Ehe Dr. Luther antwortete, rief Dr. Schurf, der ihm vom Kurfürsten zugegeben war, überlaut: „Man lese der Bücher Titel.“ Wie dieses geschehen war, gab Luther lateinisch und deutsch eine kurze Antwort, er erkenne gegenwärtige Bücher für die seinigen und wolle sie nimmermehr verneinen. Weil aber die Frage, ob er widerrufen oder dafür einstehen wolle, den Glauben und die Seligkeit beträfe, so bitte er um eine Bedenkzeit. Also ward ihm ein Tag Bedenkzeit gelassen. Des folgenden Tages um 4 Uhr Nachmittags führte der Herold Dr. Luther in des Kaisers Hof, wo er bis 6 Uhr warten mußte unter einem großen Haufen Volks. Da er endlich in den Saal gerufen ward, nahte sich ihm Georg von Frunds-

berg; der theure Held klopfte ihn freundlich auf die Schulter und sprach: „Mönchlein, Mönchlein, du gehst jetzt einen schweren Gang, dergleichen ich und mancher Oberste auch in der allerernstesten Schlachtordnung nicht gethan habe. Bist du auf rechter Meinung und der Sache gewiß, so fahre in Gottes Namen fort und sei getrost; Gott wird dich nicht verlassen!" In dem Saale aber saß auf einem Thron Kaiser Karl V. und in zwei langen Reihen neben ihm die Fürsten, Herzöge und Grafen des Reiches, unter ihnen auch Friedrich der Weise, Kurfürst von Sachsen. Darauf hielt Dr. Eck eine kurze Anrede, darin er begehrete, Dr. Luther solle eine endliche Antwort geben, ob er seine Bücher vertheidigen oder widerrufen wolle. Dr. Luther antwortete fein sittig und bescheiden, doch mit großer, christlicher Freudigkeit in einer längeren Rede, so ihn nicht Jemand aus der heiligen Schrift oder mit hellen Gründen überführe, könne er nicht widerrufen. Dr. Eck aber verlangte eine einfältige und runde Antwort, ob er wiederrufen wolle oder nicht. Darauf erwiderte Dr. Luther herzhaft: „Weil Se. Kaiserliche Majestät eine runde Antwort begehren, so will ich eine geben, die weder Hörner noch Zähne haben soll. Es sei denn, daß ich aus Gottes Wort überwiesen werde, daß ich geirrt habe, so kann und mag ich nicht widerrufen, weil es nicht gut ist, etwas gegen das Gewissen zu thun. Hier stehe ich; ich kann nicht anders. Gott helfe mir! Amen!"

Die Versammlung war bewegt, und der Kaiser sagte: „Der Mönch redet unerschrocken und mit großem Muthe." Weil es schon Nacht war, ging ein jeglicher nach Hause. Die Spanier verlachten Dr. Luther, da er aus dem Saale ging. Herzog Erich von Braunschweig aber ließ ihm zur Erfrischung in einer silbernen Kanne einen Trunk Eimbecker Bier reichen. Den nahm Dr. Luther an mit diesen Worten; „Wie Fürst Erich mein gedenkt, so gedenke sein unser Herr Christus in seiner letzten Stunde." Freitags, da die Stände im Reichsrathe versammelt waren, sandte ihnen der Kaiser eine Schrift dieses Inhalts, weil Dr. Luther von seinen Irrthümern auch nicht eines Fingers breit abzustehen sich vorgenommen, so denke er, ihn und seine Anhänger mit Bann und Acht zu verfolgen.

Luther war nun vogelfrei. Deswegen beschloß der Kurfürst von Sachsen, Friedrich der Weise, dem Luthers Verantwortung auf dem Reichstage herzlich wohlgefallen hatte, denselben für einige Zeit an einem sicheren Orte aufzuheben. Auf Anhalten guter Leute willigte Luther endlich in diesen weisen Rath, obgleich er sein Blut für die Wahrheit gern vergossen hätte. In der Nähe von Altenstein sprengten ihn 2 Edelleute mit 2 Knechten an, hießen den Fuhrmann still halten, griffen Dr. Luther mit scheinbarem Ungestüme und setzten ihn auf ein Pferd. Fast um Mitternacht kamen sie auf das Schloß Wartburg bei Eisenach. Da hielt man Luther unter dem Namen Junker Georg als einen Gefangenen. Seine Zeit brachte er damit zu, viele gute Bücher in Druck zu fertigen. Das Allerwichtigste aber, was Luther auf der Wartburg arbeitete, war seine Uebersetzung der Bibel in die deutsche Sprache. Sie wurde das beste Werkzeug zur Ausbreitung des göttlichen Wortes. Da Luther so angestrengt arbeitete, so verfiel er manchmal in Schwermuth und meinte dann, der Teufel verfolge ihn, um sein Werk wieder zu zerstören. Einst, heißt es, glaubte er sogar den Teufel leibhaftig an der Wand zu sehen und warf nach ihm mit dem Tintenfasse.

Unterdessen hörte er, daß unter seinen Anhängern in Wittenberg allerlei Unordnung ausgebrochen war. Da ward ihm bange, und er eilte im Panzerhemd und mit Degen zu Roß nach Wittenberg. Sogleich trat er auf die Kanzel und predigte 8 Tage lang so gewaltig, daß die Unordnungen sich legten und die Schwärmer und falschen Propheten die Stadt verließen. Luther aber blieb in Wittenberg und setzte nun das Werk der Bibelübersetzung mit einigen seiner Freunde fort. Im Jahre 1534 erschien die ganze deutsche Bibel.

Luther wurde in seinem Werk der Kirchenverbesserung am meisten durch seinen Freund Philipp Melanchthon unterstützt. Dieser ergänzte Luthers Feuerseele durch Milde und sanftes Wesen. Luther starb im Jahr 1546.

„Ich nenne diesen Luther einen großen Mann," sagt der Engländer Carlyle, „groß an Geist, an Muth und Biederkeit;

groß, nicht wie ein gehauener Obelisk, sondern wie eine Alpe, ja, unbezwingbarer Granit, weit und fern in den Himmel hineinragend. Ein echter Sohn der Natur, für welchen noch Jahrhunderte wir dem Himmel Dank wissen werden."

In seinen Schriften bewährte sich Luther als der größte populäre Schriftsteller der Deutschen. Seine Predigten waren von großartiger Wirkung. Durch seine Lieder hat er das evangelische Kirchenlied begründet. Sein starkes Gottvertrauen spricht sich in den Worten aus:

„Eine feste Burg ist unser Gott,
Ein gute Wehr und Waffen.
Er hilft uns frei aus aller Noth,
Die uns jetzt hat betroffen.
Der alt' böse Feind (Rom),
Mit Ernst er's jetzt meint.
Groß Macht und viel List
Sein grausam Rüstung ist.
Auf Erd' ist nicht sein's Gleichen.

Luther und Frundsberg.

Schon harret an den Thüren
Des Volkes Menge dicht,
Als sie den Luther führen
Vor Kaiser und Gericht;
Und an der Thüre Pfosten,
Dem Eingang Luthers nah
Steht fest auf seinem Posten
Der alte Frundsberg da.

Wie unter Blitzesflammen,
Wie unter Sturmeswehn
Zwei Eichen dicht beisammen
Auf zähen Wurzeln stehn,

So stehen, kühngestaltig,
Die beiden Helden dort,
In Waffen der gewaltig,
Und jener in dem Wort.

Den schirmt die Pickelhaube,
Das Panzerhemd aus Erz,
Und jenem stählt der Glaube
Das vielgeprüfte Herz;
In Schlachten schaut der eine
Dem Tod in's Angesicht,
Dem zittern die Gebeine
Auch vor dem Teufel nicht.

Der Ritter sieht den Priester
Sich werfen in den Tod,
In seinen Zügen liest er
Der Losung ernst Gebot,
Das siegen oder sterben
Den Frommverwegnen heißt,
Und vor dem Himmelserben
Beugt sich des Helden Geist.

„Mönchlein," beginnt der Ritter,
„Du gehest einen Gang,
Wie auch im Schlachtgewitter,
Im Mord- und Sturmesdrang
Ich noch bestanden keinen
Und keinen werd' bestehn;
Bist du mit Gott im Reinen,
Magst du den Gang auch gehn!"

So gab der greise Degen
Am heißen Kampfestag
Dem Luther seinen Segen,
Den Hand- und Ritterschlag.

Wohlauf denn, Held! und schwinge
Dein ritterliches Schwert!
Laß sehn, ob sich die Klinge
Als flammende bewährt! (Hagenbach.)

9. Ulrich Zwingli. (1484—1531.)

Der schweizerische Reformator Ulrich Zwingli wurde am 1. Januar 1484 zu Wildhaus im Toggenburg geboren. Die ersten Jugendjahre verlebte er im stillen Kreise der Seinen. Sein Oheim, Pfarrer Zwingli von Wesen, bereitete ihn auf das Studium der Theologie vor. Später studierte er zu Basel, Bern und Wien. In seinem 22. Jahr wurde er als Pfarrer nach Glarus berufen. Durch sein kühnes Auftreten gegen den Kriegsdienst der Schweizer machte er sich viele Feinde, und zog sich Kränkungen zu. Er nahm daher gerne einen Ruf als Pfarrhelfer nach Einsiedeln an. Dort lehrte er nun die Götzendienerei der Wallfahrten kennen und der Anblick der bethörten Menge aller Länder stachelte sein Gewissen auf; darum lehrte er das Volk, daß nur Herzensbesserung und reiner Sinn und Wandel, nicht aber äußerliche Werke, Gott wohlgefallen und den Menschen selig machen; und statt aus den alten Kirchenvätern predigte er aus der Quelle, aus dem Evangelium. Schon im Jahr 1518 wurde er zum Leutpriester am Großmünster in Zürich berufen. Dort erklärte nun Zwingli seinen Zuhörern in fortlaufender Ordnung das ganze neue Testament. Seine Predigten machten ungewöhnliches Aufsehen. Wohlthätig gegen die Armuth, ein Beschützer aller derer, die der Priesterhaß verfolgte, hatte er rasch einen großen Kreis treuer Freunde um sich gesammelt und war der Hoffnungsstern aller derer geworden, die gleich ihm für Verbesserung des Lebens und der Kirche kämpften. Als der Ablaßkrämer Bernhardin Samson im Jahr 1519 auch in Zürich sein schändliches Gewerbe ausüben wollte, mußte er abziehen.

Die Wirksamkeit Zwinglis war so erfolgreich, daß der Rath in Zürich schon im Jahr 1520 allen Pfarrern seines

Gebietes befahl, sie sollen ihre Lehren einzig aus der Bibel beweisen.

Als sich nun mehr und mehr Gegner wider ihn erhoben, forderte er sie zu einem Religionsgespräch auf. Am 29. Januar 1523 kam ein solches zu Stande. Ueber seine unwissenden Gegner trug Zwingli einen glänzenden Sieg davon. Jetzt fand die neue Lehre im Kanton Zürich immer mehr Eingang. Das Ceremonienwesen, die Messe und die Bilderverehrung wurden abgeschafft. Die Heiligenbilder nannte man bloß noch Götzen und ihre Verehrung Abgötterei. Auch in andern Kantonen regte sich der neue Geist. Selbst das allezeit wohlgemuthe Bergvölklein Appenzell-Außerrhoden erklärte im Jahr 1524: „Wenn ein Pfaffe nicht nach dem reinen Wort Gottes lehrt, so erhält er kein Brod, Mueß und Schutz.“ Im Jahr 1528 hielt Zwingli auch in Bern ein Religionsgespräch ab. Nach 19tägigem geistigen Kampf siegte auch dort die Sache der Wahrheit und Bern schloß sich der Reformation an. Allein die Kantone Uri, Schwyz, Unterwalden, Luzern, Zug und Freiburg widerstanden der Reformation. Daraus entwickelte sich nach und nach ein Religionskrieg. In der Schlacht bei Kappel, welche am 11. Oktober 1531 zwischen den Anhängern des alten und neuen Glaubens geschlagen wurde, fand der heldenmüthige Zwingli seinen Tod. Sterbend rief er aus: „Den Leib mögt ihr tödten, die Seele nicht!“

Zwingli war in mancher Beziehung größer als Luther. Zwingli war in Nichts ein Mönch, wie Luther, sondern er war ebenso viel Weltweiser, als Staatsmann, Volksmann und Theolog; ebenso viel Eidgenosse, als Reformator.

Sein Aeußeres zeigte ein heiteres, freies, volksthümlich-bürgerliches Wesen. Er blieb ein beständiger Freund des Handwerker- und Arbeiterstandes, und das Arbeiterthum Zürichs hat bei der Durchführung seiner Reform das Hauptverdienst. Wie Luther oft vorwärts stürmte, und dabei Rückschläge erfuhr, so maß dagegen Zwingli in bedächtiger Haltung Schritt vor Schritt ab, wie es einem Republikaner geziemt. Zwinglis große Liebe zum Volk ist es zu danken, daß die wilden Wogen des Bauernaufstandes die Grenzen der Schweiz verschont haben. Während

Luther zu den Fürsten über die aufrührerischen Bauern gesagt hat: „Schlagt sie todt wie die räudigen Hunde," bezeichnete dagegen der Volksfreund Zwingli die erbarmungslosen Geldfürsten jener Zeit als die eigentlichen Unruhstifter!

Die großen Wohlthätigkeitsanstalten Zürichs und das erste Armengesetz überhaupt waren ebenfalls das Werk Zwinglis, sowie auch das Carolinum, der Grund der gegenwärtigen Hochschule. Zwinglis humanistischer Geist hat auch in der Bürgerschaft Zürichs allezeit fortbestanden bis auf den heutigen Tag. Zürich, das schweizerische Athen, hat das Blühen seiner Wissenschaft und Kunst namentlich Zwingli zu verdanken.

Die Religion Zwinglis war das vernünftige Christenthum. Das Abendmahl hat er zuerst richtig als ein „Gedächtnißmahl" bezeichnet. Die finsteren Gedanken von einer Erbschuld durch die bloße Geburt, von einem Walten vom Teufel und von Teufeln, die gräßlichen Vorstellungen von ewiger Verdammung, die noch Luther theilte, hat Zwingli nie getheilt. Er geht in dem Vernünftigen, Humanen seines Denkens so weit, daß er auch die Heiden göttlich erleuchtet und errettet weiß, für damalige Zeiten eine unerhörte Kühnheit. Ueberhaupt ist ihm das Göttliche und Ewige so wenig ein bloß Jenseitiges, daß er den göttlichen Geist mit einem nahezu mystischen Zuge in aller Zeit durch die ganze Menschheit erleuchtend, erweckend, beseligend walten sieht. So ist Zwingli unter allen Reformatoren der Bannerträger kirchlicher Reform im Sinne christlicher Vernunft.

Dazu gehört, daß Zwingli die Religion nicht als ein dürres Lehrsystem, sondern als Leben in und mit Gott nach seiner reinsten Offenbarung durch Jesus aufgefaßt hat. Er hat nichts wissen wollen von einem streng formulirten Dogmensystem, und hat er auch gegen die Satzungen der katholischen Priesterkirche, als gegen Artikel falschen Glaubens, den wahren Glauben für alle Völker an's Licht zu stellen gesucht: so ist doch sein ganzes Wesen ohne Schuld an dem spätern Scholastizismus, der einerseits von Luther, anderseits von dem systematischen, bindenden und bannenden Calvin Genfs ausgegangen ist. Nur der frühe Tod Zwinglis, sozusagen seine Niederlage bei Kappel, hat es möglich gemacht, daß man sich später auch in Zürich den Einflüssen der welschen Dogmatiker fügte, so daß auch die reformirte Schweiz lange genug unter calvinischem Dogmenbann geseufzt hat, bis diese lutheranischen und calvinistischen Confessionen oder Dogmensysteme sich gegenseitig aufgerieben haben. Damit ist Zwingli wieder in den Vordergrund getreten. Und über Calvinismus wie Lutherthum hinaus erhebt sich mehr und mehr eine höhere, menschenwürdige, freiheitliche Confession, die große Confession Zwinglis, die Confession vernünftiger Christlichkeit, welche allein fähig ist, alle Geister und Herzen redlichen Willens bei aller Verschiedenheit der Vorstellungen und der Cultuswünsche im Einzelnen, friedlich und energisch zu vereinigen.

Zwinglis Geist ging weit über seine Zeit hinaus. Nicht bloß die ganze Weltschöpfung, die ganze große Gottesnatur, sondern auch die ganze Menschengeschichte erfaßt Zwingli als eine Offenbarung des göttlichen Geistes, der alle Völker von Anbeginn, der alle Menschenseelen durchdringt, erleuchtet, erweckt, erlösen will; und es komme darauf an, dem Entwicklungsgang der göttlichen Vorsicht und Menschen-Erziehung in der Geschichte nachzugehen. Diese Betonung des Geschichtlichen ist's, welche in der neueren Zeit zu neuem Leben, zu einer weiteren kräftigen Reform des religiösen Vorstellens geführt hat. Die kritische Theologie der Gegenwart ist ein lebenskräftiges Erzeugniß des innersten Geistes des zürcherischen Reformators.

Eine Eigenthümlichkeit Zwinglis liegt darin, daß er bei allem Einfluß auf den Großen und Kleinen Rath Zürichs, bei aller Achtung vor den Zünften und deren ehrlichem, schönem Reichthum, ein Herz hatte für die ärmeren Arbeiterklassen, auf dem Lande wie in der Stadt. Fast alle seine Schriften tragen das bemerkenswerthe Motto: „Kommet her, die ihr arbeitend und beladen seid, ich will euch Ruhe geben." In der treuen

redlichen Arbeit sah er einen Hauptgottesdienst, der nur durch die gottesdienstliche Andacht immer neu erfrischt, erweckt, gesegnet werde. In der ruhig vorschreitenden Mühe und Arbeit sah er den einzigen Grund dauernden Wohlstandes, einen Hort der Freiheit, im Gegensatz zu der katholischen Reisläuferei und Faulenzerei. Kommt her zu mir Alle, die ihr arbeitend und beladen seid, ihr werdet die Ruhe haben!

Luther's und Zwingli's letzte Worte.

Hier ist der fromme Held gesunken,
Der mit dem Schwert des Geistes focht,
Hier löschten sie den letzten Funken
Vom gottentflammten Lebensdocht.

Da rief er aus, von Blut geröthet:
„Fürwahr, das Unglück ist nicht groß,
Hat auch der Feind den Leib getödtet,
Die Seele lebt in Gottes Schoß!"

Da lag er mitten unter Leichen,
Durchbohrt von scharfem Wurfgeschoß;
Da drängte sich zum Todesbleichen
Der beutegier'gen Feinde Troß.

„Dem Priester beichte deine Sünden!"
So rufen ihm die Päpstler zu.
Er will nur Gott sein Herz verkünden
Und winket „Nein" voll Seelenruh'.

„So bitt', es wolle deiner Seele
Die Mutter Gottes gnädig sein!"
Er denkt: dem Herrn ich mich befehle,
Und winkt ein abermalig „Nein."

„Verstockter Ketzer!" schreit die Rotte,
„So fahre hin zum Höllenschoß!"
Da blitzt ein Schwert, da gibt mit Spotte
Der Hauptmann ihm den Todesstoß.

Er ist auf seinem Nein geblieben,
Ein festes Nein dem römischen Wahn;
Doch was der Geist des Herrn geschrieben,
Dem gilt sein freudiges Bejahn.

Als Luther auf dem Sterbelager
Im letzten Kampf die Kraft verlor,
Da neigte sich ein treuer Frager
Zu seinem halberloschnen Ohr.

„Sagt, Vater, ob ihr sterbend haltet
Am Glauben, den ihr frei bekannt?"
Da hat sich schnell sein Mund entfaltet
Und „Ja" gerufen freudentbrannt.

„Nein" sagte Zwingli's letztes Zeichen,
Ein „Ja" war Luther's letztes Wort,
Doch ihre Feinde sind die gleichen,
Ihr Seelenschatz derselbe Hort.

Und waren sie auch hier geschieden,
Wo noch im Streit die Kirche liegt,
Dort oben wandeln sie im Frieden,
Wo treuer Glaube ewig siegt.

Dort oben stehn sie mit den Palmen
Vereint vor des Erlösers Thron,
Und feiern unter Himmelspsalmen
Die eine sel'ge Communion. (Ad. Stöber,)

10. Alexander Humboldt. (1769—1859.)

Alexander Humboldt ist der größte Geist unseres Jahrhunderts in allen 5 Welttheilen; der Umfassendste und Gelehrteste aller Deutschen und eine der großartigsten Erscheinungen aller Zeiten und Völker. Er hat neue Wissenschaften begründet, neue Welten des Wissens entdeckt, vorhandene Wissenschaften in ganz neue Bahnen gewiesen, hat noch im höchsten Greisenalter mit

jugendlicher Geisteskraft in seinem Kosmos die Resultate seines 70jährigen Forschens auf allen Gebieten des menschlichen Wissens zu einem bewundrungswürdigen Ganzen vereinigt, und hat als ein großer Apostel der Wahrheit der nationalen und menschlichen Freiheit unermeßliche Dienste erwiesen.

Humboldt wurde am 14. September 1769 im elterlichen Schlosse Tegel bei Berlin geboren. Mit seinem Bruder, dem berühmten Humanisten und spätern preußischen Kultusminister, erhielt er durch tüchtige Lehrer eine vortreffliche Erziehung. Mit seinem 17. Jahre bezog er die Universität zu Frankfurt a. d. Oder; 1789 ging er nach Göttingen und studirte hier eifrig Naturwissenschaften. Er besuchte und untersuchte den Harz und den Rhein, machte mit dem genialen Georg Forster eine Reise durch Belgien, Holland, Frankreich und England, besuchte dann die Handelsakademie in Hamburg, und begab sich alsdann auf die Bergschule nach Freibergen in Sachsen, um Werners berühmte Vorträge zu hören. Später ging er nach Italien zum Studium der Vulkane, die er „Sicherheitsventile der Erde" nannte. Darauf begab er sich mit seinem Freund Bonpland nach Spanien. Beide erboten sich hier, alle spanischen Besitzungen in Südamerika und im indischen Ocean im Interesse der Wissenschaft zu durchforschen. Die spanische Regierung nahm dieses Anerbieten an, und am 5. Juni 1799 traten die beiden genialen Männer ihre für die ganze Welt so wichtig gewordene Reise an. Nach 5 Jahren, am 3. August 1804, traf Humboldt wieder in Bordeaux ein, beladen mit unermeßlichen Schätzen für die Wissenschaft. Zur Ausarbeitung derselben lebte er bis zum Jahr 1827 in Paris. In diesem Jahr übernahm er die von Rußland ihm angetragene Expedition nach dem nördlichen Asien und dem kaspischen Meere; sie dauerte nur $^3/_4$ Jahre, aber ihre Resultate machten Humboldt dauerhaft für die Ewigkeit. Später lebte er meistens in Berlin, mit der Ausarbeitung seiner Werke beschäftigt. Er starb am 6. Mai 1859.

Humboldt war der erste, der mit freiem, schöpferischem, von keinem philosophischen System befangenen Geiste alle Erscheinungen der Natur in ihrem Zusammenhang erfaßte. Er

erhob sich zu den großartigsten Ideen, ihm entging nicht das Geringste, weil ihn nie der Gedanke verließ, daß jede Erscheinung in ihrem Verhältniß zu andern von Bedeutung sei. So wendete er seine Aufmerksamkeit auf Himmels-, Erd-, Völker- und Sprachenkunde, auf die Höhen der Gebirge und die Ebenen, auf die Bewegungen des Luftmeers, auf die Schneelinien, auf die magnetische Kraft, die Lagerungsverhältnisse der Gesteine u. s. w.

Das Weltall strebte er in seiner vollen Erscheinung zu erfassen, die Natur sollte durch volles Verständniß ihrer Kräfte und Gesetze im Allgemeinen und Einzelnen ein lebendiger Gegenstand der menschlichen Erkenntniß werden, ein aufgeschlagenes Buch, in welchem das Einzelne und Kleine sich durch das Ganze und Große erklärt.

Ein Ueberblick über sein Gesammtleben, welches von den manchfaltigsten Anschauungen dreier Welttheile bereichert ist, läßt den klaren, ruhigen Geist erkennen, welcher sowohl in den Stürmen der Meere, wie auf kalten Gletschern und in anmuthigen Thälern, sowohl in Urwäldern wie in unermeßlichen Himmelsräumen, mit beobachtendem Sinne ruhig die Welt in sich empfängt nnd sie, in der Verklärung höheren Verständnisses, ruhig aus sich zurückspiegelt, aber auch, neben dem Begreifen des ewig Nothwendigen, durch Nacht, Licht, Vulkan, Landschaft, Meer und das ganze bewegte und wechselnde Farbenspiel der Natur, zur Gemüthsempfindnng des Schönen und Erhabenen hingerissen wird. Diese Eindrücke aber sammelten seinen Geist, anstatt ihn zu zerstreuen, sie führten ihn in die Tiefe der Erscheinungen, statt ihn an der Oberfläche zu fesseln, sie lockten ihn, das Einzelne, das losgerissene Glied des Ganzen, in seinem natürlichen Zusammenhange mit dem All zu enträthseln und das allvermittelnde, geheimnißvolle Weben der Naturmacht zu verstehen. Und mit dem gewonnenen Resultate seines Wissens trat er wie ein überfließender heiliger Strom über die Ufer der strengen, wissenschaftlichen Priestergeheimnisse hinaus in die Fluren der gebildeten Welt, er durchbrach den Damm, der das Wissen vom Leben schied, er wollte nicht für die Gelehrsamkeit, sondern für die Menschheit wirken. Von diesem Gesichtspunkte

aus muß man auch den Ausspruch eines Begeisterten verstehen, wenn er irgendwo ausruft: „Humboldt sei mit einem Welteroberer, Reformator, Religionsstifter verwandt und gleichbedeutend.“ Indem Humboldt den Geist der Natur entziffert und der Menschheit erklärt, ruft er allerdings große Umwandlungen in den Begriffen und Lebensrichtungen der Völker auf, und die Wirklichkeit tritt dem Geiste der Menschen näher. Und daß Humboldt die Bedeutung der Naturwissenschaft in dieser höchsten Ausdehnung selber geltend machen wollte, das verrieth er in seiner Begrüßungsrede der deutschen Naturforscher zu Berlin, durch die Worte: „Jede Entfernung, welche Verschiedenheit der Religion und bürgerliche Verfassung erzeugen könnten, ist hier aufgehoben, Deutschland repräsentirt sich gleichsam in jener geistigen Einheit, und wie Erkenntniß des Wahren und Ausübung der Pflicht der höchste Zweck der Sittlichkeit sind, so schwächt jenes Gefühl der Einheit keine der Bande, welche Jedem Religion, Verfassung und Heimathgesetze theuer machen.“ So wirkte er für das Ganze; sein Handeln verknüpfte sich mit der Geschichte der Menschheit, und er ließ die Grenze nicht unbeachtet, welche zwischen Schicksal und Freiheit liegt, und den Genius von der großen Masse, die eine Zeitperiode von der andern trennt. Er faßte die menschliche Bestimmung in dem Gedanken auf: den Geist unter der Decke der Erscheinungen zu begreifen, und darum suchte er die Keime des Wahren auch in den dunkelsten Zeiten auf, berichtigte das Irrige und half dem Verkannten zur Anerkennung. So erstieg er die Höhe der Gegenwart auf den überwundenen Stufen der gesammten Vergangenheit, und es ist keine hohle Phrase, wenn Jemand bei Gelegenheit einer Besprechung des „Kosmos“ sagte: „Um Humboldts Forschungen möglich zu machen, mußten 2000 Jahre früher die Phönicier und Griechen schiffen, mußte Aristoteles das Himmelsgewölbe construiren, mußten von Anfange der neuen Zeit Copernicus, Kepler und Galilei gegen die Vorurtheile der Volkes und die Inquisition der Kirche den Kampf wagen, mußten raumdurchdringende und raummessende Instrumente erfunden werden, es mußte der geschichtliche Geist im

Bunde mit der Philosophie gegen die Schranken der Welt anstürmen und sie brechen.“

Auf solche allgemeine Betrachtungen wird man geleitet, wenn man die Naturwissenschaft vor Humboldt mit derjenigen vergleicht, welche durch seine Mitwirkung zu der gegenwärtigen Höhe einer kosmischen Anschauung des Ganzen und Einzelnen entwickelt worden ist. Dazu kommt noch der Einfluß, den seine literarische Thätigkeit auf die vorherrschende Richtung der geistigen Interessen in der gebildeten Welt ausgeübt hat, indem nämlich durch seine denkende Art der Weltauffassung, nebenbei unterstützt durch seine äußere Weltstellung, der Blick der Gebildeten auf das Naturleben hingelenkt und eine Literaturepoche eingeleitet wurde, welche eben unsere Zeit charakterisirt und die Naturwissenschaft als Mittel sittlicher Veredlung und geistiger Befreiung des Volkes zum Gemeingute der Bildung macht.

Das Feld, auf welchem Humboldt steht, und wie eine ewige Pyramide allen kommenden Generationen Zeugniß seines Lebens und Jahrhunderts gibt, ist das große, in unabsehbare Fernen sich ausdehnende Gebiet der Naturwissenschaft, die Kenntniß der Erde und ihrer Bewohner, die Auffindung der größeren Naturgesetze, denen Weltkörper, Menschen, Thiere, Pflanzen und Mineralien gehorchen, die Entdeckung neuer Lebensformen, die Bestimmung bis dahin ungewisser Gegenden und deren Produkte, die Bekanntschaft mit neuen Völkern, Sitten, Sprachen und geschichtlichen Spuren der Kultur; auf diesem Gebiete wirkte er mit unerschöpflicher Thätigkeit, Umsicht und Ausdauer und bebaute zuerst im Großen den Grund einer physischen Weltkunde. Seine Untersuchungen und Entdeckungen griffen in ihren fortwirkenden Folgerungen in alle Zweige des gelehrten und praktischen Wissens hinein und fanden Anwendung auf zahlreiche Kreise des Lebens; seine lebendigen Naturschilderungen erhoben die Seele und weckten die Reiselust, denn sie waren so reich an neuen Belehrungen und so anmuthig und phantasieerregend durch die Reize seiner wunderbaren Darstellung, daß unzählige Jünglinge, begeistert für die Naturschönheit, unzählige Männer, an-

getrieben zum Studium der Naturwissenschaft, aber auch viele weibliche Gemüther, angezogen durch die märchenhafte Tropenwelt und die Bewunderung des Großen, in Ehrfurcht den Namen des Mannes aussprechen lernten, dessen Persönlichkeit bei Vielen mit dem zauberischen Glanze des Geheimnißvollen und Wunderbaren umkleidet wurde, wenn sie in der Schilderung abenteuerlicher Seefahrten und gefährlicher Wanderungen in wilden, glühenden Gegenden seiner Person begegneten.

Und eine solche Persönlichkeit ist ganz und gar geeignet, abgesehen davon, daß sie es in großen Kreisen der civilisirten Welt längst war und selbst in vielen tieferen Schichten des Lebens unbewußt ist, Eigenthum des Volksbewußtseins zu werden und namentlich das deutsche Nationalgefühl zum Stolze auf dieses Eigenthum zu wecken. Aber nicht nur der Gebildete, welcher gelehrte Studien treibt, darf sich rühmen, einen Alexander Humboldt würdigen zu können, auch der deutsche Bürger muß seine wissenschaftlichen Heroen verstehen und schätzen lernen; während der Gebildete mit Verehrung vor dem Bilde seines längst bewunderten und vertrauten Lehrers weilt und in ihm den Gründer einer neuen Wissenschaft erblickt, in welcher derselbe ein kaum zu bewältigendes Material an's Licht gefördert hat, möge auch der schlichte Bürger bekannter mit dem geistigen Schatze seines Vaterlandes werden, das ist Anforderung der fortbildenden und erweiternden Zeit, und ebenso wie das Volk seine Feldherrn bewundert, muß es auch seine Gelehrten als eine Ehrensache betrachten lernen, woran jeder Einzelne sich national betheiligt.

II. Immanuel Kant. (1724—1804.)

Der Lebensfaden dieses größten Weltweisen hat sich sehr einfach abgewickelt. Kant, dieser große Kenner der Menschen, Völker und der Erde wie des Himmels, ist nie über den nächsten Umkreis seiner Vaterstadt Königsberg hinausgekommen. Wenn er aber mit einem Engländer über London oder mit einem Italiener über Italien sich unterhielt, so fragten sie ihn doch,

wie lange er in England oder Italien gereist sei. Obschon Kant ein treuer Unterthan seines Königs blieb, war er doch auch als Weltbürger für die Idee der Menschheit begeistert. Bescheiden und einfach, frei und natürlich in seinem Aeußeren, wahr in jedem Wort, ohne Schimmer und Schein, wirkte er, wo er redete und schrieb, sittliche Erhebung.

Seine ganze Philosophie durchwehte die reinste, strengste Sittlichkeit: Kant war ein Weltweiser im edelsten Sinne des Wortes, obschon die fortschreitenden Wissenschaften auch bei ihm noch Irrthümer nachgewiesen hat.

Kant wurde am 22. April 1724 in Königsberg geboren. Sein Vater war ein fleißiger Riemermeister, seine Mutter eine gefühlvolle, rechtschaffene, zärtliche Frau. Von ihr sagt er: „Ich werde meine Mutter nie vergessen; denn sie pflanzte und nährte den ersten Keim des Guten in mir; sie öffnete mein Herz den Eindrücken der Natur, und ihre Lehren haben einen immerwährenden Einfluß auf mein Leben gehabt."

Sein Vater war verständig genug, ihm für eine gute Schulbildung zu sorgen.

Neben den alten Sprachen studirte Kant auch Französisch, Geschichte, Geographie, Mathematik und Philosophie. Auf seine Geistesbildung hat Kuntzen, der Lehrer der Philosophie, am meisten Einfluß gehabt. Durch ihn wurde Kant mit des großen Newtons Werken bekannt.

Da Kant arm war, so nahm er nach der Vollendung seiner Studien die Stelle eines Hauslehrers bei der Familie eines Grafen an. Nach 9 Jahren machte er dann sein Examen als Professor der Philosophie. Er hielt nun Vorlesung über Physik, Logik, Metaphysik und Moralphilosophie. Der Zudrang der Zuhörer war so groß, daß Mancher schon eine Stunde früher kam, um einen guten Platz zu bekommen. Einen ungeheuren Ruhm hat sich Kant auch als Naturforscher namentlich durch seine Schrift erworben: „Allgemeine Naturgeschichte und Theorie des Himmels." Hier hat er zum ersten Mal die großartige Idee von den Planeten als losgerissene Theile der Sonne, welche Idee gewöhnlich Laplace zugeschrieben wird, entwickelt.

Was Kant durch sein Denken gefunden, ist jetzt durch die Spektralanalyse glänzend bestätigt.

Im Jahr 1787 gab Kant sein berühmtes Werk: „Kritik der reinen Vernunft" heraus.

Hier beantwortete er die Frage: Was kann der Mensch wissen, und was nicht? Dieses Buch war eine Revolution im Reiche des Geistes; es unterwarf das ganze menschliche Wissen einem Läuterungsprozeß und „zermalmte" den Wunderglauben, den Supranaturalismus. Kant wirkte namentlich auch auf Schiller und regte diesen zu werthvollen ästhetischen Abhandlungen an. Schiller gewann wieder Göthe für die Philosophie von Kant. Auch die berühmte französische Schriftstellerin Frau von Staël gab sich alle Mühe, die Kantische Philosophie zu lernen, deren reine Moral ihr Hochachtung einflößte. Sie sagte die geistreichen Worte: „Wenn der Alte in Königsberg auch weiter nichts gesprochen hätte, als daß der Mensch stets Zweck sei, nie als Mittel gebraucht werden dürfe, so wäre dieses schon eine Ehrensäule werth."

Die höchsten Ideen, nämlich die über Gott und Unsterblichkeit, hat Kant der „praktischen Vernunft" zugewiesen. Ueber seine Vorlesungen über Moral berichtet uns Jachmann: Sie hätten seine Moral hören sollen! Hier war Kant ein geistvoller Redner, der Herz und Gefühl ebenso mit sich hinriß, als er den Verstand befriedigte. Ja, es gewährte ein himmlisches Entzücken, diese reine und erhabene Tugendlehre mit solcher Beredsamkeit aus dem Munde ihres Urhebers selbst anzuhören. Ach, wie oft rührte es uns bis zu Thränen, wie oft erschütterte er gewaltsam unser Herz, wie oft erhob er unsern Geist und unser Gefühl aus den Fesseln einer selbstsüchtigen Glückseligkeitslehre zu dem hohen Selbstbewußtsein einer reinen Willensfreiheit, zum unbedingten Gehorsam gegen das Vernunftgesetz und zu dem Hochgefühl einer uneigennützigen Pflichterfüllung. Der unsterbliche Weltweise schien uns dann von himmlischer Kraft begeistert zu sein, und begeisterte auch uns, die wir ihn voll Bewunderung anhörten. Seine Zuhörer verließen keine Stunde seiner Sittenlehre, ohne besser geworden zu sein.

Einzelne Sätze aus Kants Sittenlehre sind folgende:

1. (Höchstes Sittengebot, kategorischer Imperativ): Handle jederzeit nach Maximen, die fähig sind, allgemeines Gesetz zu werden!

2. Das sittliche Gesetz in seiner Reinheit und Aechtheit ist nirgends anders, als in der Vernunft zu suchen; seine Würde liegt in der Reinheit dieses Ursprungs; und ohne dieses sind reine moralische Gesinnungen nicht zu bewirken.

3. Das Gute muß aus Achtung vor dem Gesetz und um seiner selbst willen vollführt werden, also rein aus dem Gefühl der Pflicht.

4. Die reine Tugend verlangt, daß man das Gute nicht um des Lohnes oder der gedrohten Strafe willen thue, sondern um seiner selbst willen.

5. Die Sittlichkeit besteht darin, daß unser Handeln von jeder egoistischen Triebfeder ganz unabhängig sei.

6. Also ist nicht die Religion die Grundlage der Sittlichkeit, sondern umgekehrt ist die Sittlichkeit die Grundlage der Religion [1]).

7. Freier Wille nnd ein sittlicher Wille ist einerlei.

Mit Rousseau stimmte Kant darin überein, daß dem religiösen Unterricht der Moral-Unterricht vorauszugehen habe, und daß der Unterricht in der Religion erst später eintreten soll, damit sich beim Kind nicht falsche Vorstellungen über Gott einnisten.

Im Jahr 1795 stellte Kant seine Vorlesungen ein. Seine letzten Jahre waren durch Krankheit sehr getrübt. Am 12. Februar 1804 entschlief er zur sanften Ruh.

Kant hat in seiner Weltweisheit das Reich des Wissens ganz unabhängig von dem dogmatischen Material des Offenbarungsglaubens konstruirt. Er hat darin alle Höhen und Tiefen der menschlichen Wissenschaft ermessen. Er hat alle Bedürfnisse der Menschheit ergründet und die Mittel zu deren

[1]) Dieser Satz von Kant und der andere: „Das Gute lernt sich am besten durch Beispiel" — bilden den Grundgedanken meines Buches. (Der Verfasser.)

Befriedigung entdeckt und er hat dem Menschen zum Bewußtsein gebracht, was er wissen kann, thun soll und zu hoffen hat. Die Bestimmung des Menschen hat er deutlich entwickelt: Ueber Staub und Tand erhaben ragt der Mensch über die Wolken hinaus und reiht sich als moralisches Wesen an die Gottheit an, und zum Kampf auf der Erde mit Menschen und Dingen geboren, ist ihm der Staat ein sicherer Zufluchtsort unter öffentlichen Rechtsgesetzen geworden. — *Kants unvergängliche Größe besteht aber darin, daß er das Sittengesetz mit seiner ewigen Bedeutung zum vollsten Bewußtsein brachte. Die ächte Tugendlehre ist seine Eroberung.*

12. Friedrich Schiller. (1759—1804.)

Friedrich Schiller wurde am 10. November 1759 zu Marbach in Württemberg geboren. Sein Vater war Offizier. Schiller erhielt seine Bildung in der Karlsschule. Dort studirte er Medizin. Noch als Karlsschüler dichtete er die Räuber, und später eine große Zahl von berühmten Dramen und lyrischen Gedichten. Von 1790 an wendete er sich besonders dem Studium der Geschichte zu und von 1792 an dem Studium der Kantischen Philosophie. Namentlich durch dieses Studium wurde Schiller als Dichter der Verkündiger der idealen Bestimmung des Menschen. Von jetzt an stellt er sich als ein Priester des Evangeliums der Freiheit auf den Boden der idealen Menschheit, und zeichnet den großen geschichtlichen Kampf, den das Menschengeschlecht zur Erreichung seiner Bestimmung führt.

Als poetischer Philosoph sucht er die Wahrheit mit der Schönheit zu vermählen; als philosophischer Poet schuf er eine Gedankenlyrik, die Aller Herzen mit sich fortreißt, und als Tragiker steht er da als Dichter der Freiheit und verkündigt den Glauben an die Menschheit. Unverbrüchlich und mit ewiger Treue kämpft er für Wahrheit, Schönheit und Freiheit. Mit wunderbarer Kraft weiß er jeden Leser über die Alltäglichkeit zu erheben und für das Wahre, Schöne und Gute zu begeistern. Seine Muse läßt uns die Angst des Irdischen abwerfen und

erhebt uns in das Unendliche. Schiller lebt, ein Seher, in der Anschauung der Gottheit, und er hat sie in seinen Willen aufgenommen. Durch die Reinheit seiner Gesinnung und die Erhabenheit seiner Anschauung wurde er zum größten sittlichen Erzieher seines Volkes, und selber der große Göthe sagte von ihm:

„Denn hinter ihm in wesenlosem Scheine
Lag, was uns alle bändigt, das Gemeine."

So erschien dieser größte Erzieher seinem Volk in einer trostlosen Zeit als Retter. Denn durch seine Poesie sprengte er den Geist des Volkes aus den Banden der Sinnlichkeit, läuterte, stärkte und erhob ihn zu sittlicher, großer That, zur Befreiung des Vaterlandes aus französischer Knechtschaft. Schillers Religion war die reine Idee des Christenthums, *die Liebe.*

O Schiller, Schiller, dem im Geisterschwunge
Das größte Herz im wärmsten Busen schlug,
O, du warst der Prophet, der ewig junge,
Der kühn voran der Freiheit Fahne trug.
Du warst verschwenderisch mit deinem Blut,
Dein tiefstes Lieben und dein wärmstes Leben
Hast du für eine Welt dahingegeben. (Beck.)

Mit den übrigen Heroen der deutschen Dichtkunst, mit Lessing und Göthe, setzt er *das Streben nach Wahrheit als das Höchste und die Wahrheit als das Heiligste.* Die Wahrheit und die Liebe, das war seine Religion und darum sagte er sich von den Kirchensatzungen los mit den Worten:

„Welche Religion ich bekenne? Keine von Allen
Die du mir nennst. Und warum keine? Aus Religion."

Durch Schillers Werke geht überall der Geist der Wahrheit und wir hören aus seinem Munde die Offenbarungen einer gotterfüllten Seele, die ihre himmlische Mission in unvergänglichen Worten ausspricht.

Das Christenthum verherrlicht, wie wir wissen, die Liebe. Die Liebe zu Gott und den Menschen sind die beiden großen Faktoren des christlichen Glaubens und Lebens. Ohne sie gibt

es keine Religion; denn Glaube ist keine Religion, weil keine That und kein Leben.

Auch Schiller verherrlicht die Liebe. Sie ist ihm die Quelle der erhabensten Tugend, die Harmonie der Seelen. „Wenn ich hasse", sagt er, „so nehme ich mir etwas; wenn ich liebe, so werde ich um das reicher, was ich liebe; Menschenhaß ist verlängerter Selbstmord; Egoismus die höchste Armuth eines erschaffenen Wesens. Wenn jeder Mensch alle Menschen liebte, so besäße jeder Einzelne die Welt."

Aus dieser Harmonie der Seelen läßt sich auf die Harmonie des großen Ganzen schließen. Die Liebe ist das Alles Durchdringende, das höchste Weltgesetz, die Seele der Schöpfung. Sterne zieht sie an, wie Menschenherzen, und Stern und Herz sind aus Einem Schooße entsprungen, aus der Liebesfülle des höchsten Wesens. Es ist Alles bevölkert um uns herum; es gibt keine Einöde in der Natur. Wo ein Körper ist, ahnen wir Geist, wo wir Bewegung merken, rathen wir auf einen Gedanken — Gott ist allgegenwärtig.

Die Welt ist ein harmonisches Seelenreich. Der Dinge Manigfaltigkeit ist kein Hinderniß ihrer gegenseitigen Anziehung und Durchdringung. Kleines und Großes, Schwaches und Starkes, Stoff und Geist sind nur Stufen, deren höchste und vollkommenste Gott selbst ist. Alle Vollkommenheiten im Universum sind vereiniget in Gott. Gott und Natur sind zwei Größen, die sich vollkommen gleich sind. Die ganze Summe von harmonischer Thätigkeit, die in der göttlichen Substanz beisammen existirt, ist in der Natur, dem Abbilde dieser Substanz, zu unzähligen Graden und Maßen und Stufen vereinzelt. Die Natur ist ein unendlich getheilter Gott. Wie sich im prismatischen Glase ein weißer Lichtstreif in sieben dunklere Strahlenspaltet, so hat sich das göttliche Ich in zahllose empfindende Substanzen gebrochen. Wie sieben dunklere Strahlen in einen hellen Lichtstreif wieder zusammenschmelzen, würde aus der Vereinigung aller dieser Substanzen ein göttliches Wesen hervorgehen. Die vorhandene Form des Naturgebäudes ist das optische Glas, und alle Thätigkeit der Geister nur ein unendliches Farbenspiel jenes einfachen göttlichen Strahles. Die Anziehung der Geister ist Liebe. Liebe ist die Leiter, worauf wir emporklimmen zur Gottähnlichkeit. Seid vollkommen, wie euer Vater im Himmel vollkommen ist, sagt der Stifter unseres Glaubens. Die schwache Menschheit erblaßte aber bei diesem Gebote, darum erklärte er sich deutlicher: „Liebet euch unter einander!" Diese Liebe aber muß ohne Eigennutz sein, denn sonst ist sie nicht mehr Liebe. Ja selbst die Rücksicht auf eine belohnende Zukunft schließt die Liebe aus.

Schiller betrachtet mit Kant das sittliche Leben als die Grundlage der religiösen Hoffnungen, nicht umgekehrt diese als die Grundlage der Sittlichkeit.

Nach seiner Ansicht müssen wir unsere Pflicht aus Liebe, also aus Neigung thun, oder wir müssen durch das Herz siegen:

„Ueber das Herz zu siegen, ist schwer, ich verehre den Tapfern,
Aber wer durch sein Herz sieget, er gilt mir noch mehr."

Die Wahrheit ist ewig unerreichbar; sie ist das tiefe Unergründliche, in dem die Seele versinkt, ein Ueberirdisches, das unserer gegenwärtigen Natur unverstanden bleibt. Es bleibt somit dem Menschen auf dieser Erde nichts weiter übrig, als das Ringen nach sittlicher Vollkommenheit und die Hoffnung, im allmähligen Stufengange einst höhere Wahrheit zu finden. Sittlichkeit und das Streben nach Wahrheit sind die Mittel zur Vollendung seines Geistes. Aber wie schwer wird es ihm, sie zu erreichen. Die Sinnlichkeit läßt ihm keine Ruhe, hindert ihn an einem ernsten, anhaltenden, gediegenen Streben. Es gilt deßhalb, um das Gleichgewicht zwischen Sinnlichkeit und Vernunft herzustellen, daß auch die sinnliche Natur des Menschen veredelt werde. Bildung des sinnlichen Menschen, daß ist die Aufgabe, die wir an uns zu vollziehen haben, um der sittlichen Natur den Weg zur Freiheit zu bahnen. Diese Bildung erhalten wir aber durch die Kunst, im Genusse der Schönheit:

„Nur durch das Morgenthor des Schönen
Dringst du in der Erkenntniß Land;
An höhern Glanz sich zu gewöhnen,
Uebt sich am Reize der Verstand.

Was bei dem Saitenklang der Musen
Mit süßem Beben dich durchdrang,
Erzog die Kraft in deinem Busen,
Die sich dereinst zum Weltgeist schwang."

Als die höchsten Ideen bezeichnet Schiller: Die Freiheit, die Tugend und Gott.

„Der Mensch ist frei geschaffen, ist frei,
Und wär er in Ketten geboren!
Laßt euch nicht irren des Pöbels Geschrei,
Nicht den Mißbrauch rasender Thoren!
Vor dem Sklaven, wenn er die Kette bricht,
Vor dem freien Menschen erzittert nicht."

Hiermit ist Schiller im Einklang mit Jesus, der uns auch das Evangelium der Freiheit verkündigte; denn gut-sein heißt frei-sein und Freiheit bringt Frieden, während das Sklaventhum noch immer den Krieg gebracht hat, und so wird denn auch der Krieg in der Welt nicht aufhören, so lange Kirche und Staat sich Sklaven des Wahnes erziehen.

„Und die Tugend, sie ist kein leerer Wahn,
Der Mensch kann sie üben im Leben,
Und sollt' er auch straucheln überall,
Er kann nach der Göttlichen streben!
Und was kein Verstand der Verständigen sieht,
Das übet in Einfalt ein kindlich Gemüth!"

Ja freilich kann der Mensch das Gute thun und die Tugend üben; aber Schiller findet die Tugend weniger beim Schein der Heiligkeit und beim Flitter der Gesetzlichkeit und Gelehrsamkeit, als beim „kindlichen Gemüth", wie auch Jesus Gott dankte, daß er den Unmündigen offenbare, was er den Weisen dieser Welt verborgen hält.

„Und ein Gott ist, ein heiliger Wille lebt,
Wie auch der menschliche wanke;
Hoch über der Zeit und dem Raume schwebt
Lebendig der höchste Gedanke.

Und ob Alles in ewigem Wechsel kreist,
Es beharret im Wechsel ein ruhiger Geist!"

Hört es, ihr Götzendiener der heutigen Zeit, die ihr noch Bilder von Gott macht, vor ihnen anbetet und Schiller einen Atheisten heißt. Ja wohl, euer Götze ist nicht sein Gott, aber sein Gott ist's, der im ewigen Wechsel der Dinge beharrt als Wesenheit des Alls, in dem wir leben, weben und sind. Hört es, ihr Krämer im Tempel des Ewigen, die ihr die Gottseligkeit zu einem Gewerbe macht, das Himmelreich zuschließt und den Geist in tönende Worte bannt: Der Freie hat seinen freien Zugang zum Vater ohne euch, denn er weiß sich in ihm und ihn in sich.

Freiheit, Tugendstreben, Gottheit — das ist Schillers dreieinige Idee des Glaubens und in ihr war er groß und gewaltig, ein Dulder und Sieger, ein Schöpfer und — Mensch wie Wenige.

Sprüche von Schiller.

In müßiger Weil schafft der böse Geist.

Wo Menschenkunst nicht zureicht, hat der Himmel oft gerathen.

Theuer ist mir der Freund, doch auch den Feind kann ich nützen;
Zeigt mir der Freund, was ich kann, lehrt mich der Feind, was ich soll.

In den Ocean schifft mit tausend Masten der Jüngling,
Still auf gerettetem Kahn treibt in den Hafen der Greis.

Es liebt die Welt das Strahlende zu schwärzen
Und das Erhabene in den Staub zu ziehn.
Doch fürchte nichts; es gibt noch edle Herzen,
Die für das Hohe, Herrliche erglühn.

Auch aus entwölkter Höhe
Kann der zündende Donner schlagen,
Darum in deinen fröhlichen Tagen
Fürchte des Unglücks tückische Nähe.

Nicht an die Güter hänge dein Herz,
Die das Leben vergänglich zieren!
Wer besitzt, der lerne verlieren;
Wer im Glück ist, der lerne den Schmerz.

Frisch darüber hinweg! wer nichts fürchtet, ist nicht weniger mächtig als der, den alles fürchtet. Wer es glaubt, dem ist das Heilige nah.

Wenn ich hasse, so nehme ich mir etwas; wenn ich liebe, so werde ich um das reicher, was ich liebe.

Wer etwas Treffliches leisten will
Hätt' gern was Großes geboren,
Der sammle still und unerschlafft
Im kleinsten Punkt die höchste Kraft.

Voll von Feinden ist die Welt,
Arglist hat auf allen Pfaden
Fromme Unschuld zu verrathen
Ihr betrüglich Netz gestellt.

In der Noth allein bewährt sich der Adel großer Seelen.

Mein Verzeichniß von Bösewichtern wird mit jedem Tage, den ich älter werde, kürzer, und mein Register von Thoren vollzähliger und länger.

Selbstmord ist die abscheulichste Sünde, die einzige, die man nicht bereuen kann, weil Tod und Missethat zusammenfallen.

Der Siege göttlichster ist das Vergeben.

Etwas fürchten und hoffen und sorgen
Muß der Mensch von dem kommenden Morgen,
Daß er die Schwere des Daseins ertrage
Und das ermüdende Gleichmaß der Tage,
Und mit erfrischendem Windesweben
Kräuselnd bewege das stockende Leben.

Böse Früchte trägt die böse Saat.

Nicht hoffe, wer des Drachen Zähne sät,
Erfreuliches zu ernten. Jede Unthat
Trägt ihren eignen Racheengel schon,
Die böse Hoffnung, unter ihrem Herzen.
Das Leben ist der Güter höchstes nicht,
Der Uebel größtes aber ist die Schuld.

b. Lehren.

Alles in der Natur und Menschenwelt ist in beständiger Entwicklung begriffen. Wenn diese Entwicklung auch sehr langsam und nicht jedem Auge erkennbar ist, so ist sie doch vorhanden. Mit den Erfahrungen, mit den Wissenschaften, Entdeckungen und Erfindungen wächst auch die menschliche Erkenntniß der verschiedenen Wahrheiten und der allwaltenden Gesetze. So ist das Denken der Menschen in ewigem Flusse.

Für den Einzelnen erwächst hieraus die Pflicht, mit seinem Erkennen, Forschen und Streben niemals abzuschließen, also niemals *fertig* zu sein, auch niemals sich irgend einer Autorität zu verkaufen und auf keine Worte zu schwören, sondern fort und fort im geistigen Wachsthum zu verbleiben, stets nach Wahrheit zu streben und in diesem Streben stets sich zu entwickeln. So nur ist Fortschritt möglich, so nur erhebt sich der Mensch in seinem Erkennen von Stufe zu Stufe und erklimmt immer höhere Standpunkte, die seinen Gesichtskreis in's Leben hinein nach und nach herrlich erweitern und ihm das Leben in immer größern Kreisen vor das geistige Auge führen. So nur wird der Einzelne sich die ewige Jugend erwerben und bewahren.

Ueber dieses Streben nach Wahrheit hat Lessing herrliche Worte gesprochen: „Nicht die Wahrheit, in deren Besitz der Mensch ist oder zu sein meint, sondern die aufrichtige Mühe, die er angewendet hat, hinter die Wahrheit zu kommen, macht den *Werth des Menschen* aus. Denn nicht durch den Besitz, sondern durch die Nachforschung der Wahrheit erweitern sich seine Kräfte, worin allein seine immer wachsende Vollkommenheit besteht. Der Besitz macht ruhig, träg und stolz. Wenn

Gott in seiner Rechten alle Wahrheit und in seiner Linken den einzigen inneren regen Trieb nach Wahrheit, obschon mit dem Zusatz, mich immer und ewig zu irren, verschlossen hielte und spräche zu mir: wähle! ich fiele ihm in Demuth in seine Linke und sagte: Vater, gib! die reine Wahrheit ist ja doch nur für dich allein!

Zum Streben nach Wahrheit muß auch der Wahrheitsmuth sich gesellen.

Die Welt verdankt ihren muthigen Männern und Frauen viel. Vom physischen Muth sprechen wir nicht; denn in diesem steht der Fleischerhund dem Menschen mindestens gleich. Der Muth, der sich in stillen Anstrengungen und Unternehmungen verräth, der für Wahrheit und Pflicht alles wagt und alles duldet, ist heldenhafter als der körperliche Muth, dessen Aeußerungen mit Ehren, Titeln und Lorbeern belohnt werden.

Was die höchste Stufe der Männlichkeit und Weiblichkeit charakterisirt, ist der sittliche Muth, d. h. der Muth, die Wahrheit zu suchen und zu bezeugen, der Muth, gerecht zu sein, der Muth, ehrlich zu handeln, der Muth, Verführungen zu widerstehen, der Muth, seine Pflicht zu thun. Wenn Männer und Frauen diese Tugend nicht besitzen, so sind sie nicht sicher, sich irgend eine andere Tugend bewahren zu können.

Jeder einzelne Schritt nach Vorwärts, den die Menschen je gemacht haben, ist auf Widerstand und Schwierigkeit gestoßen und hat durch unerschrockene und tapfere Männer, durch Anführer der Vorhut des Gedankens, durch große Patrioten und große Arbeiter in allen Lebensberufen erkämpft werden müssen. Es gibt kaum eine große Wahrheit oder Lehre, die sich nicht gegen Verleumdung und Verfolgung eine Bahn zur öffentlichen Anerkennung hätte brechen müssen. „Ueberall," sagt Heine, „wo eine große Seele ihren Gedanken Ausdruck verleiht, zeigt sich auch ein Golgatha."

Sokrates mußte in Athen als 71jähriger Greis den Schierlingsbecher trinken, weil seine erhabenen Lehren gegen die Vorurtheile und den Parteigeist seiner Zeit verstießen. Seine Ankläger beschuldigten ihn, daß er den Geist der Athenischen

Jugend verderbe, indem er sie zur Verachtung der Schutzgottheiten der Stadt aufreize. Er hatte den sittlichen Muth, nicht bloß der Tyrannei der Richter, die ihn verurtheilten, sondern auch der des Pöbels, der ihn nicht verstanden, zu trotzen. Er starb, indem er sich über den Lehrsatz der Unsterblichkeit der Seele unterhielt, und seine letzten Worte zu den Umstehenden waren: „Es ist jetzt Zeit, daß wir uns trennen, ich, um zu sterben, Ihr, um zu leben. Welches von beiden das bessere Loos ist, weiß nur Gott."

Wie viele große Männer und Denker sind nicht im Namen der Religion verfolgt worden! Bruno wurde in Rom lebendig verbrannt, weil er die modische, aber falsche Philosophie seiner Zeit entlarvt hatte. Als die Inquisitionsrichter ihm den Tod zuerkannten, sprach er die stolzen Worte: „Ihr fürchtet Euch mehr, mein Urtheil zu verkünden, als ich mich fürchte, es anzuhören."

Ihm folgte Galilei, dessen Ruf als Gelehrter von seinem Ruf als Märtyrer beinahe verdunkelt wird. Von den Priestern auf der Kanzel wegen den Ansichten, die er über die Bewegung der Erde äußerte, verketzert, wurde er in seinem siebzigsten Jahre nach Rom beschieden, um sich wegen seiner Irrlehre zu verantworten. Die Inquisition kerkerte ihn ein. Selbst über den Tod hinaus wurde er verfolgt, indem der Papst seiner Leiche ein Grab verweigerte.

Roger Bacon, der Franziskanermönch, wurde wegen seiner naturgeschichtlichen Studien verfolgt und wegen seiner chemischen Forschungen der Magie beschuldigt. Seine Schriften wurden verdammt und er selbst in's Gefängniß geworfen, um dort 10 Jahre während der Herrschaft von vier Päpsten zu schmachten.

Die Inquisition brandmarkte Wesalius als Ketzer, weil er den Menschen mit sich selber bekannt gemacht hatte, wie sie früher Bruno und Galilei brandmarkte, weil sie den Menschen mit dem Himmel bekannt gemacht hatten. Wesalius war so kühn, den Bau des menschlichen Körpers durch die Zergliederung von Leichen, die bisher so gut wie verboten gewesen war, zu

erforschen. Er legte die Grundlage einer Wissenschaft, aber er zahlte dafür mit dem Leben. Von der Inquisition verurtheilt, erlangte er in Folge der Verwendung des Königs von Spanien eine Umwandlung seiner Strafe in eine Wallfahrt nach dem gelobten Lande und starb auf der Rückreise, noch in der Blüthe seines Lebens, als Märtyrer seiner Liebe zur Wissenschaft in Zante eines jämmerlichen Todes, am Fieber oder durch Hunger.

Während man die Schüler des Copernikus als Ungläubige verfolgte, drückte man Kepler das Brandmal der Ketzerei auf. Selbst der reine und einfache Newton wurde angeklagt, daß er durch seine berühmte Entdeckung des Gesetzes der Schwere die Gottheit entthrone, und noch gegen Franklin wurde ein ähnlicher Vorwurf laut, weil er die Natur des Blitzes erklärte.

Von Descartes Philosophie hieß es, daß sie zum Unglauben führe, Lockes Lehren sollten Materialismus erzeugen, und in unseren Tagen wurden Buckland, Sedgwick, Darwin und andere hervorragende Geologen angeklagt, daß sie den biblischen Offenbarungen über den Bau und die Entstehung der Erde widersprächen. In der That hat es kaum eine Entdeckung in der Himmelskunde, Naturgeschichte und Physik gegeben, die nicht von frömmelnden und engherzigen Menschen angegriffen worden wäre, weil sie zum Unglaube hinführe. Jede Entwicklung des Gebietes unseres Wissens ist eine Frucht der Energie, der Hingebung, der Selbstaufopferung und des Muthes großer Geister vergangener Zeiten. So sehr auch diese Geister von ihren Zeitgenossen geschmäht worden sind, so sehr werden sie jetzt mit Freude und Ehrfurcht als der Stolz des Menschengeschlechtes betrachtet.

Die ungerechte Unduldsamkeit, die in der Vergangenheit gegen Männer der Wissenschaft gespielt hat, enthält auch Lehren für die Gegenwart. Sie lehrt uns, über diejenigen, welche von uns abweichen, nicht lieblos zu urtheilen, vorausgesetzt, daß sie geduldig beobachten, ehrlich denken und ihre Ueberzeugung offen und wahr aussprechen.

Es würde uns an Zeit mangeln, sollten wir die unsterblichen Namen derer nennen, welche in Folge ihrer Treue gegen ihre Grundsätze angesichts von Schwierigkeiten, Gefahren und Leiden in ihrer Ueberzeugung und in ihrem Muthe nur stärker geworden sind und lieber das Leben von sich geworfen haben, als daß sie gegen ihre Ueberzeugung handelten.

Selbst Frauen, zarte und eitle Wesen, haben in guter Sache den unbeugsamsten Muth bewiesen und darin mit den Männern gewetteifert.

Martin Luther wurde nicht berufen, sein Leben für seinen Glauben einzusetzen, aber von dem Tage an, als er sich gegen den Papst erklärte, schwebte er doch in beständiger Todesgefahr. Von dem Kaiser nach Worms beschieden, um sich dort gegen die Anklage der Ketzerei zu verantworten, beschloß er in Person zu erscheinen. Seine Umgebung sagte ihm, daß er das Leben verliere, wenn er gehe, und rieth im zur Flucht. „Nein," antwortete er, „ich gehe nach Worms, und gäbe es dort auch dreimal soviel Teufel, als Ziegel auf diesem Hause sind." Luthers muthige Vertheidigung vor dem Reichstage bildet eine der glorreichsten Seiten der Geschichte. Als der Kaiser schließlich in ihn drängte, zu widerrufen, antwortete er fest: „Ueberzeugt man mich nicht durch die Schrift oder durch offenkundige Beweise von meinem Irrthum, so kann und so will ich nicht widerrufen, denn nie dürfen wir etwas gegen unser Gewissen thun. Hier stehe ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir!" Wie bei allen tapfern Männern, so wuchs bei Luther sein Muth mit den Schwierigkeiten. „Es gibt keinen Mann in Deutschland," sagte Hutten, „der den Tod so vollständig verachtete, wie Luther." Seinem sittlichen Muth verdanken wir mehr als den Gaben irgend eines andern einzelnen Mannes die Entfesselung des modernen Geistes und den Sieg der großen Rechte der menschlichen Vernunft.

Der meiste Muth, den die Welt braucht, ist nicht heldischer Art. Im alltäglichen Leben läßt sich eben so gut Muth entfalten, als in der Schlacht. Da braucht man z. B. den Muth der Ehrlichkeit, den Muth, die Wahrheit zu sprechen, den

Muth, uns zu geben, wie wir sind. Nichts kann gewisser sein, als daß der Charakter bloß durch seine eigene energische Thätigkeit zu erhalten und zu stärken ist. Der Wille, die Centralkraft des Charakters, muß in der Gewohnheit der Entschlossenheit geschult werden, sonst wird er nicht fähig, dem Guten zu folgen. Unerschrockenheit ist eine Hauptbedingung der Selbstständigkeit und Unabhängigkeit des Charakters. Der Mann muß den Muth haben, er selbst und nicht den Schatten oder das Echo eines Dritten zu sein. (Smiles.)

Die sittliche Feigheit zeigt sich im öffentlichen Leben nicht minder häufig, wie im privaten. Namentlich trifft man oft ein knechtisches Liebäugeln mit der Volksbeliebtheit. Männer von echtem Charakter haben den Muth, die Wahrheit zu sprechen, wenn sie auch mißbeliebig ist.

Die Menschen sollen die Wahrheit aus Liebe zu ihr sprechen. „Es ist besser," sagte John Pym, der Republikaner, „daß ich leide, weil ich die Wahrheit spreche, als daß die Wahrheit leidet, weil ich sie nicht spreche." In der Gesellschaft und bei den Geschäften kommen Zustände vor, wo der Mann gerade heraussprechen und Widerstand leisten muß. Der ehrliche Mann ist der natürliche Feind des Betrugs, der wahrhafte Mann derjenige der Lüge, der Rechtsfreund der der Unterdrückung und der reine Mann der des Lasters und der Sünde. Solche Männer haben in allen Zeiten die sittliche Kraft dargestellt. Männer, von Wohlwollen und Muth beseelt, sind die Hauptstützen jedes Fortschritts und jeder Wiedergeburt der Gesellschaft.

„Wenn du's so weit bringst, daß du Feinde hast,
Dann lob' ich dich, weil Alle noch nicht gut sind.
Dir müssen Feind sein: Die die Knechtschaft wollen!
Dir müssen Feind sein: Die die Wahrheit fürchten!
Dir müssen Feind sein: Die das Recht verdrehen!
Dir müssen Feind sein: Die von Ehre weichen!
Dir müssen Feind sein: Die nicht Feinde haben!"
(Schefer.)

In einer gerechten Sache steht der entschlossene Mann auf seinem Muthe, wie auf einem Granitblocke, und bleibt stark im Herzen, wenn ihm gegenüber auch ein ganzes Heer lagert.

„Es gibt (nach Feuchtersleben) nur Eine Sittlichkeit, und das ist die Wahrheit; es gibt nur Ein Verderben, und das ist die Lüge. Dort ist Leben und Gesundheit, hier ist Verwesung. Wie ein heimliches Gift nagt und frißt die beständige Lüge, der peinliche Selbstzwang an den innigsten Kräften unseres Daseins, und mit krankhaftem Behagen füttern wir den Wurm, der uns verzehrt. Heutzutage hat Niemand den Muth, er selbst zu sein. Und doch ruht euer Heil in der Wahrheit. Seid wahr in jedem Athemzuge. Den Männern sage ich: Es gibt keine Kraft ohne Wahrheit; den Frauen: Ohne Wahrheit gibt es keine Anmuth. Und soll ich ein Geheimniß ausplaudern, welches ebenso nahe liegt und ebenso schwer gefunden wird, als die Kunst mit dem Ei des Kolumbus, so wisset, daß das, was ihr als Genie bewundert, nichts ist, als — Wahrheit! Wir sind nichts, wenn wir falsch sind. Scham und Reue sind die entnervenden, die lähmenden Nachübel, die uns auf diesem Wege erwarten. Wir können aber unserem Tode von dieser Seite entgehen, wenn wir nur Muth fassen; Muth, andere und uns selbst nicht zu belügen, — Muth zu sein, was wir sind, seine Seligkeit in sich zu haben! immer und überall sein Glück in sich! . . . gibt es ein anderes Glück?"

„In dem ungeheuren Zusammenspiel menschlicher Charaktere und Geschicke lerne der Mensch das Maß finden, zu welchem er selber geboren ist; und wenn er dieses einmal erkannt hat, so strebe er nach nichts Weiterem, als: Er selbst zu sein und zu bleiben, — rein und wahrhaftig, wie ein unverfälscht ausgesprochenes Wort Gottes. Denn Gesundheit ist nichts anderes als Schönheit, Sittlichkeit und Wahrheit." (Feuchtersleben.)

So wie die Familie und der Staat kleinere sittliche Lebenskreise bilden, so bildet die Menschheit den größten sittlichen Lebenskreis. Die Menschheit umfaßt gegenwärtig 1300 Millionen Menschen. Ihre einzelnen Glieder sind die einzelnen Nationen oder Völker. Die Menschheit ist also

eine große Völkerfamilie. Wie in einer Familie der Friede das Höchste ist, so ist auch der Weltfriede das Ideal der strebenden Menschheit. Von diesem Ideal ist die Menschheit noch ungeheuer weit entfernt, weil gegenwärtig noch nicht die einzelnen Völker, sondern ihre Könige das Recht der Kriegserklärung haben. Dieses Recht müssen die Völker sich erst noch durch lange Kämpfe erobern. Zu ihrem höchsten Recht, dem der Selbstbestimmung, werden sie aber, gerade wie der Einzelne, nur durch Bildung kommen. Ein wichtiges Mittel dazu ist eine freie Volksschule, welche die Resultate der Wissenschaft als Sauerteig in die Massen der Völker bringt. Der Weg zum Weltfrieden geht nur durch die Wissenschaft und die Wahrheit.

Kriege sind Krankheitserscheinungen am Leibe der Menschheit und deuten auf die ungeheure Finsterniß und die kolossale Lüge, die gegenwärtig noch den Leib der Menschheit durchseuchen.

Wer der Menschheit dienen will, und das kann jeder Mensch, der muß im Dienste der Wahrheit stehen. Die Wahrheit ist das höchste Gut und nach dem Ausdruck von Jesu der „heilige Geist." Ja, die Wahrheit ist allein heilig. Und was außer ihr ist, ist unheilig. „Die Lüge ist der Leute Verderben."

Die Träger der Wissenschaft und der Wahrheit sind die Träger des heiligen Geistes, sind die Freude und die Freunde der Menschheit. Sokrates, Jesus, Paulus, Luther, Zwingli, Galilei, Humboldt, Kant, Schiller und viele Andere sind solche Träger des heiligen Geistes.

c. Sprüche.

1. Der Gottesgeist.

Wer ist der heil'ge Gottesgeist,
Der uns den Weg durch's Leben weist,
Der Tröster in der Wahrheit?
Der Geist ist's, der im Weltall lebt,
Der in der Menscheit schaffend webt
Mit seiner Himmelsklarheit.

Der Geist ist's, der den Dichter füllt
Mit schönem herrlichen Gebild,
Ihm hebt der Zukunft Schleier;
Der in dem Denker großes schafft,
Der uns erfüllt mit Muth und Kraft,
Mit heilig reinem Feuer.

Es ist der Freiheit hehrer Geist,
Der dauernd uns zum Kampfe reißt
Und sprengt der Knechtschaft Bande.
Die Liebe ist's, die göttlich rein
Zum schönen, dauernden Verein
Verbindet alle Lande.

Es ist der Wahrheit klares Licht,
Das mächtig durch das Dunkel bricht
Mit seinem Allmachtswehen.
O heil'ger Geist, kehr' bei uns ein,
Und laß uns deine Wohnung sein;
Erhöre unser Flehen! (Albin.)

2. Pfingstgesang.

Du Sturm, der mächtig brausend
Der Jünger Haus erfüllt, —
Den Wahn, den ein Jahrtausend
Um Christi That gehüllt,
Zerreiß' ihn, auf, und rüttle
Das Volk aus dumpfer Ruh,
Daß es am Zwinger schüttle,
So frei und stark, wie du!

Die stolze Burg muß fallen,
Drin lang der Wahn gethront,
Dem von den Völkern allen
Blindgläubig ward gefrohnt.

Sturm, sei der Menschheit Retter,
Hinbrause nah und fern!
Wir kennen dich im Wetter;
Du bist der Geist des Herrn!

Gott, laß in Flammen lodern,
Wie einst, der Zunge Kraft!
Es gilt, zurückzufordern
Das Recht, so Frieden schafft,
Das Recht, das auszusprechen,
Was die Vernunft erkannt!
Schmilz, Flamme, will's nicht brechen,
Des Glaubenszwanges Band.

So lodre, heil'ges Feuer
Des Muths in Wort und That,
Wo je ein Wahrheitstreuer
Einsam geschmachtet hat.
Wogt hin, ihr Gottesflammen,
D'rin sich die Lieb' bewährt,
Und schmelzt den Haß zusammen,
Der Gottes Reich verheert.

In allen Sprachen wand're,
O Wahrheit, durch die Welt;
Jed' Herz versteh' das and're,
Von einem Geist erhellt!
Klar leb' in der Gemeine,
Die sich dem Licht geweiht,
Das göttlich Ew'ge, Eine:
Daß Lieb' die Welt befreit!

(Dullers Gesangbuch.)

3. Der Geist der Neuzeit.

Wie klopft der Geist der neuen Zeit
Mit lautem Schlag an's Thor!
Ihr Menschenkinder weit und breit,
Auf! öffnet Herz und Ohr.

Was bringt der Geist der neuen Zeit
Dem menschlichen Geschlecht?
Versöhnung, Frieden, Einigkeit,
Und Freiheit, Licht und Recht.

So nehmt ihn auf, den lieben Gast,
Der Wohnung sich bestellt;
Umfaßt mit Liebe euch und laßt
Den Haß der alten Welt.

(Marschall.)

4. Das Nahen des Geistes.

Es weht der Geist durch alle Lande
Vom Aufgang bis zum Niedergang;
Das ist der heil'ge, gottgesandte,
Der einst zu Jesu Jüngern drang.
In Wetterflammen steigt er nieder,
Er naht im leisen Frühlingswehn,
Und es ertönt wie Siegeslieder,
Wo seine treuen Boten gehn.

Du Geist der Wahrheit, Geist der Liebe,
Du Geist der Freiheit, stolz und kühn;
Ob auch der Himmel sich umtrübe,
Und Blitze flammend uns umsprühn:
Wir fühlen dein allmächtig Weben,
Und Siegesmuth zieht bei uns ein!
O segne uns auf Tod und Leben
Und laß uns deine Streiter sein!

(Burkhardt.)

5. Suche, was wahr ist, mit lauterm Sinn. So betest du würdig,
Gott, den Einigen, an und er gewährt, was du suchst.

(v. Halem.)

6. Erst nach Aeonen fällt das Licht
Des Nebelsterns aus dunkler Ferne
Blaß auf den Erdball. Gleichst du nicht,
O Wahrheit, einem Nebelsterne?

(Pfeffel.)

7. Und wem ein heiliger Gedanke
Bis auf den Grund das Herz durchdringt,
Der spricht, uneingedenk der Schranke,
Ihn aus, gewaltig, unbedingt. —
Nicht also treulos wird erfunden
Die Menschheit je, so kümmerlich,
Daß allen Herzen unempfunden
Ein Gotteshauch vorüberstrich. (Lenau.)

8. Fandest du Wahrheit dir selbst, so hat sie dir Werth wie ein Demant;
Glaubst, erlernst du sie, wirf, wie den Kiesel, sie weg. (v. Halem.)

9. Das Siegel der Wahrheit ist Einfachheit. (Boerhave.)

10. Siehst du dort die Alpenfirne
Ragen in das reine Blau?
Rosig Licht küßt ihr die Stirne,
Ihren Fuß hüllt Nebelgrau.

Also soll dein Geist sich heben
Aus dem Druck der Erdenqual,
Auf zu reinem Geistesleben
In der Wahrheit Himmelsstrahl.

Unabläßig mußt du kämpfen,
Ringen mit der ganzen Kraft,
Bis du aus den trüben Dämpfen
Dich zur Klarheit aufgerafft.

Wirst vom Erdenleid genesen
Auf des Denkens reiner Höh;
Und zu Staub wird bald verwesen
All' dein vieles Lebensweh.

Einsam freilich wirst du stehen,
Von der Welt vergessen auch;
Aber frisch wird dich umwehen
Gottes ew'ger Liebeshauch. (Fr. Freihold.)

11. Nur dem Ernst, den keine Mühe bleichet,
Rauscht der Wahrheit tief versteckter Born. (Schiller.)

12. Erkenntniß der Wahrheit und Ausübung der Pflicht sind die höchsten Stufen der Sittlichkeit. (A. v. Humboldt.)

13. Der beste Mann hat auch immer die beste Religion. (Jakobi.)

14. Wer stets mit heiligem Entzücken
Der Tugend reine Schönheit sieht;
Wer Gutes, weil es gut ist, übet,
Und Böses, weil es bös ist, flieht,
Der ahnt, der fühlt, der sucht in sich
O Urquell aller Tugend, dich!

O laß mich stets das Gute lieben,
Weil ich mich d'rin als dein erkannt,
Weil ich in seiner hehren Schöne
Begeistert dich, den Ew'gen fand.
O laß das Schöne mich verstehn
Und stets mich d'rin das Gute sehn.

So will ich, wenn ich Tugend übe,
Dich in mir machen offenbar;
Sei du mir, wenn ich ihr mich opf're,
In ew'ger Schönheit herrlich klar!
Nicht Lohn ist's, nur ihr eigner Werth,
Worin die Tugend sich verklärt. (Dulcer.)

15. Die Worte des Glaubens.

Drei Worte nenn' ich euch, inhaltschwer,
Sie gehen von Munde zu Munde,
Doch stammen sie nicht von außen her,
Das Herz nur gibt davon Kunde.
Dem Menschen ist aller Werth geraubt,
Wenn er nicht mehr an die drei Worte glaubt.

Der Mensch ist frei geschaffen, ist frei,
Und würd' er in Ketten geboren.
Laßt euch nicht irren des Pöbels Geschrei,
Nicht den Mißbrauch rasender Thoren!
Vor dem Sklaven, wenn er die Kette bricht.
Vor dem freien Menschen erzittert nicht!

Und die Tugend, sie ist kein leerer Schall,
Der Mensch kann sie üben im Leben.
Und sollt er auch straucheln überall,
Er kann nach der göttlichen streben,
Und was kein Verstand der Verständigen sieht,
Das übet in Einfalt ein kindlich Gemüth.

Und ein Gott ist, ein heiliger Wille lebt,
Wie auch der menschliche wanke;
Hoch über der Zeit und dem Raume webt
Lebendig der höchste Gedanke.
Und ob alles im ewigen Wechsel kreist,
Es beharret im Wechsel ein ruhiger Geist.

Die drei Worte bewahret euch, inhaltschwer,
Sie pflanzet von Munde zu Munde,
Und stammen sie gleich nicht von außen her,
Euer Inneres gibt davon Kunde.
Dem Menschen ist nimmer sein Werth geraubt,
So lang er noch an die drei Worte glaubt. (Schiller.)

16. Vertheidige die Wahrheit bis in den Tod, so wird Gott der Herr für dich streiten. (Sir. 4, 33.)

17. Rede nicht wider die Wahrheit und laß getrost deßhalb Hohn über dich ergehen. (Sir. 4, 33.)

18. Gott liebt die Wahrheit. (2. Chr. 19, 17.)

19. Gott der Herr ist Gott der Wahrheit. (Jer. 10, 10.)

20. Gottes Thun ist Wahrheit, alle seine Wege Gerechtigkeit. (Dan. 4, 34.)

21. Ich, der Herr, rotte aus die Zauberei und verscheuche den Aberglauben aus eurer Mitte. (Mich. 5, 11.)

22. Ich hasse diejenigen, die auf Aberglauben halten; mein Vertrauen muß auf Gott gerichtet sein! (Ps. 31, 7.)

23. Nur Narren verlassen sich auf Träume. (Sir. 34, 1.)

Sprüche über Wissenschaft und Bildung.

24. Der heilige Geist der Wissenschaft meidet die Bösewichter und flieht die Ruchlosen, welche mit den Sünden gezüchtigt werden, die sie begehen. Die Wissenschaft ist zwar stets freundlich, doch läßt sie ihre Lästerer nicht ungestraft. (Weish. Sal. 1, 5—6.)

25. Löblich ist es, wenn die Wissenschaft mit der Ausübung eines praktischen Berufes verbunden ist, denn die Beschäftigung mit Beiden bewirkt es, daß man sich von Phantastereien fern hält. (Spr. der Vät. 2, 2.)

26. Nur der Mensch ist frei, welcher sich mit der Wissenschaft beschäftigt. (Spr. der Vät. 6, 2.)

27. Der Weg zur Wissenschaft ist folgender: Man muß oft Brod mit Salz essen, selbst das Wasser zugemessen trinken, auf der Erde schlafen, ein mühseliges Leben führen und sich doch um Erlangung von Kenntnissen Mühe geben. (Spr. der Vät. 6, 4.)

28. Die Wissenschaft hat mehr Werth, als das Priesterthum und die Königskrone. (Spr. der Vät. 6, 5.)

29. Wer sich mit der Wissenschaft aus reinen Absichten beschäftigt, erreicht Vieles, ja, er allein ist eine ganze Welt werth; er wird der Geliebte und Freund genannt; er entzückt Gott und entzückt die Menschen. Die Wissenschaft bekleidet ihn mit Demuth und Gottesfurcht; sie macht ihn fähig, gerecht, fromm, redlich und wahrhaftig zu sein; sie entfernt ihn von der Sünde und nähert ihn der Ausübung guter Werke; sie

befähigt ihn, daß man seines Rathes, seiner Tugend, seines Scharfsinns und seiner Macht genießt; denn so heißt es in der Schrift von der Wissenschaft: „Sie verschafft königliches Ansehen und Gewalt." (Spr. der Vät. 6, 1.)

30. Dein Haus sei ein Versammlungsort gelehrter Männer; sitze zu ihren Füßen und scheue deren Staub nicht, sondern trinke mit Durst ihre Lehren. (Spr. der Vät. 1, 4.)

31. Je mehr Kenntnisse, je glücklicher das Leben. (Spr. der Vät. 2, 7.)

32. Wer durch Erwerb von Wissenschaften nur sich Nutzen erwerben will, der verliert von seinem wahren Leben. (Spr. der Vät. 4, 5.)

33. Wer seine Kenntnisse nicht vermehrt, vermindert sie; wer gar roh und unwissend bleibt, verdient nicht, zu leben. (Spr. der Vät. 1, 13.)

34. Die Kenntnisse, die man in der Jugend erwirbt, haften wie Tinte auf neuem Pergament; aber diejenigen, die man im Alter erwirbt, sind undeutlich, wie Tinte auf beschmutztem Pergament. (Spr. der Vät. 4, 20.)

35. Die Sprache der Gebildeten muß milde sein. (Spr. Sal. 12, 18.)

36. Die Weisheit erleuchtet des Menschen Antlitz, sie macht seine Gesichtszüge in zwiefacher Glorie strahlen. (Pred. Sal. 8, 1.)

37. Merke auf die guten Sprüche der Weisheit. (Sir. 6, 35.)

38. Das Böse meiden ist Vernunft. (Hiob. 28, 28.)

39. Halte dich nicht für weise. (Spr. Sal. 3, 7.)

Als oberste sittlich-religiöse **Wahrheit** gilt der Satz:

40. Wer gut ist, hat Gott in sich,
Und wer Gott in sich hat, ist selig.

Diesem Satz angereiht seien folgende:

41. Die Ideen des Guten sind der Kompaß,
Der auf dem Meer des Lebens sicher führt.

42. Unser Glück wird bestimmt durch das, was wir sind, nicht durch das, was wir besitzen.

43. Ohne Furcht vor Strafe und ohne Hoffnung auf Belohnung gut sein und gut handeln ist sittlich das Höchste. Die Religion darf nicht zur Dienerin der Selbstsucht erniedrigt werden. Die Ewigkeit ist nicht erst jenseits des Grabes. (Fichte.)

44. Das sittliche Leben steht hoch über jeder dogmatischen Lehre und die Sittlichkeit ist der oberste Gedanke der Menschheit. (Fichte.)

45. **Das Himmelreich ist inwendig in euch.** (Jesus.)

D. Religiöse Pflichten.

Streben nach Gotterkenntniß und Gottverehrung.

I. Wesen Gottes.

1. Das Dasein Gottes.

Erhab'ner Geist, den Gott ich nenne
Mit meiner Sprache dürft'gem Klang,
Den ich im Innersten erkenne,
Der sich mir zeigt im Weltengang.
Erhab'ner Geist, ich sinke nieder
Und weihe dir mein ganzes Sein,
Und stimme in die Jubellieder
Der weiten Schöpfung fröhlich ein.

Du bist zu groß, und dich zu fassen
Vermag ein Herz im Staube nicht;
Es muß sich völlig leiten lassen
Von deinem Glanz, von deinem Licht.
Und doch, es fühlt sein tiefstes Wesen,
Du bist in ihm, es lebt in dir;
In dir allein kann es genesen,
Besiegen seine Schwachheit hier.

Je freier sich der Geist entfaltet,
Je herrlicher gehst du ihm auf;
Wenn deine Liebe in ihm waltet,
Verkläret sich sein Lebenslauf.
Er wird, wie von geheimem Zuge,
Zu dir gezogen wunderbar,
Und läßt er von dem Sinnentruge,
Wirst du ihm klar, wird er sich klar.

* * *

Groß ist der Herr, die Berge zittern
Vor seiner Gottes-Majestät,
Wenn er in dunklen Ungewittern,
Der Heilige, vorübergeht;
Doch Liebe strömt aus seiner Hand
In finstern Wolken auf das Land.

Vom Raum, wo sich der Halm entfaltet,
Bis zu dem letzten Stern hinaus,
Herrscht sein Gesetz; als Vater waltet
Er durch das große Weltenhaus.
Der Leben gibt und Freude schafft,
Mit Liebe waltet er und Kraft.

Vermiß dich nicht, mit ihm zu rechten,
Mit Demuth nahe dich dem Herrn!
In trauervollen Mitternächten
Ist dir der Ewige nicht fern.

Mit deinem Frieden, deinem Harm
Wirf seiner Huld dich in den Arm.

O schwinge dich empor vom Staube,
Verfinstern deine Tage sich;
Zu ihm blick' auf und bet' und glaube;
Versagend selbst erhört er dich;
Doch nie enthüllt die Ungeduld
Das heil'ge Dunkel seiner Huld.

Vertraue Gottes Vaterhänden,
Wenn er den liebsten Wunsch versagt;
Was hier beginnt, wird dort vollenden,
Wo dir ein neues Leben tagt.
Es ruhn im engen Raum der Zeit
Die Keime deiner Ewigkeit.

Aus meinem eigenen Wesen schaue ich Gott. (Hiob 19, 26.)

Nur Thoren sprechen in ihrem Herzen:
Es gibt keinen Gott! (Ps. 53.)

Wer den Herrn nicht kennt, der ihn erschaffen, der ihm die Seele, die in ihm wirket, eingehaucht und ihm einen lebendigen Odem eingegeben; dessen Herzensgedanken erheben sich nicht über den Staub, dessen Hoffnungen sind geringer, als die Erde, dessen Leben ist verächtlicher als Thon.
(Weish. Sal. 15, 10—11.)

O Herr, schon aus dem Munde der jungen Kinder und Säuglinge hast du das Lob deines Daseins bereitet. (Ps. 8, 3.)

2. Die Einheit Gottes.

Der Herr unser Gott ist ein einiger Gott. (5. Mos. 6, 4.)

Alle Götzen sind trügerisch und haben kein Leben; sie sind eitel Tand, nur ein verführerisch Blendwerk, sie müssen zu Grunde gehen, wenn die Zeit der Strafe herannaht: Aber nicht

so ist derjenige, der Alles geschaffen hat, — Herr der Welt ist sein Name. (Jer. 10, 14—15; 51, 17—18.)

Ihr sollt euch keine Säulen noch Denkmäler in eurem Lande errichten, damit ihr dieselben anbetet; denn Ich bin allein der Herr euer Gott. (3. Mos. 26, 1; 4. Mos. 33, 52; 5. Mos. 16, 22.)

Ich, der Herr: Das ist mein Name. Ich will weder meine Ehre, noch meinen Ruhm mit Götzen theilen. (Jes. 42, 8.)

Ich bin der Herr und sonst keiner mehr; kein Gott ist, ohne denn ich, der ich das Licht mache und schaffe die Finsterniß; der ich Frieden gebe, und schaffe das Uebel. Ich bin der Herr, der solches Alles thut. Wendet euch zu mir, so werdet ihr selig; denn ich bin Gott und keiner mehr. (Esaj. 45, 5, 7, 22.)

3. Die Geistigkeit Gottes.

Gott ist Geist; und die ihn anbeten, müssen ihn im Geist und in der Wahrheit anbeten. (Joh. 4, 24.)

Gott ist Licht, und in ihm ist keine Finsterniß. (1. Joh. 1, 5.)

Gott ist die Liebe, und wer nicht lieb hat, der kennt Gott nicht; wer aber in der Liebe bleibet, der bleibet in Gott und Gott in ihm. (1. Joh. 4, 8. 16.)

Gottes Wesen ist Wirken. (Fichte.)

Gott ist das Sein aller Dinge. (Zwingli.)

Der Herr sprach: Mein Angesicht kannst du nicht sehen, kein lebender Mensch kann mich schauen. (2. Mos. 33, 20.)

Ew'ger Geist, o du bist! du gibst im unendlichen Schaffen
Von Jahrtausend zu Jahrtausend dein Dasein kund.

Alles Leben entquillt dir, ew'ger Geist! die Gesetze,
Die der Welten Bahnen lenken, sie ruh'n in dir!

Kein Gedanke vermag die Größe und Tiefe und Fülle
Deines Wesens auszudenken, zu fassen dich!

Nur die Liebe, sie fühlt dein Wesen als ewige Liebe;
Fühlt's in allen Herzensschlägen, daß sie aus dir!

Heilig, ruft sie, bist du! in allem, was heilig, erkennt sie
Dich, den Geist, dein schaffend Walten, dein Weltgesetz!

Und die Liebe, sie schwebt zu dir auf den Flügeln des Glaubens,
Und sie nennt, o ew'ger Geist, dich anbetend — Gott!

4. Die Ewigkeit Gottes.

Ich werde sein, der Ich sein werde . . . Das ist mein ewiger Name, dabei man mich nennen soll für und für. (2. Mos. 3, 19—15.)

Ich, der Herr, bin unveränderlich. (Mal. 3, 6.)

Ehe die Berge erschaffen, die Erde und die Welt gegründet worden, von Ewigkeit zu Ewigkeit bist du Gott. (Ps. 90, 2.)

Tausend Jahre sind vor dir, wie Ein Tag, der gestern vergangen ist, und wie eine Nachtwache. (Ps. 90, 4.)

Dein unvergänglicher Geist ist in Allem, o Herr. (Weish. Sal. 12, 1.)

Er, der da ewig lebet, machet auch Alles vollkommen. (Sir. 18, 1.)

Gott, deine Jahre währen für und für. Du hast vorhin die Erde gegründet und die Himmel sind deiner Hände Werk. Sie werden vergehen, aber du bleibest. Sie werden veralten wie ein Gewand; sie werden verwandelt, wie ein Kleid, wenn du sie verwandeln wirst. Du aber bleibest, wie du bist, und deine Jahre nehmen kein Ende. (Ps. 102, 25—28.)

Lied.

Dich, Ewiger, dich bet' ich an,
Unwandelbares Wesen!

Dich, den kein Wechsel treffen kann;
Wir werden, sind gewesen,
Wir blühen und vergeh'n durch dich;
Nur du bist unveränderlich;
Du warst und bist und bleibest.

Herr! ewig währet deine Treu',
Mit Huld uns zu begegnen;
Und jeden Morgen wird sie neu,
Mit Wohlthun uns zu segnen.
Ich kenne keinen Augenblick,
Da nicht von ihr stets neues Glück
Mir zugeflossen wäre.

5. Die Allmacht Gottes.

Gott ist allmächtig. (Hiob 9, 4.)

Gott allein ist Erlöser und Helfer in der Noth. (Dan. 6, 27.)

Ich weiß, daß der Herr groß ist. Alles, was er will, das thut er im Himmel, auf Erden, im Meer und in allen Tiefen. (Ps. 135, 5. 6.)

Gott ist allmächtig, doch verwirft Er Niemand, Er, der Gewaltige. (Hiob 36, 5.)

Gott ist wunderbar im Rathschluß, erhaben in der Hilfe. (Jes. 28, 29.)

Lied.

Gott, dein allmächtig Walten
In deinem großen All,
Dein tausendfach Gestalten,
Ich schau' es überall,
Wenn sich die Keime regen,
Das Roth aus Knospen bricht, —
Dein Thun ist lauter Segen,
Dein Gang ist lauter Licht! (Stolle.)

* * *

Allmächtiger, wir preisen
Dich, Schöpfer der Natur?
Wir schau'n in Sonnengleisen,
O Ew'ger, deine Spur!
Noch tönt dein Wort: „Es werde!"
Dem einst das Licht entquoll,
Und Himmel, Meer und Erde
Sind deiner Liebe voll.

Dich fühlend, Geist der Geister,
Im Weltall und in sich,
Kam einst der hohe Meister
Und offenbarte dich.
Er lehrt' uns, dich verstehen,
Er lehrte uns, dir nah'n,
Wenn wir die Wege gehen,
Die er uns ging voran.

O wirke, Geist der Wahrheit,
Du unseres Geistes Hort,
Den wir erkannt in Klarheit,
Von Herz zu Herzen fort!
Leicht wird des Lebens Bürde
Und Licht des Lebens Nacht,
Wenn Lieb' und Menschenwürde
Dir näher uns gebracht.

6. Die Allgegenwart Gottes.

Ich, der Herr, bin auf Erden allenthalben. (2. Mos. 8, 22.)

Solltest du, o Herr, wirklich nur auf Erden wohnen? Sieh', der Himmel und aller Himmel Himmel können dich nicht fassen! (1. Kön. 8, 27.)

Wo soll ich hingehen vor deinem Geist? Und wo soll ich hinfliehen vor deinem Angesichte? Führe ich gen Himmel, so bist du da. Bettete ich mir in den Abgrund, siehe, so bist du

auch da. Nähme ich Flügel der Morgenröthe und bliebe am äußersten Meere, so würde mich doch deine Hand daselbst führen, und deine Rechte mich halten. Spräche ich: Finsterniß möge mich decken, so muß die Nacht auch Licht um mich sein. Denn auch Finsterniß ist nicht finster bei dir, und die Nacht leuchtet wie der Tag, Finsterniß ist wie das Licht. (Ps. 139, 7—12.)

Lied.

In rauher Felsenhöhle
Ist Gott der Wiederhall;
Im Ton der kleinen Kehle
Gesang der Nachtigall.
Er ist's, der in der Klage
Mein Herz zum Mitleid rührt,
Und in der Andacht Chören
Es auf zum Ew'gen führt.

Merk' auf, o Mensch, und höre
Der Schöpfung heilig Lied,
Das Seelen fest an Seelen,
Zu Herzen Herzen zieht.
In Ein Gefühl verschlungen
Sind wir ein ewig All!
In einem Ton verklungen
Der Gottheit Wiederhall! (Herder.)

7. Die Allweisheit und Allwissenheit Gottes.

Gott ist allweise. (Hiob 9, 4.)

Der Herr überschaut die Grenzen der Erde und siehet alles, was unter dem Himmel geschieht. (Hiob 28, 24.)

Die Weisheit Gottes ist unerforschlich. (Jes. 40, 28.)

Herr, du erforschest mich und kennest mich. Sitze ich oder stehe ich, so weißt du es; du verstehest meine Gedanken in meinem Herzensgrund. Gehe ich, oder liege ich, so bist du um

mich und siehest mein ganzes Thun oder Lassen. Es ist kein Wort auf meiner Zunge, das du, o Herr, nicht wüßtest. (Ps. 139, 1—4.)

Lied.

Gewalt'ger Geist, der Leben schafft,
Allgegenwärt'ger Gott der Kraft,
Du bist in unserer Mitte.
Dir sind die Herzen aufgethan;
Du siehst des Dankes Schweigen an,
Und hörst die stumme Bitte.

Es schafft der Mensch sich Raum und Bahn,
Es spornt dein Geist ihn glühend an,
Daß er die Welt sich bilde.
Such' er dich, oder such' er nicht,
Du schenkst ihm Leben, Luft und Licht,
Und schirmst ihn mit dem Schilde.

So weit der Mensch gestrebt, geschwankt,
Dich aufgesucht und dir gedankt
Und ahnend dich gefeiert;
So weit ein Traum des Denkers flog,
Und wunderbare Kreise zog,
Hast du dich gern entschleiert.

Mit Vaterliebe, gleich geweiht,
Mit gleicher Gunst zu jeder Zeit
Sah'st du das Leben wogen;
Und hast nach tief verborg'nem Rath
An ihrem Streben, ihrer That
Die Menschheit dir erzogen.

Du hast der Menschheit es gewährt,
Daß sie geläutert und verklärt
Zu dir das Haupt erhoben;
Daß sie, beseelt vom heil'gen Drang,
Des Herzens knecht'sche Furcht bezwang,
Um liebend dich zu loben. (Hessemer.)

8. Die Allgüte Gottes.

Herr, Herr Gott, barmherzig und gnädig, und geduldig, und von großer Gnade und Treue, der du bewahrest Gnade in tausend Glied. (2. Mos. 34, 6. 7.)

Gott hat sich selbst nicht unbezeuget gelassen, hat uns viel Gutes gethan, und vom Himmel Regen und fruchtbare Zeiten gegeben, unsere Herzen erfüllet mit Speise und Freude. (Ap. Gesch. 14, 17.)

Barmherzig und gnädig ist der Herr, geduldig und von großer Güte. Er handelt nicht mit uns nach unsern Sünden, und vergilt uns nicht nach unserer Missethat. Denn so hoch der Himmel über der Erde ist, läßt er seine Gnade walten über die, die ihn verehren. So fern der Morgen ist vom Abend, läßt er unsere Uebertretung von uns sein. Wie sich ein Vater über Kinder erbarmet, so erbarmet sich der Herr über die, so ihn lieben. (Ps. 103, 8. 10—13.)

Die Liebe ist von Gott, und wer lieb hat, der ist von Gott geboren, und kennet Gott. Wer nicht lieb hat, der kennet Gott nicht; denn Gott ist die Liebe. (1. Joh. 4, 7. 8.)

Es sollen wohl Berge weichen und Hügel hinstürzen, aber meine Gnade soll nicht von dir weichen, und die Verheißung meines Segens soll nicht unerfüllt bleiben, spricht der Herr, dein Erbarmer. (Jes. 55, 10.)

Gottes Barmherzigkeit ist so groß, als er selber ist. (Sir. 2, 23.)

O Herr, deine Güte reicht, so weit der Himmel ist! (Ps. 36, 6.)

Lied.

Gott ist die Liebe! Jauchzt ihr Morgensterne;
Frohlockt, ihr Weltenheer', in hoher Ferne!
Ihr schnellen Winde, reget eure Flügel;
Erklingt, ihr Berge, Thäler, Au'n und Hügel.
Gott ist die Liebe!

Gott ist die Liebe! Mag sein Donner brüllen
Und schwarze Nacht sein flammend Zelt umhüllen;
Mag auch der Erde tiefster Grund erbeben
Und schäumend sich das Meer gen Himmel heben;
Gott ist die Liebe!

Du bist die Liebe! O geheiligt werde
Dein Vaternam'; es wachse auf der Erde
Dein Reich, der Liebe Reich und es geschehe
Dein Wille hier, wie droben in der Höhe!
Du bist die Liebe!

Psalm.

Lobe den Herrn, meine Seele,
Und Alles, was in mir ist, preise seinen heiligen Namen!
Lobe den Herrn, meine Seele,
Und vergiß nicht, wie viel er dir Gutes gethan:
Der verzeihet alle deine Schuld
Und heilet alle deine Gebrechen;
Der dein Leben aus der Grube erlöst
Und dich mit Gnade und Erbarmen krönt;
Der mit Schönheit deine Wange sättigt,
Daß deine Jugend sich erneut, wie die des Adlers!
Barmherzig und gnädig ist der Herr,
Langmüthig und von großer Güte.
Nicht für immer hadert er,
Und nicht für ewig trägt er nach.
Er handelte mit uns nicht nach unsern Sünden
Und vergalt uns nicht nach unsern Verschuldungen.
Sondern so hoch der Himmel über der Erde ist,
So groß war seine Güte gegen die, welche ihn fürchten;
So weit der Aufgang ist vom Niedergang,
So weit hat er von uns gethan unsre Uebertretungen.
Wie sich ein Vater über seine Kinder erbarmt,
So hat der Herr sich erbarmt über seine Verehrer;
Denn er kennt unser schwaches Gebilde
Und gedenket daran, daß wir Staub sind! —

Die Gnade des Herrn währet von Ewigkeit zu Ewigkeit
Gegen die, so ihn fürchten,
Und seine Gerechtigkeit gegen Kindeskinder,
Die seinen Bund halten
Und seiner Gebote gedenken, darnach zu handeln.
Der Herr hat im Himmel seinen Thron,
Und seine Macht herrscht über Alles.
Preiset den Herrn, ihr, seine Engel,
Ihr Gewaltigen an Kraft, Vollstrecker seines Befehls,
Die ihr gehorcht dem Donner seines Wortes!
Lobet den Herrn, ihr, all seine Schaaren,
Ihr, seine Diener, Vollstrecker seines Willens!
Preiset den Herrn, ihr, all seine Werke,
An allen Orten seiner Herrschaft!
Lobe den Herrn, meine Seele.
(Ps. 103, 1—5. 8—14. 17—22.)

9. Die Heiligkeit Gottes.

Heilig, heilig, heilig ist der Herr, und voll ist die Erde seiner Herrlichkeit. (Jes. 6, 3.)

Heilig sollt ihr sein, denn ich, der Herr, bin heilig. (2. Mos. 22. 30.)

Haltet euch heilig, so werdet ihr mir heilig sein. (3. Mos. 20, 7.)

Erhebet den Herrn unsern Gott, betet ihn an, denn er ist heilig. (Ps. 99, 9.)

Lied.

Der du in Myriaden Welten,
Allmächt'ger Schöpfer, kund dich gibst,
Als Heil'ger walteſt im Vergelten,
Als Vater alle Wesen liebst;
Dich schau'n wir in der Weltgeschichte,
Lebendig waltend licht und klar,
Durch dich wird sie zum Weltgerichte,
Durch dies wirst du uns offenbar.

In aller Nacht hat doch zum Licht nur
Die Menschheit stets durch dich gestrebt,
Und irrend selbst nur nach der Richtschnur
Des ew'gen Gottesgeist's gelebt!
Was da verwest, ward nur zum Staube,
Weil es zum Geist sich nicht erhob;
Und was da siegt, dem war's der Glaube
An ihn, der Siegeskränze wob.

Ja, in der Menschheit Selbstentfaltung
Verkündigst du dich, ew'ger Geist,
Du, der in ihrer Selbsterhaltung
Als ihre Seele sich erweist!
Als ew'ges Recht, als ew'ge Wahrheit
In reinster Menschlichkeit allein
Erkennt in deiner vollen Klarheit
Die Menschheit, Gott, dein ew'ges Sein! (Dulcer.)

10. Gott in der Natur.

Ein jegliches Haus wird von Jemand bereitet; der aber Alles bereitet, das ist Gott. (Ebr. 3, 4.)

Hebet eure Augen in die Höhe, und sehet! Wer hat solche Dinge geschaffen, und führet ihr Heer bei der Zahl heraus, der sie Alle mit Namen rufet. Sein Vermögen und starke Kraft ist so groß, daß es nicht an Einem fehlen kann. (Es. 40, 26.)

Die Himmel erzählen die Ehre Gottes und die Veste verkündiget seiner Hände Werke. Ein Tag sagt es dem andern, und eine Nacht thut es kund der andern. (Ps. 19, 2. 3.)

O Herr, wie herrlich ist dein Name auf Erden und wie glänzt deine Majestät im Himmel. (Ps. 8, 2.)

Wie herrlich ist die Natur, das Haus des Herrn!
Wie weit und groß ist die Stätte seiner Wohnung!
Sie hat kein Ende und ist unermeßlich hoch!
(Bar. 3, 24—25.)

Der Himmel ist voll des Lobes des Herrn und die Erde seiner Ehre. (Hab. 3, 3.)

Psalm.

Um Erden wandeln Monde,
Erden um Sonnen,
Aller Sonnen Heere wandeln
Um eine große Sonne:
„Vater unser, der du bist im Himmel!"

Auf allen diesen Welten, leuchtenden und erleuchteten,
Wohnen Geister, an Kräften ungleich und an Leibern;
Aber alle denken Gott und freuen sich Gottes:
„Geheiligt werde dein Name."

Er, der Hocherhabene,
Der allein ganz sich denken,
Seiner ganz sich freuen kann,
Machte den tiefen Entwurf
Zur Seligkeit aller seiner Weltbewohner:
„Zu uns komme dein Reich."

Wohl ihnen, daß nicht sie, daß er
Ihr Jetziges und Zukünftiges ordnete,
Wohl ihnen, wohl!
Und wohl auch uns!
„Dein Wille geschehʼ
Wie im Himmel also auch auf Erden."

Er hebt mit dem Halme die Aehrʼ empor,
Reifet den goldnen Apfel, die Purpurtraube,
Weidet am Hügel das Lamm, das Reh im Walde;
Aber sein Donner rollet auch her,
Und die Schlosse zerschmettert es
Am Halme, am Zweig, an dem Hügel und im Walde:
„Unser tägliches Brod gib uns heute."

Ob wohl hoch über des Donners Bahn
Sünder auch und Sterbliche sind?

Dort auch der Freund zum Feinde wird?
Der Freund im Tode sich trennen muß:
„Vergib uns unsere Schuld,
Wie wir vergeben unsern Schuldigern."

Gesonderte Pfade gehen zum hohen Ziel,
Zu der Glückseligkeit;
Einige krümmen sich durch Einöden,
Doch selbst an diesen sproßt es von Freuden auf
Und labet den Durstenden.
„Führʼ uns nicht in Versuchung,
Sondern erlösʼ uns vom Uebel."

Anbetung dir, der die große Sonne
Mit Sonnen und Erden und Monden umgab,
Der Geister erschuf,
Ihre Seligkeit ordnete,
Die Aehre hebt,
Der dem Tode ruft,
Zum Ziele durch Einöden führt und den Wanderer labt,
Anbetung dir:
„Denn dein ist das Reich und die Macht
Und die Herrlichkeit. Amen." (Klopstock.)

Aus den Psalmen.

Die Himmel erzählen die Ehre Gottes,
Und seiner Hände Werk verkündigt ihre Wölbung.
Ein Tag sagt es dem andern,
Und eine Nacht gibt Kunde davon der andern!
Kein Wort ist es und keine Sprache,
Deren Laut man nicht vernehmen könnte:
In alle Welt geht aus ihr Hall,
Und bis an die Enden der Erde tönt ihr Ruf,
Wo der Sonnenball sein Zelt in ihnen hat. (Ps. 19.)

* * *

Mein Auge tief bewundernd schaut
In dieses Weltalls Herrlichkeiten,
Das aus sich selbst sich auferbaut
Von Ewigkeit zu Ewigkeiten;
Es ist ein ewiges Vergehen,
Und auch ein ewiges Auferstehen.

So ahn' ich freudig auch den Geist,
Den ew'gen Wesensgrund der Dinge,
Der sich als Herrn der Welt erweist,
Und dem auch ich mit Lust lobsinge,
Seit ich im innersten Gemüthe
Sein Wesen fühl' und seine Güte.

D'rum nicht im Bilde dien' ihm noch,
Im Geiste nur und in der Wahrheit!
Hab' ihn in eigner Seele doch;
Gib ihm auch dich in Kraft und Klarheit!
Nur wer den Gott in sich gefunden,
Dem wird sein Geist in Gott gesunden. (Baltzer.)

* * *

Du Geist der Welten, wir erkennen
Klar deines ew'gen Waltens Spur
Rings um uns her in Höhn und Tiefen,
In der geschmückten Blüthenflur;
Im hehren Kreislauf der Gestirne,
Wie in des Vogels Liederlust,
Und in des Meeres Wogenrauschen,
Doch tiefer in der eignen Brust.

Und überall im Menschenleben,
Auch in vergang'ner, ferner Zeit,
Wo sich der Brüder Wohl und Glück
In edler Lieb' der Mensch geweiht;
Wo in dem Kampf mit Geistesdunkel
Der Wahrheit Licht sich brach die Bahn,
— Erkennen wir dein mächtig Walten,
Und beten still und froh dich an.

Doch dürfen nicht in hohen Hallen
Zum Altar wir erst beten gehn,
Weil selbst im kleinsten Raum der Erde
Wir deinen heil'gen Tempel seh'n;
Weil nicht in Worten nur — in Werken
Der wahre Gottesdienst besteht,
Weil schon des Herzens reinste Freude,
Die That der Liebe ein Gebet. —

Schäfers Sonntagslied.

Das ist der Tag des Herrn!
Ich bin allein auf weiter Flur,
Noch eine Morgenglocke nur;
Nun Stille nah und fern.

Anbetend knie ich hier.
O süßes Graun! geheimes Wehn!
Als knieten Viele ungesehn
Und beteten mit mir!

Der Himmel, nah und fern:
Er ist so klar und feierlich,
So ganz als wollt' er öffnen sich.
Das ist der Tag des Herrn! (Uhland.)

Bei Sonnenuntergang.

Fahr wohl, o goldne Sonne,
Du gehst zu deiner Ruh',
Und voll von deiner Wonne
Gehn mir die Augen zu.

Schwer sind die Augenlieder,
Du nimmst das Licht mit fort.
Fahr wohl! wir sehn uns wieder
Hier unten oder dort.

Hier unten, wann sich wieder
Dies Haupt vom Schlaf erhob,
Dann blickest du hernieder,
Und freuest dich darob.

Und trägt des Tod's Gefieder
Mich statt des Traums empor,
So schau ich selbst hernieder
Zu dir aus höherm Chor.

Und danke deinem Strahle
Für jeden schönen Tag,
Wo ich mit meinem Thale
An deinem Schimmer lag. (F. Rückert.)

11. Gott in der Geschichte.

Ob Sturm und Wetter toben
Und ob die Erde bebt,
Ich weiß, daß ewig oben
Ein heil'ger Wille lebt!
Er gibt sich in den Bahnen
Der Welten herrlich kund;
Er spricht als leises Mahnen
Tief aus des Herzens Grund.

Laut in der Weltgeschichte
Macht er sich offenbar,
Wenn spurlos wird zu nichte,
Was groß und herrlich war;
Wenn sich zur Lebensfülle,
Zur Siegesmacht erhebt,
Was einst in Grabeshülle
Verschlossen, doch gelebt.

Welch Wort nennt ihn auf Erden
Dem sterblichen Geschlecht?
Er soll der Menschheit werden
Lebendig kund als Recht.

Das spricht aus jedem Sehnen,
Aus jedes Geist's Begehr;
Das strahlt in Leidenszähren
Weit auf die Welt umher.

Ob Kerkergraun umnachtet,
Wer sich dem Licht geweiht;
Ob auch in Fesseln schmachtet,
Wer kühn den Geist befreit;
Ob hier auf Erden sichtbar
Nur Herr noch sind und Knecht —
Doch lebt, lebt unvernichtbar
Der Gotteswille: Recht!

Ob Frevel es verhöhnen,
Es läugnen mag die Macht:
Sein Ruf wird doch ertönen
Aus tiefster Völkernacht;
Dann läßt es von den Todten
Erstehn ein neu Geschlecht
Als seinen Siegesboten, —
Das ew'ge, heil'ge Recht!

II. Gottesdienst.

1. Gottvertrauen.

Befiehl dem Herrn deine Wege und hoffe auf Ihn, Er wird es wohl machen. (Ps. 37, 5.)

Gesegnet ist der Mann, der sich auf den Herrn verläßt und der Herr seine Zuversicht ist. (Jer. 37, 5.)

Verlaß dich auf den Herrn von ganzem Herzen, und verlaß dich nicht auf deinen Verstand, sondern gedenke an ihn in allen deinen Wegen, so wird er dich recht führen. (Spr. Sal. 3, 5. 6.)

Es ist gut auf den Herrn vertrauen und sich nicht verlassen auf Menschen. (Ps. 118, 8.)

Auf Gott hoffe ich, und fürchte mich nicht, was können mir die Menschen thun? (Ps. 56, 12.)

Der Herr ist mein Hirte; mir wird nichts mangeln. Er weidet mich auf einer grünen Aue, und führet mich zum frischen Wasser; er erquicket meine Seele; er führet mich auf rechter Straße um seines Namens willen. Und ob ich schon wanderte im finstern Thal, fürchte ich kein Unglück; denn du bist bei mir; dein Stecken und Stab trösten mich. (Ps. 23, 1—4.)

Habe deine Lust an dem Herrn, Er wird dir geben, was dein Herz wünscht. (Ps. 37, 4.)

Du, o Herr, verlässest nicht, die auf dich vertrauen, und stürzest diejenigen, die nur auf ihre Macht sich stützen. (Jud. 6, 14.)

Lied.

Befiehl du deine Wege,
Und was dein Herze kränkt,
Der allertreu'sten Pflege
Deß, der den Himmel lenkt.
Der Wolken, Luft und Winden
Gibt Wege, Lauf und Bahn,
Der wird auch Wege finden,
Wo dein Fuß gehen kann.

Dem Herrn mußt du vertrauen,
Wenn dir's soll wohlergeh'n!
Auf sein Werk mußt du schauen,
Wenn dein Werk soll bestehn.
Mit Sorgen und mit Grämen
Und mit selbsteigner Pein
Läßt Gott sich gar nichts nehmen,
Es muß erbeten sein.

Dein' ew'ge Treu' und Gnade,
O Vater, weiß und sieht,
Was gut sei oder schade
Dem sterblichen Gemüth;

Und was du dann erlesen,
Das treibst du, starker Held,
Und bringst zu Stand und Wesen,
Was deinem Rath gefällt.

Weg' hast du aller Wegen,
An Mitteln fehlt dir's nicht;
Dein Thun ist lauter Segen,
Dein Gang ist lauter Licht;
Dein Werk kann Niemand hindern,
Dein' Arbeit kann nicht ruh'n,
Wenn du, was deinen Kindern,
Ersprießlich ist, willst thun.

Auf, auf, gib deinem Schmerze
Und Sorge gute Nacht;
Laß fahren, was das Herze
Betrübt und traurig macht!
Bist du doch nicht Regente,
Der Alles führen soll;
Gott sitzt im Regimente
Und führet Alles wohl.

Mach' End' o Herr, mach' Ende
Mit aller uns'rer Noth,
Stärk' unsre Füß' und Hände,
Und laß bis in den Tod
Uns allzeit deiner Pflege
Und Treu empfohlen sein;
So gehen unsre Wege
Gewiß zum Himmel ein. (Gerhard.)

Gottvertrauen.

Wenn Menschenhülfe dir gebricht,
So hoff' auf Gott und zage nicht!
Wenn Niemand hilft, so hilft doch er;
Mit ihm ist keine Last zu schwer.

Wenn Reiz der Jugend dir entflieht,
So ist's noch Gott, der auf dich sieht.
Wenn dich der beste Freund verläßt,
Hält dich doch Gottes Liebe fest.

Nimm deine Zuflucht nur zum Herrn,
Er ist dir nah, er hilft dir gern!
Nimm ihn zum Freund, nur er allein
Kann Tröster dir und Vater sein!

Alles mit Gott.

Mit dem Herrn fang' Alles an!
Kindlich mußt du ihm vertrauen,
Darfst auf eigne Kraft nicht bauen;
Demuth schützt vor stolzem Wahn,
Mit dem Herrn fang' Alles an!

Mit dem Herrn fang' Alles an!
Die sich ihn zum Führer wählen,
Können nie das Ziel verfehlen;
Sie nur gehn auf sichrer Bahn.
Mit dem Herrn fang' Alles an!

Mit dem Herrn fang' Alles an!
Muth wird dir dein Helfer senden,
Froh wirst du dein Werk vollenden,
Denn es ist in Gott gethan.
Mit dem Herrn fang' Alles an! (Hohlfeldt.)

Hoffnung — Geduld.

Hoffe, Herz, nur mit Geduld!
Endlich wirst du Rosen brechen.
O, dein Vater ist voll Huld,
Kindlich darfst du zu ihm sprechen!
Auf dein gläubiges Vertraun
Wird er gnädig niederschaun.

Wolken kommen, Wolken gehn,
Bau auf deines Gottes Gnade!
Zu der Freude Sonnenhöh'n
Führen sturmvoll dunkle Pfade,
Doch ein treues Auge wacht;
Zittre nicht in Sturm und Nacht!

Ankre du auf Felsengrund!
Schwinge dich zu Gottes Herzen,
Mach ihm deine Leiden kund,
Sag ihm deine tiefsten Schmerzen:
Er ist gnädig und erquickt
Jedes Herz, das Kummer drückt.

Faß' im Glauben kühnen Muth!
Kraft wird dir dein Helfer senden:
Mit der Kraft, die Wunder thut,
Wird er deine Leiden enden.
Er ist lauter Lieb und Huld:
Hoffe, Herz, nur mit Geduld! (Mahlmann.)

Von der Vorsehung Gottes.

1. Verlasse dich überall auf Gott. Der Geist, der über Alles wacht, wird auch über dich wachen.

2. Er, dessen Weisheit und Güte sich überall in so sichtbaren Spuren offenbart, wird Nichts geschehen lassen, davon das Ende ihm nicht anständig, oder seinen Geschöpfen nicht heilsam sei.

3. So stehen in seiner Hand auch deine Schicksale; und wenn du dich durch deine Abweichungen von den unveränderlichen Vorschriften des Wahren und Guten, der glückseligen Wirkungen seiner Fürsorge nicht unfähig machst, wenn der Richter, den er in dir verordnete, dich nicht verdammt — dann wird nichts von dem, was dir als widerwärtig erscheint, dir wahrhaft schaden können.

4. Bist du auch ein Mensch, und müssen Leiden über dich kommen: so denke doch in der Noth an den Ewigen.

5. Vertraue ihm, der Alles am Besten lenkt, und erstarke dein Herz an diesem Vertrauen.

6. Denn wisse, du Edler! daß zu deiner Rettung eher Berge sich spalten, reißende Ströme dir zur Brücke dienen und Raben dich ernähren, als daß Er dich verlasse!

7. Mit ihm, mit dem Glauben an ihn, wage dich unter die Löwen, in das Feuer, unter die Feinde, und halte dich seines Schutzes versichert!

8. Er, der den herrlichen Menschengeist schuf, der dir den Leib gab, dir die Erde zur Wohnung anwies, dir Thiere, Fische und Vögel unterthan machte, der für dich die Fluren grünen und Früchte tragen läßt;

9. Er, der deine Kindheit beschützte, männlichen Muth in dein Herz legte, der im Alter deine Stütze ist;

10. Er, gegen dessen Güte des Himmels Raum zu klein und das Meer nur ein Tropfen ist, läßt dich nicht verderben.

11. Verzage also nicht, wenn das Leben stürmte; aus dem Verworrenen geht Ordnung und Schönheit hervor und in Klarheit löset sich auf, was Labyrinth war. (Spr. der Dichter.)

2. Liebe zu Gott.

Du sollst den Herrn deinen Gott lieben von ganzem Herzen, ganzer Seele und ganzem Vermögen. (5. Mos. 6, 5.)

Dein Lebenlang habe Gott vor Augen und im Herzen. (Tob. 4, 6.)

Sei muthig, wie ein Leopard, beflügelt, wie ein Adler, schnellfüßig, wie ein Hirsch, kühn, wie ein Löwe, um den Willen deines himmlischen Vater zu erfüllen! (Spr. der Vät. 5, 20.)

Willst du Gottes Diener sein, so sei bereit zu leiden. (Sir. 2, 1.)

Erfülle den göttlichen Willen, als wäre es dein Wille, dann wird es ihm gefällig sein, deinen Willen zu erfüllen. (Spr. der Vät. 2, 4.)

Denen, die Gott lieben, müssen alle Dinge zum besten dienen. (Röm. 8, 28.)

Herzlich lieb habe ich dich, Herr, meine Stärke; Herr, mein Fels, meine Burg, mein Erretter, mein Gott, mein Hort, auf den ich traue, mein Schild und Horn meines Heils und mein Schutz. (Ps. 18, 2, 3.)

Furcht ist nicht in der Liebe, sondern die völlige Liebe treibet die Furcht aus, denn die Furcht hat Pein. Wer sich aber fürchtet, der ist nicht völlig in der Liebe. (1. Joh. 4, 18.)

So jemand spricht: Ich liebe Gott, und hasset seinen Bruder, der ist ein Lügner. Denn wer seinen Bruder nicht liebet, den er siehet, wie kann er Gott lieben, den er nicht siehet? (1. Joh. 4, 20.)

Das ist die Liebe zu Gott, daß wir seine Gebote halten. (1. Joh. 5, 3.)

Lied.

Gott, der aus Liebe Leben schuf,
Der du auch mir das Leben,
In ihm den seligen Beruf
Zur Liebe mir gegeben;
Ich jauchze dir, ich preise dich;
Dein Segen, Vater, senket sich,
In Strömen auf uns nieder!

Der reiche Lebensstrom entquoll
Des Vaterherzens Tiefen.
Er winkt, und Segensfülle schwoll,
Wo starre Kräfte schliefen.
Es werde, sprach der Herr, das Licht!
Und sieh', die Frühlingssonne bricht
Aus düstern Winternächten!

Da grünt das Land, der Vogel singt;
Es schwärmt im Meer, in Lüften;
Die Schaar des Wildes jauchzt und springt;
Es widerhallt in Klüften;

Was lebt, erſchuf der Herr zur Luſt!
Doch legt er nur in deine Bruſt,
O Menſch, das höh're Leben!

Den Tropfen ſenkt er dir in's Herz
Der ſchöpferiſchen Liebe,
Das Mitgefühl für Freud' und Schmerz,
Des Wohlthuns rege Triebe.
So ſtehſt du da, der Gottheit Bild;
So lang dein Herz vor Liebe ſchwillt,
Bleibſt du in ſeiner Liebe.

Wir ſinken, Ew'ger, vor dich hin,
Zu Kindern dir erkoren.
Erwärme du den kalten Sinn,
Der deine Spur verloren.
Wir weih'n uns dir zu neuer Treu',
Und unſer Aller Wandel ſei
Ein Spiegel deiner Liebe.

Der wahre Gottesdienſt iſt die thätige Menſchenliebe: Was ihr einem dieſer Geringſten thut, das habt ihr Mir gethan. (Jeſus.)

3. Verehrung Gottes.

Beſuche das Haus Gottes mit Ehrfurcht, aber betrachte dieſes nicht als einen Gottesdienſt, ſondern nur als eine Stärkung deiner Seele zum wahren Gottesdienſt.

Wenn du beteſt, ſo mache nicht viele Worte. (Sir. 7, 15.)

Betrachte das Gebet nicht als eine Zwangsarbeit, ſondern es ſei ein herzliches Flehen um Barmherzigkeit und Gnade vor Gott. (Spr. der Vät. 2, 13.)

Wer Gott dienet mit Luſt, der iſt ihm angenehm, deſſen Gebet reichet bis in die Wolken. (Sir. 35, 20.)

In Chören preiſet Gott den Herrn. (Pſ. 68, 27.)

Dich, o Herr, erkennen, führt zur vollkommenen Gerechtigkeit, deine Macht begreifen, iſt die Wurzel des ewigen Lebens. (Weish. Sal. 15, 3.)

Rufe mich an in der Noth, ſo will Ich dich erretten, und du ſollſt Mich preiſen.

Siehe, der Arm des Herrn iſt nicht zu kurz, daß er nicht helfen, noch ſein Ohr zu ſchwer, daß er nicht hören könnte, ſondern eure Miſſethaten ſcheiden euch von eurem Gott, und eure Sünden verhüllen ſein Antlitz vor euch, daß er nicht hört! (Jeſ. 59, 1. 2.)

Du, o Ewiger, biſt unſer Vater; unſer Erlöſer iſt dein Name von Alters her! (Jeſ. 63, 16.)

Sprüche der Dichter.

1. Willſt du, o Menſch, das Herz gerührt und erhoben fühlen, willſt du ſelbſt zur Andacht dich leiten laſſen, ſo beſuche fromme Familien im häuslichen Kreiſe, wenn ſie ſich mit dem Heiligſten und Erhabenſten, was die Welt hat, mit der Gottheit, unterhalten.

2. Ließe dich die Thräne ungerührt, die in dem zum Himmel gewandten Blick einer Mutter zittert, wenn ſie für das Leben, für die Geſundheit, für die Unſchuld, für das Wohlergehen ihrer Kinder betet!

3. Könnteſt du gleichgültig bleiben, wenn ein ehrwürdiger Vater, umgeben von ſeinen Hausgenoſſen, das Haupt entblößt und flehend für das Glück ſeines Hauſes, ſich zu dem König der Könige, dem Allmächtigen, wendet?

4. Sollte in deiner Bruſt nicht die ſchönſte aller Empfindungen beben, wenn ein unſchuldvolles aufblühendes Kind mit gefalteten Händen zu dem Unſichtbaren ein Gebet für ſeine Eltern, Geſchwiſter, Geſpielen ſtammelt?

5. Dorthin gehe und lerne beten! Dorthin, wo der Vater des Hauſes, oder die fromme Mutter Prieſter und Prieſterin des Allerhöchſten werden.

6. Dort in der Behausung, wo der Betende die Gaben des Ewigen genießt, wo er Krankheit und Gesundheit empfangen, wo vielleicht einst sein Sterbelager steht!

7. Dorthin gehe, Sündiger, lerne beten, lerne Gott verehren. Erstarke, bessere dich, werde entschlossener zum Guten;

8. Dann wirst du dir und Andern mehr Glück bereiten, wirst den Himmel des häuslichen Lebens fühlen; dein Herz und deine Seele werden sich reinigen und läutern, dein Gemüth wird ruhig sein, dein vorwurfloses Gewissen wird es mit Heiterkeit erfüllen.

9. Du wirst das Leben freudiger genießen, weil du es ruhiger genießest.

10. Oder willst du in die freie Natur gehen? Gehe hinaus, wenn der Frühling seine tausend Blüthen über die Welt streut, Lerchen über den Wolken und Nachtigallen in dunklen Gebüschen singen und wunderbare Verklärung die weite Landschaft umglänzt.

11. Siehe dort, wie der entzückte Vater dem horchenden Sohne die Wunder der Schöpfung, die Spuren der göttlichen Weisheit andeutet, ihm zeigt, wie die Natur Alles so gütig geordnet.

12. Gehe hinaus, siehe, höre! Und fühlst du dich ergriffen beim Anblick dieser Wunder — so fühlst du Andacht und wirst Gott verehren!

Von der religiösen Erhebung des Gemüths.

1. Wer verzweifeln kann, der hat die Gewalt des Gebetes nie empfunden, die den Muth der Tugend aufrecht erhält.

2. Beten ist die feierlichste und größte Verrichtung des Lebens. Es ist kein irdisches Geschäft, es ist ein himmlisches.

3. Alles betet. Die Weisesten der Menschen beten, denn in ihrer Brust ist die Sehnsucht nach der Vereinigung mit Gott am lautesten;

4. Es betet der Greis, denn ihm hat sich Gott in den wunderbaren Verkettungen des Lebens heller gezeigt;

5. Es beten die Herrscher auf den Thronen, wie die feile Zunge des Schmeichlers sie auch erheben mag. Sie selbst empfinden ihre Schwäche am lebhaftesten;

6. Mitten im erborgten Flitterglanz der Herrlichkeit mahnt sie das Herz: Du bist Staub!

7. Es betet der lebhafte Jüngling, wenn er aus dem Rausche der Zerstreuungen zur Einsamkeit und Stille der Nacht übergeht.

8. Er sieht zwischen den Blüthen der Jugendwelt die anrückenden Sturmwolken künftiger Jahre und zittert vor der Unsicherheit der eigenen Kräfte.

9. Er hält fest an Gott; er kennt keinen Freund, der treuer, keinen Vater, der gütiger, keinen Beschützer, der mächtiger wäre.

10. Es betet der rohe Krieger, der Abends auf blutigen Waffen entschläft. Nicht diese Waffen, der Ewige schützt ihn — er geht in seinen schrecklichen Beruf — noch ein Augenblick und sein blutender Leichnam kann neben andern Todten liegen.

11. Es betet die Mutter unter ihren holden Kindern; der Herr gab ihr diese Liebeswonne — er kann sie ihr nehmen; aber gebenedeiet ist vor ihr sein Name.

12. Es betet zu spät der Wüstling auf dem peinlichen Krankenlager. Das Stundenglas sagt ihm: Dieses Leben ist keine Ewigkeit, und im Spiegel erblickt er ein Gespenst, das ihm gleicht.

13. Er schaudert mit eben dem Abscheu vor der sinnlosen Vertändelung seines Lebens zurück, wie er einst mit Hohn die Uebungen reiner Christen belächelte.

14. Es betet die trauernde Wittwe am Sarge des treuen Gatten; die Welt ist ihr nun verwaiset; sie hat ihr Bestes verloren, doch Gott ist ihr geblieben und eine selige Hoffnung, die nicht im Grabe stirbt.

15. Es betet der menschenfreundliche Weise, wenn er von guten Thaten hinauseilt, neue Kräfte im Anblick der schönen Natur zu schöpfen, und er, von der Pracht der Schöpfung erschüttert, eine Thräne der Rührung in seinem Auge fühlt.

16. Und du verschmähst es, ihrem frommen Beispiele zu folgen? Du verschmähst es, die beseligende überirdische Kraft des Gebets an dir selbst zu empfinden?

17. Wisse, auch der edelste Mensch, auch der einsichtsvollste, bleibt ein schwacher Sterblicher.

18. Es ist ihm unmöglich, sich immerdar, oder auch nur für lange Zeit in der hohen Stimmung zu erhalten, zu welcher ihm in gewissen Stunden seine Einsichten, seine erhabenen Grundsätze verhelfen, die von allem Irdischen rein sind;

19. Er sinkt endlich immer wieder in sein Selbst zurück, er lehnt und stützt sich wieder auf menschliche Gebräuche, es thut ihm wohl, gleichsam Kind zu sein. Und was ist er zum Allvater anders als Kind?

20. An ihn richtet er sich mit stillem gläubigen kindlichen Sinn; an ihn, den Regierer des Weltalls, den Urquell des Guten und Vollkommenen sendet er einen Gedanken voll Ehrfurcht, einen leisen Seufzer. Dies ist Gebet! Gebet vor dem, der alle Gedanken kennt.

21. Erquickende Zuversicht erfüllt ihn; er nähert sich der Gottheit, er fühlt, daß er ihr gehöre. Er erhebt sich über das Nichtige und Vergängliche, wird größer, ja göttlicher. Frohe Ahnungen durchzittern seine Nerven, eine himmlische Freudigkeit durchbebt seine ganze Natur. Dies ist die Kraft des Gebets!

22. Dies ist die Wirkung der Nähe Gottes! Es redet Niemand mit Gott ohne Selbstverklärung seines Gemüths.

23. Bete! Bete mit Inbrunst und du fürchtest kein Schicksal mehr! Erinnere dich der Stunden, in welchen du mit beklemmtem Herzen vor Gott standest und Rettung flehtest;

24. Erinnere dich der Stunden, wo alle deine Aussichten sich verfinsterten und du am Rande der Verzweiflung glaubensvoll dich an den Einzigen wandtest und ausriefst: Es wird nicht wieder heil werden, wenn du meine Zukunft nicht erleuchtest!

25. Und siehe! Umstände, die du nicht erwartetest, Ereignisse, oft scheinbar kleine Dinge, welche du Zufall und Ungefähr nennst, retteten dich, verbesserten deine Lage. Du

wurdest wieder glücklich und froh. Dies ist die Kraft des Gebets! (Spr. der Dichter.)

Von der religiösen Duldung.

1. Verachte Niemand seiner Religion willen. Seine Religion ist für ihn eine Wahrheit, durch die er selig ist, eine Ueberzeugung, die er von seinen Vätern erbte, wie du die deinige erbtest.

2. Wie er durch sie hienieden tugendhaft, liebevoll, gemeinnützig, redlich, wahrhaftig, barmherzig und zu allem Guten fähig ist, ist sein Glaube eine Quelle des Segens für ihn und die menschliche Gesellschaft.

3. Der fromme Heide, der tugendhafte Jude ist ehrwürdiger und vor Gott angenehmer, als der Christ, welcher allen Lastern sich ergibt.

4. Habe Ehrfurcht vor den gottesdienstlichen Gebräuchen fremder Religionen. Entweihe nicht durch unbesonnenen Tadel ihre Feierlichkeit; entehre dich nicht durch Spott und weise sein wollendes Lächeln über Dinge, die in fremdem Gottesdienst dir auffallend sind und deren Sinn du nicht begreifst.

5. Wisse: Alles, was den unsterblichen Geist zur Ewigkeit bereitet, ist ehrwürdig und ein Heiligthum, unter welcher Gestalt es auch erscheine.

6. Vermeide alle kränkende Gespräche und Streitigkeiten in Glaubenssachen mit fremden Religionsgenossen.

(Spr. der Dichter.)

III. Unsterblichkeit.

Gott hat den Menschen zum ewigen Leben geschaffen; Er hat ihn nach Seinem Bilde geformt, damit er Ihm gleich sei. (Weish. Sal. 2, 23.)

Die Seelen der gerechten Menschen sind in Gottes Hand, und keine Qual rühret sie an. (Weish. Sal. 3 1.)

Die Ruchlosen gehen zum Grabe, wie die Schafe, die der Tod abgeweidet hat. (Ps. 49, 15.)

In deine Hand empfehle ich meinen Geist. (Ps. 31, 6.)

Alles ist zur ewigen Glückseligkeit bestimmt.
(Spr. der Vät. 3, 1.)

Die Menschen werden durch die Weisheit selig.
(Weish. Sal. 9, 19.)

Die Lehrer der Menschheit werden leuchten, wie des Himmels Glanz, und die Weisen, welche die Menge in der Gerechtigkeit unterweisen, wie die Sterne immer und ewig. (Dan. 12, 3.)

Selig sind die arm am Geiste sind; denn das Himmelreich ist ihr. Selig sind, die da Leid tragen; denn sie sollen getröstet werden. Selig sind die Sanftmüthigen, denn sie werden das Erdreich besitzen. Selig sind, die da hungert und dürstet nach der Gerechtigkeit, denn sie sollen satt werden. Selig sind die Barmherzigen, denn sie werden Barmherzigkeit erlangen. Selig sind, die reines Herzens sind, denn sie werden Gott schauen. Selig sind die Friedfertigen, denn sie werden Gottes Kinder heißen. Selig sind, die um Gerechtigkeit willen verfolgt werden, denn das Himmelreich ist ihr. (Matth. 5, 3—10.)

1. Gott und Unsterblichkeit.

1. Der Glaube an Unsterblichkeit ist das köstliche Kleinod, der unschätzbare Gewinn, der dem Freunde des Guten für seine Arbeit, für seinen Kampf, seine Verläugnung und für jedes Opfer auf der Laufbahn der Tugend herrlich lohnet.

2. Er ist die segensvolle Frucht, die aus den Nächten der Leiden und aus dem Heiligthume eines göttlich liebenden Herzens hervorkeimt und durch Ausdauer im Dulden und Lieben zur höchsten Reife und Wirksamkeit gedeiht.

3. Wie den Fremdling, der auf Gebirgen geboren ist, in niedriger Gegend unheilbares Heimweh auszehrt, so zernaget

auch uns ein ewiges Sehnen, und wir fühlen, daß wir für einen höheren Ort geboren sind.

4. Das ist ja der große Vorzug des Menschen, daß er nach Gott geschaffen ist; denn er ist, wie Gott, ein vernünftiges und freies Wesen.

5. Ein Geschöpf aber, das der Schöpfer mit der Anlage ihm ähnlich zu sein erschaffen hat, muß in dieser Aehnlichkeit ewig fortgehen. Der Schöpfer kann sein Ebenbild nicht vernichten.

6. Trage man uns zu Grabe; vertilgt ist die Spur des Daseins nicht. Dasein ist Wirken, und der ist nicht gestorben, der in dauernden Wirkungen sein Dasein bis über das Grab hinaus erweiterte.

7. Was da lebte, das lebt; und was da war, das ist ewig. Denn nur der Schein verweht, aber Dasein verwandelt sich nicht.
(Spr. der Dichter.)

Lied.

Göttlich denken, menschlich handeln,
Treulich Mensch mit Menschen wandeln,
Edles schaffen, Gutes mehren,
Gottes Wort durch Thaten lehren;
Himmelswerke lächelnd üben,
Gott, den Herrn, in Menschen lieben,
Aller Vorbild, Aller Lehrer:
So bist du des Himmels Mehrer.

So nur lebst du in die Weite,
Schaffest morgen so wie heute,
Dauerst fort in deinen Thaten,
Grünest fort in deinen Saaten.
So bist du ein Ton geworden
In den ewigen Akkorden;
In dem Reich des ewig Schönen
Mußt du unvergänglich tönen.

Mag, was irdisch ist, verfallen,
Mag die Frucht, die reife, fallen,
Und, zu kurzem Sein erlesen,
In der Erde Schooß verwesen.
Drinnen schläft geheim und leise
Künft'gen Lebens neue Weise,
Schlafen neue Bildungskeime,
Künft'ger Lenze Blüthenbäume.

Laß die Jahre, laß sie fliehen,
Wolken gleich vorüberziehen;
Mag zuletzt auf ihren Wellen
Auch der kleine Kahn zerschellen.
Du, der Lenker, du der Meister,
Dauerst in dem Reich der Geister
Nach vollbrachter Lebensreise
Ewig jung in deiner Weise. (Georgi.)

* * *

Es schlägt der Puls, es rinnt die Zeit;
Es reiht sich immer Jahr an Jahr,
Das Leben ist ein flüchtig Heut;
Nie kehrt zurück, was gestern war.

Die Freude lächelt und verfliegt;
Die Thräne quillt, auch sie versiegt;
Und Alles blüht und reift und fällt;
Ein großes Grab ist diese Welt.

Doch das, was aus dem Geiste stammt,
Verwesel nimmer hier im Staub;
Was in dem Menschen himmlisch flammt,
Wird nicht der flüchtigen Zeiten Raub.

Preis ihm, dem Herrn, deß Allmachtsruf
Den Geist des Menschen ewig schuf;
Preis ihm in dieser dunklen Zeit!
Preis unserem Gott in Ewigkeit! (Dulcer.)

2. Christengtaube.

Wir glauben All' an Einen Gott,
Und Treu' wir ihm geloben.
Ruf' jeder ihn nach eig'ner Weis';
Gering ist all der Worte Preis:
Die That nur kann ihn loben.

Wir glauben an ein Vaterland,
Wo Recht und Tugend wohnet,
Wo Kunst gedeiht und Wissenschaft
Gemeinwohl jeder will und schafft,
Wo Freiheit herrlich thronet.

Wir glauben an der Völker Heil,
So hoch sich Unheil thürmet;
Ein Gott ist's, der zum Licht sie weckt,
So tief auch Finsterniß sie deckt;
Ein Gott ist's, der sie schirmet. (Blaß.)

3. Unsere Hoffnung.

Im Hintergrund der Zeitenferne,
Von goldnem Schimmer licht umwebt,
Sehn wir der Menschheit größte Sterne,
Die gottbegeistert einst gestrebt.
Der Zukunft aber zugewendet
Ist unf'rer Seele laut'rer Muth,
Der gottbegeistert, nicht verblendet,
Das Rechte sucht und wohl auch thut.

Wir stammeln nicht mit matten Zungen
Der Vorzeit nach in blöder Scheu.
Was sonst dem Menschengeist gelungen,
Gelingt ihm noch und immer neu.
Die Blüthen, welche sonst erschienen,
Umduften uns auch frisch und rein;
Es tragen noch des Fleißes Bienen
Denselben goldnen Honig ein.

Was, aus der Menschheit Schooß geboren,
Als Gottes Offenbarung kam,
Dies bleibt uns ewig unverloren,
Da nimmer es ein Ende nahm.
Gott ist lebendig und erschlossen
Ist sein Gebot in jeder Art,
Das weiter sich in frischen Sprossen
Und reichen Blüthen offenbart.

Die Welt ist Gottes und die Zeiten,
Und jede Zeit ist Seine Zeit.
Schon seh'n wir in der Erde Weiten
Ein höh'res Maß der Frömmigkeit;
Und immer wächst es fort im Ganzen,
Nach Gottes Willen, reich und voll,
Daß wir lebendig weiter pflanzen,
Was weiter sich gestalten soll. (Hessemer.)

Gott, Freiheit und Unsterblichkeit

sind die drei leuchtenden Sterne

der

sittlichen Weltordnung.

(Kant.)

Inhaltsverzeichniß.

Seite

I. Pflichten der Kinder.

A. Pflichten des Kindes gegen sich selbst.

1. Lernbegierde.

a. Beispiele:
1. Jesus 1
2. Seneka († 65 n. Chr.) 2
3. Leibnitz 2
4. Franklin 4
5. Mos. Mendelssohn 6
6. Angelika Kaufmann 7

b. Lehren 8
c. Sprüche 10

2. Die Mäßigkeit, Mäßigung und Ordnungsliebe.

a. Beispiele:
1. Der Frohsinn des Mäßigen 11
2. Der beste Koch 11
3. Segen der Mäßigkeit 12
4. Melanchthon 13
5. Ordnung erleichtert die Wohlthätigkeit 14

b. Lehren 15
c. Sprüche 16

3. Wahrheitsliebe und Offenherzigkeit.

a. Beispiele:
1. Auch dem Feinde muß man Wort halten 17
2. Der Feldprediger 18
3. Plato († 348 v. Chr.) 18
4. Joh. Kant 19

Seite

b. Lehren 21
c. Sprüche 22

B. Pflichten des Kindes gegen seine Eltern und Lehrer.

1. Die Liebe.

a. Beispiele:
1. Ein Schweizermädchen 23
2. Die Tochter des Dichters 25
3. Honorie 27
4. Kiefun 27
5. Kindespflichten 28
b. Lehren 28
c. Sprüche 31

2. Die Dankbarkeit.

a. Beispiele:
1. Markus Aurelius († 201 v. Chr.) 32
2. Die königliche Schülerin 32
3. Er war einst mein Lehrer 33
4. Kurzhagen 34
5. Der blinde König 35
b. Lehren 37
c. Sprüche 38

C. Pflichten gegen Geschwister, Mitschüler und Mitmenschen.

1. Liebe zu den Geschwistern und Mitschülern.

a. Beispiele:
1. Der aus der Sklaverei befreite Bruder 40
2. Seid eben so gute Söhne als Brüder 41
3. Die kleine Heldin 42
4. Eine Schwester stirbt für die andere 43
5. Das abgetretene Stipendium 45
6. Die Theilung 45
b. Lehren 46
c. Sprüche 47

2. Ehrerbietung gegen das Alter.

a. Beispiele:
1. Alexander der Große 48
2. Die Spartaner 48
3. Friedrich II. 49
4. Die Krone des Alters 50

Seite

b. Lehren 50
c. Sprüche 51

II. Pflichten der Erwachsenen.

A. Pflichten der Erwachsenen gegen sich selbst und ihre Familie.

1. Arbeitsamkeit und Sparsamkeit.

a. Beispiele:
1. Erfindung des Notendrucks 52
2. Luther 54
3. Fabricius 54
4. Pourtales 55
5. Der Holzhauer 56
6. Die Kunst, sein Glück zu machen. Franklin . . . 57
b. Lehren 59
c. Sprüche 63

2. Liebe und gewissenhafte Sorge für seine Familie.

a. Beispiele:
1. Cornelia 67
2. Eine Mutter stirbt mit ihrem Kinde 67
3. Die Eltern Emanuel v. Fellenbergs 68
4. Cicero 71
5. Cromwell 72
6. Scheiden 72
7. Wer ein tugendhaftes Weib gefunden, der hat einen größern Schatz denn köstliche Perlen 73
b. Lehren 74
c. Sprüche 86

3. Selbstbeherrschung und Selbsterkenntniß.

a. Beispiele:
1. Sokrates 88
2. Beherrsche dich! 89
3. Camillus 89
4. Philipp II. 91
5. Friedrich der Große 91
6. Paulus Aemilius 91
7. Andreas Doria 92
8. Der Kampf mit dem Drachen 94
9. Benjamin Franklins Tugendübung 103
10. Herkules am Scheidewege 104
b. Lehren 108
c. Sprüche 120

Seite

4. Pflichttreue, Wahrhaftigkeit und Muth.

a. Beispiele:
1. Regulus . . . 125
2. Scipio Afrikanus . . . 127
3. Polikarp . . . 127
4. Die Römerin Arria . . . 129
5. Die treue Magd . . . 130
6. Der treue Diener . . . 131
7. Maria Josephe . . . 132
8. Galileo Galilei . . . 133
9. Wellington . . . 136
b. Lehren . . . 136
c. Sprüche . . . 145

B. Pflichten gegen Gemeinde und Staat.

1. Die Gemeinnützigkeit und Wohlthätigkeit.

a. Beispiele:
1. Emanuel von Fellenberg . . . 150
2. Heinrich Pestalozzi (1746—1827) . . . 157
3. Hans Conrad Escher von der Linth (1767—1823) . 161
4. William Haldimann († 1862) . . . 163
b. Lehren . . . 165
c. Sprüche . . . 168

2. Gerechtigkeit.

a. Beispiele:
1. Aristides (450 v. Chr.) . . . 170
2. Zaleucus . . . 173
3. Gustav Adolph . . . 174
4. Friedrich II. . . . 174
5. Joseph's II. Gerechtigkeitsliebe . . . 176
b. Lehren . . . 177
c. Sprüche . . . 181

3. Vaterlandsliebe.

a. Beispiele:
1. Leonidas (480 v. Chr.) . . . 183
2. Römersinn und Römertugend . . . 186
3. Hermann, der Befreier Deutschlands (9 n. Chr.) . 190
4. Johanna von Orleans (1429) . . . 195
5. Niklas Zrinyi . . . 202
6. Arnold von Winkelried . . . 205
7. Georg Washington . . . 206

Seite
b. Lehren . . . 211
c. Sprüche . . . 217

C. Pflichten gegen die Menschheit und die Natur.

1. Wohlthätigkeit, Menschenliebe, Mitleid.

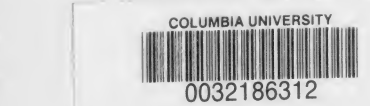
a. Beispiele:
1. Titus Vespasianus († 81) . . . 221
2. Die drei Ringe . . . 223
3. Der Schneidermeister . . . 226
4. Joseph's Menschenliebe . . . 229
5. Henry Pierce . . . 233
Mitleid gegen Thiere:
1. Alexander der Große . . . 234
2. Das Rebhühnernest . . . 234
3. Des Vogels Klage . . . 235
4. Bescheidene Bitte an die Menschen . . . 236
Naturbetrachtungen . . . 237
b. Lehren . . . 240
c. Sprüche . . . 246

2. Streben nach Wahrheit und sittlicher Veredlung.

a. Beispiele:
1. Moses (1665 v. Chr.) . . . 255
2. Sokrates (geb. 469 v. Chr.) . . . 263
3. Jesus (1—33) . . . 269
4. Paulus . . . 308
5. Mohamed . . . 314
6. Peter Waldus und die Waldenser . . . 320
7. Joh. Huß . . . 325
8. Martin Luther (1483—1546 . . . 329
9. Ulrich Zwingli (1484—1531) . . . 338
10. Alexander Humboldt (1769—1859) . . . 343
11. Immanuel Kant (1724—1804) . . . 348
12. Friedrich Schiller . . . 352
b. Lehren . . . 359
c. Sprüche . . . 366

D. Religiöse Pflichten.

Streben nach Gotterkenntniß und Gottverehrung.

I. Wesen Gottes . . . 375
II. Gottesdienst . . . 393
III. Unsterblichkeit . . . 405

170 W99
Wyss.
Tugend- und pflichtenlehre